

Riesengebirgs- Buchkalender 1989





1989

Riesengebirgs- Buchkalender

www.riesengebirgler.de

Herausgegeben von Helmut Preußler



Helmut Preußler - Heimatverlag - Nürnberg



34. Jahrgang



www.riesengebirgler.de

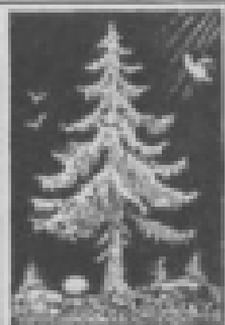
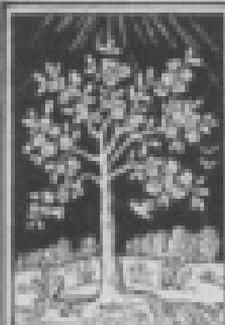
Die Zeit

Denkst du das Schlosses noch auf stiller Höh?
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's dich rief,
am Abgrund gras't das Reh,
es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe, –
o stille, wecke nicht, es war als schlief's
da drunten ein unnenbar Weh.

Kennst du den Garten? – wenn sich Lenz erneut,
geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen
still durch die Einsamkeit,
und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,
als ob die Blumen und die Bäume singen
rings von der alten schönen Zeit.

Ihr Wipfel und ihr Bronnen rauscht nur zu!
Wohin du auch in wilder Lust magst dringen,
du findest nirgends Ruh,
erreichen wird dich das geheime Singen, –
entflieh' wir nimmer, ich und du!

Joseph v. Eichendorff



Spruch fürs neue Jahr!

Ein Jählein geht ein Jählein kommt
Daran läßt sich nichts ändern.
Wie warm wie kalt die Monde sind
Das steht in den Kalendern
Wie schön sie sind ihre Lieben
Wird uns ins Herz geschrieben.



Ein Jählein geht ein Jählein kommt
Daran läßt sich nichts ändern.
Die Monde schwinden schnell dahin
So steht's in den Kalendern
Jedoch ein Herz von richtigem Schlage
Verjüngt sich alle Tage.

Wolff Paul Großmann



Januar



katholisch	evangelisch	Januar (Jänner) – Hartung
1 So Neujahr	Neujahr	Steinbock (22. 12. – 20. 1.) 
2 Mo Namen-Jesu-F.	Abel, Seth	
3 Di Genevieve	Berthilde	
4 Mi Rigobert	Methusalem	
5 Do Alfred	Simeon	
6 Fr Hl. Dreikönig	Ersch. d. Herrn	
7 Sa Valentin	Julian	
8 So Erhard	Erhard	
9 Mo Julian	Berthold	Der 100jährige Kalender (Januar) 1.–3. beginnt mit Kälte 4. wird es lind 5. die Kälte 12.–18. gibt es plöckch die 19. wird es zugedeckt mit neuem Schnee 20.–27. wechselndes Wetter auch mit Sonnenschein 28.–31. gibt es nur Schneereggen
10 Di Agathe	Prokop, Elm	
11 Mi Wigmar	Armer	
12 Do Ernst	Reinhold	
13 Fr Gotfried	Hildegard	
14 Sa Hilarius	Felix	
15 So Paulus, Eins.	Maurus	
16 Mo Marcellus	Marcellus	
17 Di Antonius, Abt	Antonius	
18 Mi Pet. Stuhl, z.R.	Karlmann	
19 Do Mar. u. Martha	Sara	
20 Fr Fabian u. Seb.	Fab. u. Seb.	
21 Sa Agnes	Agnes	
22 So Vinzenz	Vinzenz	
23 Mo Emerich	Emerantiana	Zum neuen Jahr <i>In ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen im blauen Gezahln der Himmels bewegt. Du, Vater, Du rate, lenke Du und wende! Herr, Dir in die Hände sei Anfang und Ende, sei alles geggt.</i>
24 Di Timotheus	Timotheus	
25 Mi Pauli Bekehr.	Pauli Bekehr.	
26 Do Alberich	Alberich	
27 Fr Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.	
28 Sa Karl	Karl	
29 So Franz v. Sales	Valerius	
30 Mo Martina	Adelgunde	
31 Di Johan. Bosco	Ludwige	

Eduard Mörike



Über verschneites Land

Stille Gedanken wandern
Über verschneites Land,
rühren an ferne Tage
leise mit weicher Hand.

Halten vertraute Worte
lächelnd ins Abendlicht,
streicheln mit warmen Blicken
zart ein geliebtes Gesicht.

Winken aus Längeln, sorghelosen
Sommer ein Pünkechen Glück
lauflos mit wehem Herzen
in das Erinnern zurück.

Erna Künast

Notizen:

Gedenktage:

Februar



katholisch

evangelisch

Februar (Faber) Hornung

1 Mi	Ignaz	Brigitte
2 Do	Mar. Lichtmeß	Marie Reinig.
3 Fr	Blasius	Blasius
4 Sa	Andreas	Veronika
5 So	Agathe	Agathe

6 Mo	Dorothea	Dorothea
7 Di	Fasnacht	Fasnacht
8 Mi	Aschermittwoch	Aschermittwoch
9 Do	Konrad	Konrad
10 Fr	Johanna	Zootheater
11 Sa	Marie Lourdes	Euprosine
12 So	Eulalia	Eulalia

13 Mo	Siegfried	Siegfried
14 Di	Valentin	Valentin
15 Mi	Faustinus	Faustinus
16 Do	Juliana	Juliana
17 Fr	Margold	Konstantin
18 Sa	Simeon	Konkordia
19 So	Konrad	Susanna

20 Mo	Eucherius	Eucherius
21 Di	Eleonore	Eleonore
22 Mi	Stuhl. z. Art.	Peter Stuhlfier
23 Do	Petr. Damiani	Sieghard
24 Fr	Matthias	Matthias
25 Sa	Walburga	Viktor
26 So	Alexander	Nestor

27 Mo	Leander	Leander
28 Di	Romanus	Justus

Wassermann
(21. 1.-18. 2.)



Der 100jährige Kalender (Februar)

1.-8. hält das Wetter mit Schnee und Regen an,
9.-12. endlich schön, leicht und
13.-16. frostige Schauer und
17.-25. kommt wiederum Kälte, ab
26. bis Ende fängt an zu regnen.

Im Vorfrühling

*Der Wind spielt lust und lei
mit schwachen Zweigen.
In dem sanften Rauch
aus Licht und Graß
Müssen Gurgelrocken, blühn Enden
neben der Forsythien Gold.
Feldchensträucher hat die Sonne
in das Grün gestreck
und dem Winter in dem Wägen
verträumende sanft Knospen
in dem Frühlingstag gelockt.
O helle und schöne Welt!
Grügelbäume Raizen der Winde
hängen über dem Strom.
Anscheln und Stare singen
in dem neuen Himmelblau.*

Johannes Wundrowich

Besitz für immer

Du sagtest einst,
noch hör' ich's in mir klingen:
„Was du besitzt,
das trägst du stets in dir,
Verlust liegt in den
materiellen Dingen,
Der Geist ist unverlierbar,
glaube mir.“

Ich Michelle ...
im Licht der Heimatfluren
bedeuteten die Worte
mir nicht viel:
Zur Seite dich,
den Schritt in deinen Spuren –,
wie vorgezeichnet
schienen Weg und Ziel.



Doch bald begann der feste Grund zu wanken,
die Erde brach in Dornenbüschel und Grotten.
Ich war allein, und arm, doch die Gedanken
sind Heimat nun, und immer mein Besitz.

Leontine von Graefing

Notizen:

Gedenktage:

März



katholisch	evangelisch	Märg - Lenzing
1 Mi Ailin	Ailin	Fläche (19. 2.-20. 3.) 
2 Do Heinrich Suso	Hartwin	
3 Fr Kunigunde	Kunigunde	
4 Sa Kasimir	Adrian	
5 So Friedrich	Friedrich	
6 Mo Perpetua	Fridolin	Der 100jährige Kalender (Märg) 1.-4. wiederum Schnee und Frost, und im 8. 11. jedoch Schneesturm und 12.-17. polares 18.-26. schönes Wetter, darauf Regen 27.-31. trüb und wiederum Regen- wetter.
7 Di Thom. v. Aquin	Felicitas	
8 Mi Joh. v. Gott	Philemon	
9 Do Franziska	Franziska	
10 Fr St. Kilian	Kilian	
11 Sa Wulfstan	Wulfstan	Ostergedanken <i>Es ziehen lange Straßen und enge, kurze Gassen durch viele Länder hin. Da ist ein stetes Wandern von Einsamen und andern, oft schmerzbar ohne Sinn. Und doch: Im Kampf des Lebens sind Mühen nicht vergebens, selbst Leiden bringt Gewinn. Wenn Kreuz und Tod vergehen, folgt stets ein Aufstehen zum neuen Neugeburt!</i> - Herbert Gröber
12 So Gregor d. Gr.	Gregor d. Gr.	
13 Mo Gerold	Ernst	
14 Di Mathilde	Hilkebert	
15 Mi K. M. Hofbauer	Christoph	
16 Do Herbert	Cyriakus	
17 Fr Gertrud	Gertrud	
18 Sa Eduard	Anselm	
19 So Josef	Josef	
20 Mo Joachim	Hubert	
21 Di Benedikt	Benedikt	
22 Mi Nik. v. d. Flue	Kasimir	
23 Do Otto	Eberhard	
24 Fr Karfreitag	Karfreitag	
25 Sa Mariä Verk.	Mariä Verk.	
26 So Ostersonntag	Ostersonntag	
27 Mo Ostermontag	Ostermontag	
28 Di Guntram	Malchus	
29 Mi Helmut	Helmut	
30 Do Quirinus	Guido	
31 Fr Guido	Arno	



Daß nur die Liebe nicht stirbt, die Liebe zum Land!
Daß sie das Herz noch erfüllt bis zum Rand,
daß sie die Schritte noch lenkt und das Tun,
daß sie uns aufrecht erhält nicht zu matt,
nicht eilt und milde zu sein, weil sonst verabschiedet
was einst die Heimat war. Daß nur die Liebe nicht stirbt!

Ursel Peter

Notizen:

Gedenktage:

April



katholisch		evangelisch	April – Ostermond
1 Sa	Hugo	Theodor	<p>Widder </p> <p>(21. 3.–20. 4.)</p> <p>Der 100jährige Kalender (April)</p> <p>1.–5. Gingt schön an, doch am 6. klingt es und der Regen ge- 7. hört 7.–12. zwischen Sonne und Regen 13.–20. weiterhin unseet und bis zum Ende ein ganz wunderlicher April.</p> <p>Rückblick</p> <p><i>Off denke ich in stillen Stunden verliert an das, was einmal war. Der Dachbach hör ich immer rauschen, als wach als Ruh dem Spiel lauschen, der wustenen Furellenscher.</i></p> <p><i>Barfuß ging er durch Wald und Flamm, der Birkhahn zog zum Birkensind Das war der Jagd und das Glück, süß' lachen wir nach Haus zurück, der Bergwind sang ein Schlammersind</i></p> <p><i>O Kletter dort in weiter Ferne, wie wagt du erhebt und wanderbar! Deine Berge, deine Felder, und die zwig grünen Wälder, verloren Glück, das einmal war.</i></p> <p style="text-align: right;">Erich Mauer</p>
2 So	Franz v. P.	Amalia	
3 Mo	Christian	Christian	
4 Di	Isidor	Androsus	
5 Mi	Wng. Ferer	Maximus	
6 Do	Brunhilde	Brunhilde	
7 Fr	Cölestin	Cölestin	
8 Sa	Amantius	Liborius	
9 So	Walfraud	Thyo	
10 Mo	Engelbert	Daniel	
11 Di	Leo d. Gr.	Leo d. Gr.	
12 Mi	Julius	Julius	
13 Do	Ida	Justinus	
14 Fr	Justin	Tiburtius	
15 Sa	Anastasia	Walfmann	
16 So	Herwig	Herwig	
17 Mo	Rudolf	Rudolf	
18 Di	Werner	Valerian	
19 Mi	Ermsa	Hermogenes	
20 Do	Viktor	Hildegard	
21 Fr	Anselm	Adolar	
22 Sa	Soter u. Cajus	Soter u. Cajus	
23 So	Georg	Georg	
24 Mo	Albert	Albrecht	
25 Di	Markus	Markus	
26 Mi	Ferdinand	Kletus	
27 Do	Petr. Canisius	Hilda	
28 Fr	Theobald	Theobald	
29 Sa	Peter, Mär.	Sibylla	
30 So	Walburga	Ludwig	



Du farest ja manchmal verlassen
und fühlst dich immer so allein,
die Stille um Dich, diesen großen
leeren unendlichen weiten Raum.

Die liegt der Heimat deine Heimat,
die dich umgibt mit Wärme und Licht,
die liegt der Heimat deine Heimat,
und immer farest du von ihr los.

Die weit farest du ja gar nicht gehen,
und du bist immer ganz allein,
die dich umgibt mit den Dingen Leben,
die du auch immer mit dir nimmst.

Die liegt der Heimat du bist immer allein,
und du bist immer ganz allein,
die liegt der Heimat du bist immer allein,
und du bist immer ganz allein.

Waldemar Hansen

Notizen:

Gedenktage:

Mai



katholisch	evangelisch	Mai – Wonnemond
1 Mo Maifeiertag	Maifeiertag	<p>Stier (21. 4.–20. 5.)</p> 
2 Di Ruffard	Sigmund	
3 Mi Kreuzauß	Kreuzauß	
4 Do Christi Himmelfahrt		
5 Fr Plus V'	Gottard	
6 Sa Dietrich	Dietrich	
7 So Stanislaus	Gottfried	
8 Mo Mich. Ersch.	Stanislaus	<p>Der 100jährige Kalender (Mai)</p> <p>1. kalt 2.-6. gut, windig und windig, doch breviten Donner u. Gewitter 7.-21. Wärme und Fruchtbarkeit 22.-27. trüb und unruhig, Regen und Kiesel und nicht mild. 28.- Ende kalt mit Nachtreif</p>
9 Di Gregor	Gregor	
10 Mi Ursula	Ursula	
11 Do Gangolf	Adalbert	
12 Fr Perikratius	Perikratius	
13 Sa Servatius	Servatius	
14 So Pfingstsonntag	Pfingstsonntag	
15 Mo Pfingstmontag	Pfingstmontag	<p>Mai</p> <p><i>Ang und pöcklich in die Welt vomern Maun Himmelsloch!</i></p> <p><i>Alpörtlich, wenn der Mai im Land, glückt jede kleine Kinderhand ein Sockelchen für den Müllstein, um es zu ehren, zu ehren 'u! Doch reiche der schöne Kammern nicht aus, um dankbar sich zu zeigen! Für jede Lieb' ein Blümelin, da mögten tausend Blüten sein!</i></p> <p style="text-align: right;">Olga Brauner</p>
16 Di Joh. v. Nep.	Peregrin	
17 Mi Giselbert	Giselbert	
18 Do Erich	Erich	
19 Fr Peter Cölestin	Potenziana	
20 Sa Bernhard	Anastasia	
21 So Konstantin	Prudens	
22 Mo Julia	Helena	<p>23 Di Helma</p> <p>24 Mi Johanna</p> <p>25 Do Fronleichnam</p> <p>26 Fr Philipp N.</p> <p>27 Sa Gerda</p> <p>28 So Wilhelm</p>
23 Di Helma	Helma	
24 Mi Johanna	Esther	
25 Do Fronleichnam	Urban	
26 Fr Philipp N.	Philipp N.	
27 Sa Gerda	Ludolf	
28 So Wilhelm	Wilhelm	
29 Mo Gerold	Gerold	<p>30 Di Felix I.</p> <p>31 Mi Angela</p>
30 Di Felix I.	Wigand	
31 Mi Angela	Petronella	



KEIN SCHÖNER LAND

Kein schöner Land in dieser Zeit,
als hier das unser weit und breit,
wo wir uns sitzen
wohl unter Linden
zur Abendzeit.

Da haben wir so manche Stund'
gelesen da in froher Mund'
und wir/ sagen
die Lieder singen
im Gärtenrund.

Doch wir uns hier in diesem Tal
noch treffen so viel herbeimal.
Denn mag es sterben,
Denn mag es kranken,
er hat die Stund'.

Thun, Wetter, eine gute Nacht,
der Stern im hohen Himmel leucht.
Im Jahre 1848
das so bestanden
ist er bebaut.

Notizen:

Gedenktage:

Juni



katholisch	evangelisch	Juni - Barchet
1 Do Kuno	Nikomed	Zwillinge (21. 5. - 21. 6.) 
2 Fr Ise	Ise	
3 Sa Klothilde	Erasmus	
4 So Franz Car.	Karpeolus	
5 Mo Bonifatius	Bonifatius	Der 100jährige Kalender (Juni) 1.-6. kalte Nächte 7.-10. wird es warm und mild 11.-12. schwache Lagen mit Wind 13.-17. ziemlich kalte Nächte, doch am Tage warm 18.-25. hitriges Wetter 26.- Erde Sonne und Regen gemischt.
6 Di Norbert	Norbert	
7 Mi Robert	Lukretia	
8 Do Medardus	Medardus	
9 Fr Inngard	Inngard	
10 Sa Margarete	Drizilla	
11 So Barnabas	Barnabus	
12 Mo Joh. Fak.	Basildes	
13 Di Ant. v. P.	Tobias	
14 Mi Gerold	Elsäus	
15 Do Velt	Velt	
16 Fr Berno	Luitgard	
17 Sa Tag der deutschen Einheit		
18 So Arnulf	Arnulf	
19 Mo Jul. v. Fal.	Gervasius	Juni <i>Der Frühling kommt durch seine Leidenschaft zum neuen Leben die Natur erwecken. Er hat mit seiner jungen Lebenskraft schon längst beglückt die Wälder und die Berge. Nun weh'n die Lüfte schweichelnd weich und lind. Wo Dunkel lag - die Sonne hat's verbannt. Schon wagt das junge Korn im warmen Wind es legt der Sommer ihrem weissen Land. Er bringe uns nur die heißen, jungen Tage, und jedes Leben drängt der Reife zu. Die Bienen sitzen sich im Mienenröcheln. Die heimatlosen Vögel, wahn drängt es!</i>
20 Di Silvanus	Silvanus	
21 Mi Alois	Albanus	
22 Do Eberhard	Holtraud	
23 Fr Edeltraud	Basilus	
24 Sa Joh. d. Täufer	Joh. d. Täufer	
25 So Wilhelm	Berta	
26 Mo Johann u. Paul	Jeremias	
27 Di Siebenschläfer	Siebenschläfer	
28 Mi Leo II.	Leo	
29 Do Peter u. Paul	Peter u. Paul	
30 Fr Pauli Ged.	Pauli Ged.	

Marie Thio

Verglütten im Rondbflein

Von Hermann Sebhardt

Über die niedern Hütten,
jahrhundertalt und verrostet,
wandern die kleinen Stuben,
Traum und Silberer Mund.

Die wellenrauen Schieferlein
sind überhüllt von Licht,
Die kleinen Hütten leuchten;
ein Wind rauscht,
Ein Wasser spritzt.



Schimmernder Wellenrand
luzert Schlummer und Frieden weit.
Nur eben am letzten Gatter
sich zu und vergessen die Zeit.

Nach hat es dort im Stiel
in Hütten Licht erweist,
das steht nur ein Stern, denn Nacht
die ganze Nacht . . .

Notizen:

Gedenktage:

Juli



katholisch	evangelisch	Juli - Heuet
1 Sa Theobald	Theobald	<p>Krebs (22. 6.-22. 7.)</p>  <p>Der 100tägige Kalender (Juli)</p> <p>1.-4. wenig Sonne, abgekühlt, oft kalte Nächte</p> <p>9.-11. jetzt heißes Wetter, wenig Regen</p> <p>12.-Ende das Wasser des Regens fehlt, trotz abgekühlter Nächte viel Dürre.</p> <p>Reifezeit</p> <p><i>Soll die Welt, kein Windhauch süß an der Auen schwellende Flut, in der Tage heilestem Ermanen glüh der Mehn wie roggendes Blut.</i></p> <p><i>Streuellen, die lautes brausen, die Edelher flücht hinter den Stein, Verstumt die Sängere, Im Grillengröße schläft auch die Erde allmählich ein.</i></p> <p><i>Hitzeher ist die blauweiße Gleiche, die reglos über dem Lande hängt. Unter ihr in Demut und Stille alles Leben zur Reife dringt.</i></p> <p style="text-align: right;">Johannes Wondrousch</p>
2 So Mariä Helms.	Mariä Helms.	
3 Mo Fr. Dietbold	Kornelius	
4 Di Ulrich	Ulrich	
5 Mi Eberhard	Hugo	
6 Do Gottlieb	Gottlieb	
7 Fr Willibald	Willibald	
8 Sa Kilian	Kilian	
9 So Cyril	Cytil	
10 Mo Mariä v. Sion	Mariä v. Sion	
11 Di Pius I.	Pius	
12 Mi Heinrich	Heinrich	
13 Do Margareta	Margareta	
14 Fr Bonaventura	Bonaventura	
15 Sa Apostel Teilg.	Apostel Teilg.	
16 So Maria v. B. K.	Ruth	
17 Mo Alex	Alexius	
18 Di Friedrich	Rosina	
19 Mi Vinzenz v. P.	Rusina	
20 Do Hieronymus	Elias	
21 Fr Helga	Helga	
22 Sa Maria Magdal.	Maria Magdal.	
23 So Ansell	Ansell	
24 Mo Christine	Christine	
25 Di Jakob	Jakob	
26 Mi Anna	Anna	
27 Do Pantaleon	Martha	
28 Fr Innozenz	Pantaleon	
29 Sa Martha	Beatrix	
30 So Ingeborg	Ingeborg	
31 Mo Ernestine	Ernestine	



Bekentnis

Von Julius Bandner

Land, das mich gebar,
Dankend bin ich vor dir nieder;
Nüchtern rufft du immer wieder
Beim, was bald zeriret war.

Land, das mich gebar,
Nimmer kann ich von dir lassen;
Unsichtbare Ströme fassen
Mich so tief, so wunderbar.

Land, das mich gebar,
Meine Liebe will ich geben,
Freudig deinem Dienst nur leben,
Land, o Mutter, reich und klar.

Notizen:

Gedenktage:

August



katholisch	evangelisch	August - Ernting
1 Di Petri Kettent.	Petri Kettent. ○	Löwe (23. 7.-23. 8.) 
2 Mi Alfons v. L.	Gustav	Der 100jährige Kalender (August)
3 Do Steph. Auffüg.	August	1.-4. Die Hitze läßt nach, aber immer noch warmes, trockenes Wetter
4 Fr Dominik	Dominik	5.-10. endlich wird unruhig Wetter, regnet und auch viel Regen
5 Sa Maria Schnee	Oswald	11.-20. die kalte Wetter ist zu Ende, wiederum warm mit hellen Nächten
6 So Verkl. Christi	Verkl. Christi	21.- Erde ungestörtes Wetter.
7 Mo Adalbert	Adalbert	Wandern
8 Di Hartwig	Hartwig	Das war für mich die schönste Zeit, von einem Ort zum andern in gottesdienlicher Freilichheit die Heimat zu durchwandern.
9 Mi Roman	Reinold	Auf Aussichtspunkten blüht Grot, ach ich erreichte im Land hinein, hielt da und dort gemütlich Rast, um Liebe zu der Heimat ein.
10 Do Ulrich	Leuninger	Auch hier zur schönen Sommerzeit noch sinne ich den Wandern nach, die Bilder der Vorgangzeit, sie werden immer wieder wach.
11 Fr Gerhard	Hermann	Im neuen Berg, wird gerührt, was mit dem alten Wandermann, der nie und nimmer auch verpßt auch auf der fremden Lebensbahn!
12 Sa Klara	Klara	
13 So Reinhold	Reinhold	
14 Mo Eusebius	Eusebius	
15 Di Mariä Himmelfahrt		
16 Mi Rochus	Rochus	
17 Do Bartram	Bartram ●	
18 Fr Helene	Agapitus	
19 Sa Sebald	Sebald	
20 Sa Bernhard	Bernhard	
21 Mo Joh. Franziska	Hartwig	
22 Di Urb. Herz. Mar.	Philipp	
23 Mi Philipp	Zachäus ○	
24 Do Bartholomäus	Bartholomäus	
25 Fr Ludwig	Ludwig	
26 Sa Hermine	Hermine	
27 So Gebhard	Gebhard	
28 Mo Augustin	Augustin	
29 Di Joh. Enthaupt.	Joh. Enthaupt.	
30 Mi Rosa v. L.	Benjamin	
31 Do Raimund	Paulinus ○	

Franz Eigner

So schmück ich dich, du ferne Heimat

Des Jahres ganze Blumenfülle
blüht Heimatsdorf bei deinem Bild,
die ersten schneuen Suschweindröschchen,
die Veilchen duftend, zart und mild.

Dann folgen schon die Osterglocken,
der Hyazinthen heller Stern,
Die Tulpen und die Anemonen
seh ich bei deinem Bilde gern.

Der weiße und der lila Flieder
umwölkt dich als ein Meer von Duft;
er bringt Erinnerung ins Zimmer,
So rich dahlein im Mai die Luft.

Im Juni blühen dir die Rosen.
Sie haben bis zum Herbst den Stand,
Doch bring ich dir auch zum Herbst
aus meinem bunten Gartenland.



So schmück ich dich, du ferne Heimat.
Es ist die Liebe, die es ist,
Du bleibst dir ewig gleich in meines Lebens
best Herzschlag mir und höchstes Gut.

Margareta Pechen

Notizen:

Gedenktage:

September



katholisch	evangelisch	September - Scheidung
1 Fr Aegidius	Aegidius	Jungfrau (24. 8. - 23. 9.) 
2 Sa Stephan	Abbasen	
3 So Eusebius	Manuel	
4 Mo Rosalia	Moses	Der 100jährige Kalender (September) 1.-6. das ungestörte Wetter hält an 7.-9. Sonne und ruhige Nächte 10.-18. Regen 19.-21. schöner, viel Wolken 22.-25. unruhig Wetter mit Regen 26.-28. kalte Nächte 29.- Ende feins und warm.
5 Di Laurentia	Herkules	
6 Mi Magnus	Magnus	
7 Do Regina	Regina	
8 Fr Mariä Geburt	Mariä Geburt	
9 Sa Irenäus	Syrus	
10 So Nikolaus v. T.	Nikolaus	
11 Mo Helga	Helga	
12 Di Maria Nemen	Syrus	
13 Mi Notburga	Amatus	
14 Do Kreuzerhöhung	Kreuzerhöhung	
15 Fr 7 Schm. Mär.	Nikodemus	
16 Sa Edith	Edith	
17 So Hildegard	Lambert	
18 Mo Thomas v. V.	Titus	Sommerabschied <i>Der Wald breitet in buntesten Farben; er spielt auf dem stoppeligen Feld der Wind mit dem frohschweren Garben. Und golden erstarrt jetzt die Weiz.</i> <i>Die Rosen, sie blühen und blühen und wenn auch die Schwärze schon zieht, starrt noch ohne Sorgen und Mühen der Sommer sein jauchzendes Lied.</i> <i>Es klinget über Felder und Halden, schon kühler setzen jubelnden Lauf. Doch drüben, dort hinter dem Walde, da steigen die Nebel schon auf.</i> Maria Thiel
19 Di Januarius	Sidona	
20 Mi Friederike	Friederike	
21 Do Matthäus	Matthäus	
22 Fr Moritz	Moritz	
23 Sa Thakla	Hoanes	
24 So Rupert	Job. Empf.	
25 Mo Hildegard	Kleopha	
26 Di Cyrian	Cyrian	
27 Mi Adolf	Kosmas u. D.	
28 Do Wenzelsl	Wenzel	
29 Fr Michael	Michaelis	
30 Sa Hieronymus	Hieronymus	

O Heimat

O Heimat dort hinter den Höhen,
du Glückes Schlüssel und Tür!
Mein Leben ist nur noch ein Gehen,
ein ratlos Wandern zu dir.

Du frühester, heimlicher Liebe
verschwiegene Hüterin!
Wenn sonst auch von allem nichts bliebe,
o Glücks genug und Gewinn!

In meine zermarterten Stunden
schau still deine Wälder herein,
es ist mir, als kühlt' die Wunden
die Hände der Mutter mein.

Und müßt' ich gehn bis an Ende
auf allen Straßen der Welt –
tät' ich dich in dich, in jedem Lande
und jederw' Traum zu seh'n!



Ich müß' dich mein Leben lang suchen,
es bleibt mir keine Wahl:
ein Stücklein der Heimat und Bunde
in jedem Menschenal!

Notizen:

Gedenktag:

Oktober



katholisch	evangelisch	Oktober – Githart
1 So Giselbert	Giselbert	Waage (24. 9.–23. 10.) 
2 Mo Schutzengel fest	Volrad	
3 Di Ther. v. Jesusk.	Jahut	
4 Mi Franz v. Assisi	Franz v. Assisi	
5 Do Placidus	Placidus	
6 Fr Bruno	Friederike	
7 Sa Rosenkranz	Amalie	
8 So Brigitte	Brigitte	
9 Mo Anicet	Anicet	
10 Di Franz v. Forge	Oliver	
11 Mi Mutterch. Mar.	Burkhard	Der 100jährige Kalender (Oktober) 1.–7. das Wetter bleibt weiter fein und warm. 8. kühler, Wetter sich erheitert. 12.–16. kitzige Zeit. 17.–27. gefriert, doch mittags schöne Zeit und warm. 28.– Ende unruhig und Nebel.
12 Do Maximilian	Maximilian	
13 Fr Eduard	Koloman	
14 Sa Dietmar	Wilhelmine	
15 So Theresia	Hedwig	
16 Mo Hedwig	Gallus	
17 Di Ignatius	Ignatius	
18 Mi Lukas	Lukas	
19 Do Ferdinand	Ferdinand	
20 Fr Wendelin	Wendelin	
21 Sa Ursula	Ursula	
22 So Imbraud	Imbraud	
23 Mo Severin	Severin	Herbst <i>Nun in saftigen Bäumen Spinnweben indurert, Flüstert Glück umgeben, winket Glück verstanden!</i> Goldenwarmer Winter, wir als mild verflücht! Löset Frucht und Blätter, sonnensatter Herbst! Sturm wird dich vertreiben, Schnee wird dich erwecken; doch wir Sonnensende saugt im Herbst weh, Nichts wir dem Leid Auch das Leid wegh.
24 Di Raphael	Sabine	
25 Mi Wilhelmine	Crispin	
26 Do Helmut	Helmut	
27 Fr Florentius	Sabina	
28 Sa Simon v. Jud.	Simon v. Jud.	
29 So Narcissus	Engelhard	
30 Mo Hartmann	Claudius	
31 Di Wolfgang	Reform.-Tag	

Maria Zelinka

Das Heimweh steigt auf

Herbstflügel woben um Weg und Rain
und Nebel zogen durch Tal und Hain,
da bin ich von euch gegangen.

Zur Seite raunte mir der Bach,
das Heimweh schritt mir zögernd nach
mit bleichen, verweinten Wangen.

Nach einmal schaute ich zurück
zu Heimathaus und Jugendglück
im Morgengrau'n verborgen;

die Augen wurden mir Tränenfall,
wie tief mir das Leid im Herzen saß,
im Herzen die ersten Sorgen.

Und wie ich stand und wie ich sann,
und wie mir der Bach zu Füßen rann
mit leisen, wehmütigen Rauschen,

da klang am Wade ein Heimatlied,
so traurigschön, so sommermüd -
da muß' ich lange lauschen.

Franz Schöninghauer-Heinold



Notizen:

Gedenktage:

November



katholisch	evangelisch	November - Nebelung
1 Mi Allerheiligen	Allerheiligen	<p>Skorpion (24. 10. - 22. 11.) </p> <p>Der 100jährige Kalender (November)</p> <p>1.-5. lustig und fein Wetter 6. trüb ein 7-9. Regenschauer und weiter trüb 10-11. kristall-Schnee und unlustig Wetter 16.-19. schöne Tage, hell und klar 20.- Ende nur unlustig Wetter.</p> <p>Unserer Alten Tod</p> <p><i>Mit jedem Alten aus unserem Stamme, der sein Leinwand in Gottes Erfüllung, zerfallen Bilder der Heimat zu Staub. Es stehen Säulen der stillen Erinnerung, die sanfte Beschreibung des Herrern wird stumm.</i></p> <p><i>So wolle die heimlich gelungener Ernst, das geliebtester gewisser Gut, die tausendjährige Frucht der Fortreibung mit jedem Tod, und in der Ende bleibe Mitleiden zu gleichem Schicksal.</i></p> <p><i>Mit jedem Alten aus unserem Stamme, der sterbend aller Erinnerung entrast, verlassen wir alle ein Stück Heimat zum zweiten Male und unwiederbringlich.</i></p> <p style="text-align: right;">Maria Zelinka</p>
2 Do Allerseelen	Viktorinus	
3 Fr Hubert	Gottlieb	
4 Sa Karl Bor.	Charlotte	
5 So Zacharias	Blasina	
6 Mo Leonhard	Leonhard	
7 Di Engelbert	Engelbert	
8 Mi Gottfried	Gottfried	
9 Do Theodor	Theodor	
10 Fr Andreas	Andreas	
11 Sa Martin	Mart. v. T.	
12 So Kunibert	Jonas	
13 Mo Adalbert	Adalbert	
14 Di Alberich	Levinus	
15 Mi Albert d. Gr.	Leopold	
16 Do Gertrud	Ottomar	
17 Fr Gregor d. W.	Hugo	
18 Sa Eugen	Gelasius	
19 So Volkstrauertag	Volkstrauertag	
20 Mo Felix v. V.	Edmund	
21 Di Maria Opferung	Amos	
22 Mi Buß- und Bettag		
23 Do Klemens	Klemens	
24 Fr Joh. v. Kreuz	Chrysostomus	
25 Sa Katharina	Katharina	
26 So Totensonntag	Totensonntag	
27 Mo Virgil	Otto	
28 Di Günther	Günther	
29 Mi Eberhard	Eberhard	
30 Do Andreas	Andreas	

Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Aschen werden,
Kein Fein, kein Ez kann sein.
Dies, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leidlicher Traum angesehen.



Wohl dem, der auf ihn trauet,
Er hat recht fest gebauet,
Und ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort bestehen
Und immerwählig bestehen.
Weil ihn die Stärke selbst erhält.

Verlasse Welt und Ehr,
Furcht, Hoffen, Guntz und Ehrer
Und seh den Herren an,
Der immer König bleibet,
Den keine Zeit uesterbet,
Der uns ewig erhalten hat.
ANDREAS GRYPHIUS

Notizen:

Gedanktage:

Dezember



katholisch	evangelisch	Dezember - Julmond
1 Fr. Eligius	Arnold	Schütze (23. 11. - 21. 12.) 
2 Sa. Hiläre	Brunhilde	
3 So. 1. Advent	1. Advent	
4 Mo. Barbara	Barbara	
5 Di. Gotthied	Gotthied	
6 Mi. Nikolaus	Nikolaus	
7 Do. Ambros	Agathe	
8 Fr. Mariä Empf.	Edith	
9 Sa. Lucia	Josaphat	
10 So. 2. Advent	2. Advent	
11 Mo. Mutterch. Mar.	Damasus	Der 100tägige Kalender (Dezember) 1.-7. unbest. Wetter hält an, auch frostig mit real Nebel und Schneef (da v. 10. b) 8.-11. ist es trocken und klar auf 12.-25. wiederum frostig, rauhe Win- de und unbestig, kalt, doch nicht zu kalt 26. Regen 27.-31. fein Wetter, hell und klar.
12 Di. Synesius	Epimachus	
13 Mi. Lucia	Lucia	
14 Do. Ingeborg	Ingeborg	
15 Fr. Christiane	Johanna	
16 Sa. Adelheid	Ananias	
17 So. 3. Advent	3. Advent	
18 Mo. Maria Erw.	Christoph	
19 Di. Thea	Lot	
20 Mi. Christian	Abraham	
21 Do. Winteranfang	Winteranfang	
22 Fr. Jutta	Beate	
23 Sa. Viktoria	Dagobert	
24 So. 4. Advent	4. Advent	
25 Mo. 1. Weihnachtshelertag		Weihnacht <i>Herbst der Tag - Nacht will herwiedersteigen. Am Firmament erglänzt der Sterne Pracht. Wie blüht dir doch dein Zauber erst in eigen da wunderwarme, stille heil'ge Nacht!</i> <i>Ich seh dahinter mich unter Lichtenbaum, ich hör des kleinen Silberglöcklein Klang. Mir wimmert Mutter Stimme wie im Traum, wie sie beim Kerzenschimmer mit uns sang. Die Heimat und die Jugend! Ach wie fern liegt, was der Leben künstlich einst gemacht! Noch immer aber sind's die glühen Sterne. Sei mir willkommen, stille heil'ge Nacht!</i> Maria Thiel
26 Di. 2. Weihnachtshelertag		
27 Mi. Johann	Johann	
28 Do. Unsch. Kinder	Unsch. Kinder	
29 Fr. Th. v. Canterb.	Jonathan	
30 Sa. David	David	
31 So. Silvester I.	Silvester	



Oh, könnte doch dein Herz
zu einer Krippe werden,
Gott würde noch einmal
ein Kind auf dieser Erden!
Angelus' Silestus

Notizen:

Gedanktage:

Kalendergeschichten

Es ist eine eigene Sache um das Kalendermachen, ich meine nicht, um das Aufteilen der Tage und das Zutheilen heiliger oder profaner Namen für einen jeden derselben, das Vorberichten von Mondes- und Sonnenfinsternissen, Aufzählen der Fest- und Fasttage und Anführen der Bauernregeln, welche so heißen, weil sich wohl die Bauern danach richten, aber leider nicht immer die Witterung, kurz, ich meine nicht das Zusammenstellen alles dessen, wovon laufenden Jahres über jeder Käufer jedes Kalenders auf's Beste unterrichtet zu sein verlangt, sondern ich meine die Abfassung des erzählenden Teiles, denn der soll das Büchlehen dem Käufer wert machen, viel mehr wert als die Pfennige oder Groschen, welche dafür ausgelegt werden.

Nehmt' einer an, er höre in einer Gesellschaft eine Geschichte erzählen, eine von jenen, welche man sich zuweilen gefallen gerne einmal gefallen läßt, wo auch dem letzten Wort kein weiteres mehr folgt und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts nachklingt im Gemüt, würde er es gleich allen andern zufrieden sein und dem Erzähler zum Abschied freudlich die Hand bieten; wenn er nun aber in jeder Gesellschaft diesen Erzähler trübe und immer dessen Geschichte zu hören bekläme, so würde er – wir wollen christliche Gesinnung bei ihm voraussetzen – den Mann wohl nicht hassen, aber ihn tankelet aus dem Wege gehen, und es würde ihm zur großen Befriedigung gereichen, an dessen, wie er sie nun nennen würde, alberne Geschichte durch nichts erinnert zu werden.

Nun, eine solche Geschichte, die man sich gerne einmal gefallen läßt, bei der das letzte Wort wirklich das letzte ist und bleibt und keine Gedanken darüber auszutauschen sind und nichts im Gemüt nachklingt, sie soll der Kalendergeschichtenschreiber

nicht bringen, denn der Kalender hängt das ganze Jahr über an der Wand oder wird unzählige Male aus der Lade und zur Hand genommen, und der Leser würde bei jedem Aufblättern an diese Leistung erinnert werden; im ersten Drittel des Jahres wäre er ihrer überdrüssig geworden, im zweiten bekläme sie, je nach Temperament des Beurteilens, eine mehr oder minder kräftige Klassifikation, aber nicht zum guten, und im letzten hätte sie ihm den ganzen Kalender verleidet. Er kauft ihn nie wieder.

Also sollte es wohl eine Geschichte sein, die man gerne auch des öfteren liest, wo über das letzte Wort hinaus Gedanken sich fortspinnen und Gefühle nachklingen? Ei, freilich!

Und man geht er mit Bedacht und Überlegung an die Arbeit, ein Mann, der nicht nur etwas zu erzählen weiß, sondern auch was zu sagen hat. Unter dem Erzählen blüht er den Kalender, den die Menschen in ihrem Heizenmerken tragen, auf, und wo er auf eine gute Seite trifft, da spricht er zum Bessern und wo er eine böse findet, zum Guten; dieses „Belehrerwerk“ hängt jeder richtigen „Kalendergeschichte“ an. Es mag da eine kleine Eitelkeit mit unterlaufen, die Voraussetzung, manches besser zu wissen als andere, vielleicht auch ein großer Irrtum, die Anschauung, daß sein Bessers auch wirklich das Bessere sei; doch schon allein das Aussprechen einer offenen, ehrlichen Meinung hat das Gute für sich, daß es die Leute veranlaßt, mitunter auch auf eine andere als die eigene zu hören.

Ehe er aber an sein Erzähl- und Lehramt geht, sieht er sich zuerst den Leserkreis seines Kalenders genauer an. Es ist dies gleichsam eine Gesellschaft, in die er eingeführt wird, und als Mann von Welt weiß er, daß es sehr ungeschicklich wäre, eine Sprache zu reden, welche in diesem Kreis nicht verstanden würde, daß es dagegen sehr gewinnend

und einnehmend läßt, sich so weit als tunlich in die Art der Versammelten zu schicken, freilich muß deren Art auch danach sein, daß sich ein anständiger Mann darin schicken kann.

Nun treibt aber der Kalendermann beiläufig nicht einen Hausierhandel mit neuen Göttern, er verlegt sich bloß auf den Umsatz guter, edler, schöner und fruchtbringender Gedanken – mag solche vor tau send Jahren an weiser Heide ausgesprochen haben oder heutigen Tages ein warmherziger Mensch aussprechen –, und bequemt er sich dabei auch nach Land und Leuten, sein Absichten hat er doch auf die Welt und die Menschen, denn er ist der Überzeugung, käm' morgen der Ringste-Gerichts-Tag – er glaubt ihn allerdings nicht so nah, und zum Frommen mancher Frommen wäre vielleicht zu wünschen, er fiel ganz aus –, aber käm' er mor-

gen, so wird es nicht heißen: „Wart du ein guter unierter oder nichtunierter Grieche, Katholik, Protestant, Jude, Türke oder Fettscharbeiter?“, sondern die Frage wird lauten: „Wart du ein guter Mensch?“

In diesem Sinne hat der Kalendergeschichterschreiber sein Absichten auf Welt und Menschen, wenn er sich gleich Land und Leute anbequemt, und darum wird auch alles, was er aufgreift, um davon belehrend zu erzählen, jedem Leser mehr oder minder nahegehend, und wenn er noch oben-drin seine Meinung so einzukleiden versteht, daß sie christlichen Leuten zu Kopf und Herzen spricht, dann wird er seine „Kalendergeschichte“ haben, die vorhält, die man gerne auch des Öftern liest, weil sie, über das letzte Wort hinaus, Gedanken anregt oder im Gemüt nachklingt.

Hugo Scholz

Des Tages Goldene Stunde

Das Wort von der „Goldenen Stunde“ ist in der Denkweise der modernen Zeit ein Begriff des Gewinnes materieller Vorteile, etwa bei einem Geschäft, das Geld einbringt. Die eigentliche „Goldene Stunde“ gehört der Vergangenheit an, schlägt aber noch immer dem, der sie kennt und zu schätzen weiß, der sie hält als die beste der zwölf Stunden des Tages.

Durch das Motorenzeitalter scheint der Tag kürzer geworden zu sein und den Menschen bleibt keine Zeit mehr, eine Stunde zu erübrigen für sich selbst. Die meisten haben so etwas wie ein Motorenherz bekommen, das nur dem Zweckmäßigen dient. Bei der „Goldenen Stunde“ aber handelt es sich um Seelisches und Besinnliches, Werte, die zahlenmäßig nicht zu erfassen sind, also ins Zeitalter des Erfolgstreibens nicht passen. Und doch ist das, was die „Goldene Stunde“ bringt, höher zu werten als ein Gewinnsaldo unter dem Strich der Tagabrechnung.



Es ist auch das Licht der Nennstunde, das die Tageszeiten verwischt – immer ist es nur hell –, ob morgens, abends oder nachts. Die „Goldene Stunde“ fällt in die Zeit der Dämmerung: ganz leise kommt sie ins Haus, hüllt die Gegenstände ein, als ob eine unsichtbare Hand alles wegrückte, auf daß die Hände ruhen. Durch Druck auf den Lichtschalter jagt man diese Stunde jäh fort. Anders war es, als man erst eine Kerze oder die Lampe anzünden mußte. Wie aber die Dämmerung bestehen läßt, der wird er-

fahren, wie reich – wie golden – sie noch heute sein kann.

Wenn die Hände im Schoß liegen, werden die Gedanken wach, kommt das, was der Tag brachte, ins Bewußtsein, Gutes wie Böses. Man prüft und wägt. Erkenntnisse kommen, was recht und unrecht war. Es geht nicht um Gewinn oder Verlust in Zahlen, eine andere Wertung erfolgt, wobei immer ein Gewinn herauskommt, eine seelische Bereicherung.

Was aus dieser „Goldenen Stunde“ zu schöpfen ist, drückt am besten ein Pauluswort aus (Gal 5,22): „Die Früchte des Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Langmut, Milde, Güte, Treue, Sanftmut, Selbstbeherrschung“.

Nun sage einer, ob er dessen genug hat, und ob es sich also nicht lohnt, die „Goldene Stunde“ zu halten?

Der einsame Mensch erfährt in der „Goldenen Stunde“, daß er nicht allein ist. Das aber ist das Höchste: mit dem All eins sein. Zwischen Tag und Nacht kommt es zu einer Offenbarung: Der Mensch findet nicht nur zu sich selbst, sondern auch zu dem Einen, der von sich sagte: „Ich bin die Wahrheit und das Leben.“

Aber was ist das Leben? Gibt es immer nur Mühsal zu überwinden, Brot zu erwerben,

zu existieren? Das Leben ist mehr als eine Existenz. Der Mensch hat eine Seele, die beim Existenzkampf zu kurz kommt, die aber den Leib baut, und der wiederum soll der Seele dienen, damit diese sich entwickle zum Höheren hin – zum Ewigen. Der Leib unterliegt den Gesetzen des Minerals, das aus sich selbst kein Leben hat, es ist die Seele, die ihn belebt, aber auch für sich braucht. In dieser Wechselwirkung liegt das eigentliche Leben, das bestanden werden muß. Dabei geht es um das Ewige.

Der Leib unterliegt dem Gesetz des Minerals, das zerfällt, sobald es nicht mehr durch den Geist zusammengehalten wird in der Stunde des Todes. Die Seele ist unsterblich. Wenn die Stunde der Trennung kommt, erweist es sich, ob der Mensch wahrhaft gelebt hat – im Sinne jener Offenbarung.

Wenn am Abend die Sonne untergeht, spürt der Mensch ein leises Bangen, wie oft sie einem noch aufgehen wird. Man wird auf sein Leben zurückzusehen. Was aber sieht der Mensch noch zurückgehen vor lauter Neonlicht? Es bleibt also nur das eigene Zuhause, wo die Dunkelheit eintrichtert und zur Besinnung kommen läßt, eine wahrhaft „Goldene Stunde“.

Schöpferische Stunde

*Der Stunden tiefste liegt am Mitternacht,
Der Lärm der Straße stirbt;
doch aus der Stille rings umher erwacht
geheimnisvoller Leben,
der unsichtbaren Welt anheimgelassen,
ein Schatzreich, das um Gestaltung wirbt.*

*Was gegenwärtig ist, unspannt
im Zauberkreis der Lampe Licht;
das Ungewiss, in die Dunkelheit gebannt,
erschließt sich nur dem inneren Gesicht.
In Dingen existieren Zeit und Raum,
weltweiter Ahnen wird zum Schöpfermann;*

*So in die Unverfügen taucht
der Geist, an Grenzen zwischen Sein und Schein,
schuf sich Gebilde, schaffte die Form und haucht
den Schattenwesen seinen Atem ein.*

Karl Norbert Meusel



Ich sehe sie schreiten im Morgenlicht
mit ernstem, wettergebräuntem Gesicht
und goldenen Samen werfen.

Ich höre sie abends vorm Scheuertor,
der Mond lugt über die Giebel empor,
die singenden Sensen schärfen.

Was zwischen Säen und Dengeln lag,
ein arbeitsvoller, hartmutiger Tag,
mit tausend kleinen Sorgen

Ein rauhes Mahl, ein Vesperbrot
und stumm ein Kampf mit steter Not.
So gestern, so heute, so morgen.

Was würzt ihm das Mahl, was beut ihm der Tag?
Die heimliche Sorge vor Schlossenschlag,
vor Blitz und währendem Regen.

Franz Schröngheuer-Heimdal



Der „Bote“ aus dem Böhmerland

Ein Jahr war es nun her, da Mutter – die Heiratsmutter – auf dem Friedhof lag, hielten in einer Ecke, wo die Flüchtlinge ihren Platz hatten. Es stand ein großer Denkstein dort mit der Aufschrift: „Den Toten der Heimat“ und es waren damit auch jene gemeint, die zuhause blieben.

An diesem Jahrestage saßen die Heiratsleute nach dem Besuch des Grabes der Großmutter noch lange beisammen um den Tisch. Es wurde ihnen wieder bewußt, wie leer es doch jetzt im Hause war, seit die Großmutter nicht mehr unter ihnen weilt. Die Tochter Anna brachte einen Karton herbei, darin Briefschaften der Mutter aufbewahrt lagen. Und da war auch die Heimatzeitung mit der Todesanzeige und einem Nachruf für die Mutter Maria Heiratz, darunter die Namen der Kinder und Enkel. Es war nicht viel zu berichten über das Leben der Frau, die als Webermädchen in ein Webergehäus, erstens in den Webstuhl getreten und später in der Fabrik Spindeln aufgesteckt hatte. Sie hatte sechs Kinder geboren, die in alle Welt verstreut waren und nun wieder Kinder großzogen. Alle dachten sie heute an die Mutter und Großmutter.

Und wie sie so von ihr sprachen, kamen sie auch auf das kleine Gebirgsdorf, wo die Mutter herkam, und von dem sie immer so viel und gern gesprochen hatte. Was konnte sie nicht für wundersame Geschichten aus ihrer Jugend erzählen, von dem Leben in dem Riesengebirge, vom Bärenschrecken in den Wäldern und Dämonen, die dort hausten, vor allem auch vom Berggeist Käbezahel oder vom Wassermann, der in der Mühle sein Unwesen trieb, oder gar von feurigen Hunden, die nachts vor dem wilden Jäger her durch die Lüfte zogen. Jetzt hatte man den Fernseher, die Enkelkinder sahen die Hexe und den Zauberer gleich lebendig vor sich, aber so tief er-



grüßen wie bei den Erzählungen der Großmutter waren sie trotzdem nicht. Die Erwachsenen sahen die alte Heimat viel schöner als auf den Bildern, wenn die Mutter davon erzählt hatte.

Heute blätterten sie in der Heimatzeitung, die seit der Großmutter Tod nicht mehr ins Haus kam. Sie hatte schon immer auf sie gewartet und lange darin gelesen; manchmal hat ihr dabei eine Träne über die Wangen gelaufen und erloschen hatte sie auch wie in einer seltsam Erinnerung gelächelt. Es war auch oft so gewesen, als wäre sie eine Weile gar nicht hier, sondern weit fort, in ihrer fernem Heimat in Böhmen.

Die Enkelkinder begannen zu fragen, nach dem und nach jenem, und wie es denn in diesem Dorf dort gewesen war, aus dem die Großmutter stammte. Sie waren alle im Bayernlande geboren, aber es lag etwas in ihrem Blut, das danach drängte, das Land ihrer Väter kennenzulernen. „Bis ich groß bin, muß ich da mal hin“ sagte der Franzl, und die Geschwister wollten das auch.

„Am besten, wir lassen uns die Heimatzeitung wieder kommen“, sagte die Mutter. Und dann war es, als säße die Großmutter selber wieder mit beim Tisch, wenn daraus gelesen wurde. Es war nicht mehr so leer im Hause wie bisher. Die Gespräche gingen nicht mehr nur um die alltäglichen Dinge, es wurde von dem Dabeim gesprochen. Bei den Kindern gab es immer neue Fragen, das

Land ihrer Herkunft begann sie zu interessieren, nicht nur weil es weit dahinter lag, hinter dem Eisernen Vorhang, sondern weil sie mit zunehmendem Alter verspürten, daß es sie in einer noch unbegreiflichen Weise anzog. Einmal, wenn sie noch älter waren und in sich kehrten, würden sie erkennen, daß es die Lebenswurzel ist, von der keiner loskommt.

Im neuen Heimerhause war alles anders

Hans Schmitzer

Wer hat die Heimat verloren?

Jedemal zuckte ich zusammen, wenn ich im Friedhof oder im Park einer fremden Stadt ein Ehrenmal mit der Inschrift lese:

„Wir trauern um die Toten der verlorenen Heimat“ oder „Die Heimatvertriebenen des Kreises... gedenken ihrer verlorenen Heimat“. Wäre ich nicht ausreichend geschichtskundig, müßte ich mich fragen:

Woraus haben diese Tote ihre Heimat verloren? Wo sind sie nicht bloss auf ihr Zuhause aufgepaßt?

Denn im Zeitwort „verlieren“ steckt zunächst die Bedeutung, eine Sache deshalb nicht mehr zu besitzen, weil man oberflächlich, sorglos, unaufmerksam mit ihr umgegangen ist. Man verliert auf diese Weise Geld, einen Schlüsselbund, den Ausweis, einen Taschenkam oder Reparaturschein.

Manchmal findet man diese Gegenstände wieder – vielleicht hatte man sie sogar nur „verlegt“ –, meistens sind sie jedoch endgültig verschwunden. Nur gelegentlich ist dies schlimmer, denn in unserer Zeit wird mit wesentlich Wertvollerem sorglos verfahren, z. B. mit der Gesundheit, dem Leben überhaupt, so daß Achtsamkeit und pflegliche Behandlung nicht mehr den früheren Stellenwert haben. Derart beschriebene Verluste werden leicht verschmerzt oder überhaupt nicht bemerkt. In unseren Schulen z. B. wuten Schachtein voll Aembarbahren, Handschuben, Taschenrechnern und

wie in dem alten Vaterhaus, und es war auch eine Garage angebaut, in der ein Auto stand. Aber wenn der „Boie“ aus dem Böhmerwald kam, blieb es in der Garage stehen und der Bildschirm wurde abgeschaltet. „Am schierests worsch halt doch derhaim“, sagte Mutter Anna, die man auch schon graue Haare bekam, aber ihre Kindheit noch daheim verbracht hatte, und sie war ihr wieder nahe.

Geldbörsen auf ihre unermündigen Eigentümer. Niemand fragt nach, niemand kümmert sich um Verlorenes. Ein Zug unserer Zeit? Gewiß! Empfinden die Heimatvertriebenen so ihre angestammte Heimat?

Mit „verlieren“ kann aber auch etwas Endgültiges, Unbeeinflussbares, Schicksalhaftes gemeint sein; das ist die andere Bedeutung. Jemand hat z. B. infolge eines Unfalls seinen Arm oder ein Bein verloren. Ein Frau stirbt: Die Kinder verlieren ihre Mutter, der Ehemann seine Gattin. Der Verlust ist endgültig, unwiderbringlich das Verlorene. Denken die Heimatvertriebenen so über ihre Heimat?

Vermutlich waren weder Unaufmerksamkeit noch Endgültigkeit bestimmend für diese Inschriften. Wahrscheinlich ist es bloße Gedankenlosigkeit, wenn auch gelegentlich und wohl weiterhin von der „verlorenen Heimat“ geredet wird, manchmal feierlich, z. B. am „Tag der Heimat“, mitunter plapperhaft, wenn z. B. von einer Besuchsreise in die „Tschschei“ (warum nicht „Böhmen“ oder „Figerland“?) erzählt wird. Frauen über diesen Umgang mit Sprache und Schicksal werden sich auf jeden Fall die Vertreiber, denn sie haben sich offensichtlich unsonst gesengt um Ruf und Ansehen, überflüssigerweise grängstigt vor Schmach und Schande des geschichtlichen Urteils: Die Deutschen sind ja gar nicht ausgetrieben worden, diese Grausamkeit hat

augenscheinlich auch keine Menschenopfer gekostet. Die Deutschen haben lediglich ihre Heimat „verloren“. So sagen sie es selbst, so haben sie es in Stein gemeißelt, so steht es im nächsten Jahrtausend noch zu lesen. Und zwischen den Zeilen wird man entnehmen, daß diese Heimatlosen sich schon damals mit der Endgültigkeit ihres Verlustes abgefunden haben, eines Verlustes, der ihrer Unaufmerksamkeit entsprang, eines Schicksales, an dem offensichtlich niemand schuld war.

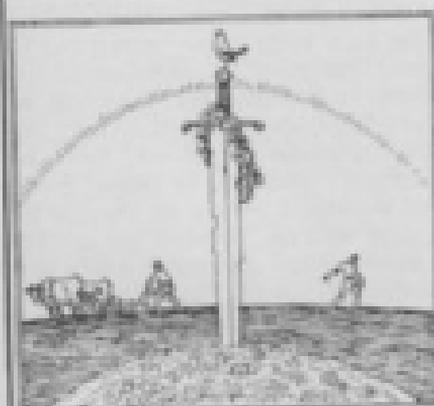
Zum Beginn des nächsten Jahrtausend wird kaum jemand aus der Erlebnisgeneration noch verkünden können, wie es wirklich war. Alle wurden schon „fern der verlorenen Heimat“ begraben worden sein, wie meist bei Trauerreden zu hören, schmerz auf Grabsteinen zu lesen ist. Kein Gedenkredner, Geistliche eingeschlossen, vergißt bei solchen Anlässen zu erwähnen, daß der oder die Verstorbene „eine neue Heimat gefunden“ habe. Auch an solchen Stellen suchte ich gelegentlich zusammen, ebenfalls im „Walden“ folgen (mit dem „Verlorenen“).

gehört. Aber ich stelle mir vor, wie es vier vierzig Jahren dem jetzt Verstorbenen ergangen sein mag, als er ärmlich aussehend, ohne Habe und verdingt nach Bayern, Hessen oder Württemberg kam, um dort zunächst einmal die Stelle der mittlerweile befreiten polnischen und russischen Kriegsgefangenen einzunehmen. So hat er also seine neue Heimat „gefunden“ besser gesagt: vorgefunden.

Nach zwei Jahrzehnten hatten die meisten Heimatvertriebenen eine neue Heimat erarbeitet, erstickert, nicht „gefunden“ wie der Pilzsucher seine Schwammern. In diesen zwanzig Jahren sind jedoch ebensoviele Geburtsjahrgänge verstorben; sie erlebten nicht einmal die erschufene „neue Heimat“.

Wer hat die Heimat verloren? Die Heimatvertriebenen jedenfalls nicht. Sie laufen jedoch Gefahr, ihre Wahrheit, Geschichte und Zukunft zu verlieren, wenn sie sprachlich weisheitlich Heimaten „verlieren“ und „finden“, als wären es wertlose Musterange-

Unser täglich Brot . .



*Im Feld auf dem Hügel geht langsam ein Pflüger,
am Rahn steht ein Brotkorb und Wasserkrug
und hinter dem Pflüger schreitet ein Mann,
er lenkt das geduldige Ochsengepaar. —
Er schreitet, die Tiere ermüdet, einher,
er furcht die Pflugschar langsam und schwer
den Acker, Scholle um Scholle legt,
der Grund der Furchen schimmert wie Gold.*

*Ob einer pflügt, — was kümmert's die Welt,
das sieht nur der Fatz im Himmelzelt,
das sieht nur ein Hühlein, vom Märwinde geleckt,
ob der auch, der Brot ist, des Pflügers gebackt?*

vor
er-
erd,
yem,
dort
wele
rings-
also
er ge-

isten
at er-
ie der
Gegen
oviele
eboten
armat".

ernat-
ien je-
bichte
prach-
" und
rango-

Pytho,
na

wer
id.

getroff
dend?



Heimat-Träume

Albert Drost

Wie der Pracht der heimatlichen Fluren
träum' ich oft in meiner Einsamkeit,
Sich' im Geist ich leuchten die Konturen
dieser Bilde starker Herrlichkeit.

Von den Wäldern träum' ich und den Blüthen,
von den Tälern, langgestreckt und schön,
Und den Felsenwänden wie darüber
brausend stürzt herab der Bach zu Tal;

von den Häuschen an den Berghängen,
die die Hand der Väter hingebaut,
Wo Geth' mit lablichen Gesängen
in der Stille uns sang die Mutter traut.

Wie die Blumen träum' ich zu sein, die mir
zu hoch liegt (ist) und oft zu niedrig,
Und wie stund ich selbst erwehnen
Dingen, die mir nun so ganz entzogen.

Mag man mir all' dies'
gemacht auch haben
was werden so glücklich
noch gemacht.

Dürfen Geist und Herz
sich doch erlauben
inward noch an der
entscheidendsten Pracht

Der Augenzeuge

Immer, wenn ich jemand sehe, der eine Kamera hochreißt und nach auf den Auslöser drückt, muß ich an den Augenzeugen denken. Das erstemal sah ich ihn vor vierzig Jahren, auf einem Bahnsteig irgendwo am Stadtrand von Prag. Dort hatte nämlich der Güterzug gehalten, mit dem wir aus unserer Heimat fortgeschafft wurden, über eine Grenze, heim ins Reich, wie uns einer der Wachtposten böhmisch zurief. Aus der dampfenden Feldküche bekam jeder einen Schlag Essen zuteil, dünne Gemüsesuppe; ausgehungert, wie wir waren, drängten wir uns alle danach. Nur einer stand abseits, ein schwächlicher Mann, verwachsen oder vielmehr bucklig. Und als der Uniformierte ihm den Rücken zuckerte, zog er mit raschem Griff einen Fotoapparat aus dem Mantel hervor, schob ein Bild und sofort ein zweites.

Der Fötter schielte mit der Kamera das kackemas Gedächtnis gelockt zu haben, denn er drehte sich um, Mißtrauen im Blick, doch der Bucklige hatte die Kamera schon wieder versteckt und sah scheinbar unbeeinträchtigt auf die Schlange Menschen, die auf ihre Suppe warteten. Nachdem der junge Bursche in Uniform weitergegangen war, bemerkte ich, wie in den Augen des Verwachsenen etwas aufblitzte, vielleicht eine Art Triumph, daß ihm die Bilder geglickelt waren, und ich weiß noch, was ich damals dachte: ein Verrückter, der riskiert, daß man ihm einen Fußtritt versetzt und außerdem seinen Apparat abnimmt, und alles nur wegen ein paar Bildern.

Später sah ich ihn wieder, im Lager am Rande eines bessischen Dorfes, wohin man den ganzen Transport gebracht hatte. Dort brauchte er seinen Fotoapparat nicht mehr unter seinem grauen Mantel zu verstecken, sondern trug ihn offen herum und machte sich nichts daraus, wenn ihn die anderen Leute verspotteten. Nachdrücklich lächelnd

broschte er davon und hielt ständig Ausschau nach neuen Motiven. Einmal sah ich, wie er Kinder fotografierte, die nach dem Regen im Wasser einer Pfütze spielten; der bucklige Mann duckte sich, um auch die Spiegelung einzufangen. Dann wieder gelang ihm von draußen durch den Stacheldrahtzaun ein Schnappschuß: vor dem offenen Fenster stand eine junge Frau und schminkte sich vor der Scheibe die Lippen. So hielt er ein Bild nach dem anderen fest, halbwüchsige Jungen, die sich auf der Schlacke des Burscherhofs balgten, auch das Begrüßnis eines alten Mannes, der totkrank auf die erzwungene Reise geschickt worden war und wenige Tage nach der Ankunft im Lager starb.

Inzwischen hatte ich erfahren, daß der Verwachsene früher in der Kreisstadt in Böhmen Drogerie und Fotograf gewesen war und Franz Grödel hieß. Als er eines Tages um ein Viertel nachts, während ich vor der Tür der Küchenbaracke saß und Kartoffeln schälte, hätte ich mir ein Herz und fragte ihn gendeheraus, warum er den ganzen Tag nichts anderes im Sinn habe als zu fotografieren. Er zuckte mit seinen schiefen Schultern, als hätte ich nach etwas Selbsterständlichem gefragt, etwa danach, weshalb er atmete oder warum sein Herz schlug. Ich bereute meine zudringliche Frage, erwartete keine Antwort mehr und bukete mich über den Eimer, um weiter zu schälen.

„Jemand muß das alles festhalten“, sagte er endlich, „damit es nicht verlorengeht. Und dieser Augenzeuge bin eben ich.“ Während ich, erstaunt über diese Antwort, aufblickte, klappte er ein Bild von mir, wie ich, eine halb geschälte Kartoffel in der Hand und zwei Eimer vor mir, neben dem Fliederbusch an der Holzwand der Baracke saß.

„Wer wird sich solche Bilder anschauen



wollen, später, wenn wieder bessere Zeiten kommen?" fragte ich und sah über die nasse Schlacke des Hofes, woraus Unkraut sproßte, Disteln und Brennnesseln. Hinter den Mülleimern spielte eine Horde von verwilderten Kindern Verstecken.

„Es ist nicht gut, wenn man alles vergißt“, sagte der Fotograf und blickte zu den Kindern hinüber, als hätte er bereits Aufschluß nach diesen Schriappschüssen.

Als wir auf die umliegenden Dörfer verteilt werden sollten und mit unseren Koffern, Säcken und Kleiderbündeln auf offenen Lastwagen in die Ortschaften der Umgebung transportiert wurden, sah Franz Gabriel zufällig auf demselben Wagen wie ich. Es hieß, daß wir in ein Dorf geschafft werden sollten, wo Textilarbeiter gebraucht wurden; aber nirgends waren Fabrikschalen zu sehen. Der Bucklige machte eine Aufnahme von den Leuten, die auf dem Wagen saßen und durchgerähtet wurden, während hinter uns eine Staubwolke aufwirbelte. Kaum daß der Wagen auf dem Dorfplatz gehalten hatte, sprang er als erster auf Kopfsteingeländer und fotografierte, wie wir unser Gepäck abladen, mitbräutig beobachtet von den Bewohnern des Dorfes, die in einiger Entfernung mit verchränkten Armen dastanden und zusahen. Die ganze Textilindustrie bestand aus drei Webstühlen; ein früherer Fabrikant aus

Schlesien hatte sie irgendwo ergattert und im Saal des Dorfgasthauses aufgestellt. Es ist fast überflüssig zu erzählen, daß Franz Gabriel erschien, um als Augenzeuge die ersten Frauen zu fotografieren, die wenige Tage später ihre Arbeit an den Webstühlen begannen. Ich half die ersten Monate bei einem Bauern aus, dessen Frau schwanger war; aber darin halfte mich der Fabrikant als Nannern ein. Nach reisebend durfte ich sogar im Saal des Gasthofs weiterarbeiten und für die Frauen im Dorf Kleider und Blusen nähen, meistens aber nur ändern, denn die Stoffe waren damals knapp.

Der Fotograf, der in ein winziges Dachzimmer eingewiesen worden war, hatte inzwischen auch eine Beschäftigung gefunden: als Verkäufer in der einzigen Drogerie der nahen Kreisstadt. Mit einem geliehernen Damensrad strapelte er frühmorgens zur Arbeit und kehrte oft erst zurück, wenn es finster wurde. Nebenher fotografierte er bei Hochzeiten, Taufen und Konfirmationen, nahm dafür nie Geld, sondern ließ sich mit Edlwaren bezahlen, die damals wertvoller waren; mit Wurst oder Räucherfleisch, manchmal auch mit einer Flasche Kartoffelschnaps, wie ihn die Bauern heimlich brannten.

Aber sein Hauptberuf war und blieb es, Augenzeuge zu sein; niemals sah man ihn auf der Dorfstraße ohne seine Kamera, und

er sammelte alltägliche Bilder ein mit einer Leidenschaft wie andere Leute Münzen oder Briefmarken. Nur aus Mitleid besserte ich ihm seine Kleidung aus, flickte einen Riß in seinem schäbig gewordenen Mantel, nähte abgeplatzte Knöpfe an und schnaiderte ihm aus einer Uniform, die ihm jemand verkauft hatte, sogar einen Anzug, keine ganz einfache Arbeit bei seiner Figur. Franz war nicht kleinlich, sondern bezahlte mit einem Säckchen Mehl, das er als Fotograf bei der Taufe in der Haselmühle bekommen hatte, mit Honig oder Schmalz, also mit wirklichen Kostbarkeiten in den Jahren nach dem Krieg. Und eines Abends brachte er ein dickes Fotoalbum; darin hatte er seine besten Aufnahmen seit dem Umsturz gesammelt, keine schönen Bilder mit dem üblichen Festtagsglänze, aber ehrliche, oder sollte ich sagen: wahre? Auffallend oft hatte er mich fotografiert, wenigstens ein Dutzend Bilder zeigten mich, im Güterwagen, auf dem Bahnsteig, bei der Ankunft im Dorf, bei der Feldarbeit und beim Milken.

Wortlos die ganze Nachbarschaft starrte; ich hatte nichts bemerkt. Franz Gabriel hatte ausgerechnet auf mich ein Auge geworfen. Um es kurz zu machen: als er mich eines Abends mit heiserer Stimme fragte, ob ich ihn heiraten wollte, war ich sprachlos vor Überraschung. Ich hat mir Bodenk-

zeit aus, nur um ihn nicht zu verletzen, und erzählte ihm von meinem Verlobten, der in Rußland vermißt war und von dem ich noch immer auf ein Lebenszeichen hoffte, gegen alle Verunft. Ich versprach ihm, eine gute Freundin zu sein, nicht mehr.

Der Augenzeuger zog wenige Monate nach seinem Heiratsantrag in die Kreisstadt, und im Jahr nach der Währungsreform heiratete er die Tochter des Drogeristen, die einen unehelichen Sohn hatte. Noch heute steht Franz Gabriel im Geschäft, obwohl er sich längst zur Ruhe setzen könnte.

Als dem Basern, bei dem ich gewohnt hatte, die Frau bei der Geburt des ersten Kindes starb, half ich in Küche und Hof, so gut ich konnte; und daß ich später seine Frau wurde, ergab sich fast von selbst. Franz Gabriel wurde zur Hochzeit eingeladen, nicht nur als Fotograf. Sein Geschenk war ein Fotoalbum, damals bereits in Leder gebunden, und es enthielt alle Aufnahmen, die er im Lauf der Jahre von mir gemacht hatte. Darin betrachtete mir ich Bilder wenig, aber häufig, gabe ich das Nähere nicht her, und wenn es mir jemand mit Gold aufwiegen wollte. Ich habe nämlich verstanden, wie arm die Welt wäre ohne Augen- und Ohrenzeugen, ohne Menschen also, die Augenblicke mit Bildern oder Worten für später festhalten.

Heinz Stegewart

Und der russische Posten salutierte

Von einem Heimkehrer, der ein zwischen Kasak und Woronesch gelegenes Lager verließ, erfahren wir die mittelwertsche Geschichte: Sein Kamerad und Leidensgefährte Wolfgang mußte sich, nicht anders als er selber, am Ausgang des Stachelstraßengehanges eine Durchsuchung aller Taschen gefallen lassen: „Hast du Messer? Hast du Schere oder andere Waffe? Sag die Wahrheit, sonst bleibst du hier!“

Wolfgang hatte weder ein Messer noch eine

Schere. Wer wolle so strich sein, das unfahrbare Glück der Erlösung in letzter Stunde zu gefährden. Über zwölf Jahre Haft, beinahe hundertfünfzig Monate Hoffnungslosigkeit, wer durfte so ein Schicksal leichtsin vertragen.

Also wurde Wolfgang „gefilrt“, und der Posten fand nichts Unerlaubtes. Zwar holte er ein altes Zwiebackbeutelchen aus der Pappschachtel des jungen Deutschen: „Was hast du da?“

„Etwas Sand“.

„Zeig her!“

Dem Gefangenen klopfte das Herz. Er zog die Schnur des Beutels auf, rasch griff der Russe hinein und schöpfte sich eine Handvoll stählernen Staubs aus dem Säckchen: „Ah, du hast Pulver. Sogar Schießpulver. Sag die Wahrheit!“

„Nein, es ist kein schlimmes Pulver. Woher sollte ich es haben?“

„Was ist es denn sonst, los doch, sag!“

„Es ist nur ein wenig Erde. Von daheim. Sie wollen es mir glauben“.

Rasch nahm der Russe das Beutelchen an sich, er meinte, einen Fang getan zu haben, womöglich war er einem Anschlag auf der Spur: „Kommen mit zu Oberst“.

Bald stand Wolfgang vor dem Kommandanten. Der ließ das Pulver durch die Finger rieseln, schnappte drüber hin, hielt ein brennendes Zündholz an den verdächtigen Staub, dann lächelte er: „Von daheim, sagt du?“

„Es ist so, Herr Kommandant“.

„Wo ist es?“

In Westfalen.

„Ah, Rote Erde, ich weiß, ist eine heilige Heimat, Mann. Wie lange trägt du Sand bei dir?“

„Seit über zwölf Jahren“.

„Ach, bist dumme, Mann. Schleppt dich ab mit Dreck“.

Da holte Wolfgang einen zweiten Beutel hervor, den der Posten vorhin nicht gefunden hatte: „Bitte, Herr Kommandant, in diesem Säckchen ist graue Erde aus Ruhrland. Die wollte ich ebenfalls nach Hause tragen. Für die Rote Erde habe ich leiden müssen, auf der grauen träumte ich von daheim. So ist sie mir teuer geworden. Über zwölf Jahre lang“.

Nun spottete der Oberst nicht mehr. Er neigte ein wenig den Blick. Dann reichte er alles dem Gefangenen zurück und verließ schweigend, wenn auch kopfschüttelnd, den Raum.

Nach einer Stunde durfte Wolfgang in die Freiheit. Während er durchs Tor ging, salutierte der Posten, als wäre ihm das so befohlen worden.

Hugo Scholz

Was blieb waren zwei Hände

Mancher, der nichts mehr hatte als seine zwei Hände, sagte nein und nochmals nein. Dieser eine hier sagte es auch, besah seine zarten Hände, die zeitlebens nur mit Gläsern und Tellern zu tun gehabt hatten. Erst Plätsche, dann Kellner, schließlich selbst Besitzer eines Restaurants in einem großen Karort, nun auf der endlosen Straße, ein Flüchtling mit nichts weiter als diesen zwei schmalen Händen. Das Haar schon grau, plötzlich grau geworden. Aber er sagte nein.

Er land mit seiner Frau Unterkunft in einem bayrischen Dorf. Alles kam hier auf Hände an, Fläse, die wie Stahlhaken sind, Bauernhände. Der Mensch wird im Dorfe gewertet nach seinen Händen.

Der hagere Mann mit den Kellnerhänden

griff zu. Es war Heu zu wenden, ein Stall zu misten, Holz zu hacken.

Die Hände wurden fest, weil der Wille fest war. Die Frau wusch Wäsche, wartete Kinder, breiote Dung auf dem Felde. Was gab es nicht alles zu tun!

Abends saßen die beiden beisammen in ihrer Kammer. Sie dachten an ihr Restaurant, sprachen davon, wer wohl jetzt dort wohnen und wirtschaften werde, aber vor allem sprachen sie über Pläne. Es war Erde hier im Dorfe, und es gab Plätzen, wo man ein Häuschen hinbauen konnte. Es waren kühne Pläne, Träume. Was nicht erst getümmelt und geplant wird, kann nicht Wirklichkeit werden.

Sonntags striften sie in die Gegend umher, bauten ihr Häuschen da und dort,

ein Häuschen aus Luft, aber das Ziel war erfüllt.

Sie kamen bei einem verlassenem Steinbruch vorbei. Hier brauchte man nur das Brecheisen ansetzen, dann gab er Mauersteine, so viel man wollte. Sie gingen miteinander durch die Wälder, sahen das überständige Holz. Es lag auch überall Eisen und Geröl herab, Wehrmachtsgut.

Auf Hände, die zupackten, kam alles an „Ja“, sagten sie immer wieder, „Ja“. Sie sprachen kaum noch von ihrem Restaurant, dem verlorenem, sondern nur von dem Flecklein Erde da hinten bei dem Einödhof, das ihnen die alleinstehende Bäuerin abtreten wollte, um Nachbarschaft zu bekommen.

Im Herbst ging der hagerne Mann im Dorfe herum. Die Bauern kannten ihn schon, ein fleißiger Mann, er hatte bei der Ernte geholfen, immer sah man ihn mit seiner Frau auf den Feldern, in den Wiesen. Nun kam er mit einer Bitte.

Auf einem Baum aus dem Walde kann es keine Wäldler sein. Da der Baum ihn sich selbst schlagen wollte, schloß er ihn. Ein „Vergelt's Gott“ wurde gern dafür genommen.

Die Holzer lachten, als sie den hageren Mann und die schmächtige Frau mit Säge und Axt dabei kommen sahen. Natürlich blieb ihnen die Säge im Holz stecken, ging nicht mehr hin und her. Die Holzer kamen mit einem Keil zu Hilfe. Als sie sahen, daß die beiden ihren Stamm nicht fortbrachten, luden sie ihn auf ihren Holzwagen.

In der Mühle betätigte sich der Mann beim Aufschichten von Brettern. Dafür ließ der Müller seine Baumstämme durch das Gatter.

Kauern, daß der Schnee weg war, krachte es in dem alten Steinbruch. Teiler tragen und Steine brechen, war zweifellos. Doch es ging um ein eigenes Häuschen. Brocken lösten sich um Brocken vom Fels.

In einem entfernteren Ort stand die schmächtige Frau an einer Ziegelpresse.

Uraufhörlich stieß die stampfende Maschine die geformten Ziegelsteine heraus. Die Frau brachte sie zum Randofen. Tausend Ziegel, viele tausend Schritte jeden Tag.

Der Wochenlohn wurde ihr in Ziegeln gutgeschrieben. Am Abend, wenn die beiden in ihrer Kammer saßen, rechneten sie, wieviel Ziegel und wieviel Steine sie schon beisammen hatten.

Aber der Kalk, die Nägel und das Glas für die Fenster? Sie mußten auch Bargeld haben.

Der Mann hauierte durch die Dörfer. „Haben Sie nicht Lamm-, Ziegen- oder Hasenfelle zu verkaufen?“ Er bekam sie für billig Geld. Die Kürschner in der Stadt hatten noch keine Auslandsware. Sie nahmen die Felle ab.

Es wurde wieder Sommer und die ersten Beeren saßen in den Wäldern. Mann und Frau sammelten sie ein. An jedem Tag ließ sich etwas verdienen. Abends aber saßen die beiden jetzt nicht mehr in der Kammer beim Thee und Pflaumen, sondern standen bei einem Bauplatz, überließen dem Einödhof, gruben den Grund, stampften den Beton, bauten die Mauer. Die Hände waren defig geworden, es ließ sich zupacken damit.

Von Müdigkeit keine Spur. Ein neues Häuschen bauen, welch eine Lust! Mauer machen und Handlanger. Die schmächtige Frau hatte immer nur mit dem Kochlöffel hantiert, aber Kalkeinmachen verstand sie auch. Der Mann, einst im tadellosem schwarzen Frack, war jetzt von einem Maurer nicht mehr zu unterscheiden.

Die Leute im Dorf wunderten sich über das rote Dach, das am Hange leuchtete – ein neues Haus.

Der Wind blies noch durch Fenster- und Türöffnungen.

Der Mann trug Zeitungen aus, ging mit Bürsten von Haas zu Haas. Die Frau arbeitete in der Fabrik. Zum Frühjahr lieferte der Tischler Fenster und Türen, ein Herz konnte gekauft werden.

Manches ging jetzt auf Kredit. Die Leute

hatten sich Kredit erworben. Dies war das andere Haus, das unrichtig mit erbaut. Die Erde um den Neubau wurde aufgegeben, mit Gemüse bepflanzt. Es war schlechte Ernte, aber die Liebe gab Wachstum. Obstblüme schlagen Wurzeln. Hinter dem Haus stand eine Kaninchenkiste. Ein fettes Kaninchen war zur Zeit der Fleischkarte sehr begehrt. Man konnte ein Zicklein dafür kaufen, das wuchs heran, wurde eine Milchziege. Ein Ferkel konnte einge-

Zita Ludwig

Du nahst noch geborgen im Schoß deiner Mutter, und schon treffen ihre Hände Vorsorge für die wärmenden Hüllen deines kleinen Leibes, sinnend, dich vorerst mit den Augen ihres Herzens betrachtend, welcher Stern einst dein Geschick bestimmen wird.

Hast du die Pforte in das Leben überschritten, gleiten ihre Finger kosend um deine zittern Glieder, von nun an hast du die ersten Fürsorge, wann immer du mehr bedarfst.

Kannst du es ihr jemals gebührend danken, daß sie deine kleinen Hände zum ersten Gebeten lehrete, sich geduldig wiederholend, da es dir nicht sogleich gelingen wollte?

Mit Abertausenden von Handgriffen für dich vergehen Monate und Jahre, dein Fußchen wird zum Fuß, du trittst hinaus in das Leben. Himmlischem Scheine gleich beginnt dich der Segen ihrer Hände, die abschiedswehrend über deinem Haupte lagen.

Viel hält das Schicksal für dich bereit, Krankheit und Weh. Ihrer eigenen Sorgen nicht achtend, eilt sie zu dir zu tröstendem Beistand. Mit Strömen von Zuversicht umschleicht sie deine tugenden Hände und mit unerschütterlichem Vertrauen steht sie zu jener Mutter, die wie keine andere Leid und Schmerz erfährt: „Hilf, Maria, es ist Zeit, hilf, Mutter der Barmherzigkeit!“

stellt werden, das sich davon näherte. Neben dem Hause war ein Viehstall entstanden mit Platz für eine Kuh. Vor dem Hause gackerten Hühner.

Mit jedem Tag nahm das Vieh zu, setzte der Salat im Garten an. Die Obstblüme versprochen eine erste Ernte. Überall war Segen.

Dieses Nein und dieses Ja und diese Hände waren es.

Mutterhände

Weiter eilen die Jahre. Faltig und älter werden ihre Hände, doch nutzlos werden sie nicht. Nun da es die Umstände nicht mehr erfordern für vergängliche Werte zu schaffen, treten andere in den Vordergrund.

Von Morgenröte umschattet schließen sich ihre Finger zu fürbittendem Gebet für Kranke und Trauernde, für Heimgegangene, Bedrängte und Notleidende, für eine Welt aus Frieden.

Geliebte Mutter! Du gibst mir das Leben und darmit erst die Aussicht auf einen Platz in der künftigen Heimat. Aus Deinen guten Händen ging Schönes, Großes und Sinnvolles über auf Dein Kind.

Geliebte Mutter, ich danke Dir!

Maria Beyer-Görner

Mutterhände

Mutterhände, ihr tragt allen Glück der Welt,
eine Engel in allen Lebens Stände,
ist durch Barmherzigkeit über Nacht auch erwacht,
immer und ihr Zeugen einer Warte.

Mutterhände, Trübsinnigen aller Zeit,
alle Schmerzen, alle jenen Trüb,
ist auch tags erwacht die große Seligkeit
aller Menschenschicksale: Wartenliche.

Treuere Hände, ihr empfangt die Erde Leid,
das nur Müttern machen vorbehalten,
democh und ihr stützt, immermore, bereit,
meist Leben willig zu gestalten.

Die Hände meiner Mutter

Von Rinnen und Rillen zerfurcht, stumpfe Nägel und eingarissene Neider, abgearbeitet, schwielenbesät und oftmals zerschunden, so, nur so bleiben mir die Hände meiner Mutter in Erinnerung.

Einmal nickte die Mutter nach dem Mittagessen ein wenig ein. Ihre Hände lagen dabei versenkt auf der Tischplatte, wie wenn es schnell noch um ein Vaterunser ginge. Ihr Kopf sank dabei immer tiefer, ihre Hände rückten derweilen immer weiter zur Tischmitte. Gerade da kam zwischen Fensterrandspalette und Fenstermittelnahm der Schein der Sonne in die Stube, ging schier zaghaft über den Tisch und verfiel sich – die Mutter merkte nichts – in ihren Händen. Der Zufall wollte es, der Zufall will so manches.

Wie ich das Spiel der Sonne mit den harten Mutterhänden merkte, wollte ich lautlos wie ein glückseliger Kind zuseh, die ich über meine Frau, das die Urfrauen nicht wußten. Doch ich schwieg. Die Augen mochten sich satt sehen, das Herz sich an diesem Sonnenspiel stärken, denn je länger ich hinsah, um so seltsamer erschienen mir die Hände. Zuerst so, als ob ich in starrklarer Nacht den Mund betrachten würde, auf dem Berge und Täler, Krater und Dünen zu sehen sind. Dann wieder war es mir so, als ob bald von der Sonne belacht, bald vom Wildbach gerissen, zwei Kieselsteine vor mir liegen würden. Eine gute Weile schien es mir unerklärlich, was der Sonne holdes Leuchten in diesen von Arbeitstränen getrennzeichneten Hände zu suchen hatte. Doch, auf einmal waren mir Sommer und Winter, Frost und Schwüle gegenwärtig. Einen großen Haufen Distelstöcke erblickten meine Augen im Geiste, der unter den Händen meiner Mutter wuchs und wuchs. Daneben lag und wuchs zugleich – ja, so war es mir – Eemlich ein Berg von Löwentanzblättern, die die Mutter gerissen hatte und

in hochaufgehäuften Buckelkörben für die gefälligen Ziegen heimzuschleppte. Kaum, daß dieser Gedanke mich noch nicht erfüllte, wurde ich die vielen Brennnesseln gewahrt, die diese harten, zugleich aber so liebevoll-weichen Finger jedes Frühjahr in der Rachel rupften, um den Junglämmern ein leckeres Futter zu bereiten. Auf die Gänse war die Mutter besonders bedacht, aber nicht wegen eines feinen Marmaritionens, sondern der weichen, warmen Betten wegen, die sie für uns Kinder sparte.

Bei meiner Seele, es ist schier nicht zu glauben, daß diese stumpfen, von Disteln zerstochemen, vom Löwentanz ganz klebrig und durch das viele Brennnesselstechen fast gefühllos gewordenen Finger die halben Wintermächte hindurch den Flaum von den Kielen zogen, um für die Familie Daunenbetten zu schaffen. Nichts Unrechtes durfte in die Welt zu kommen. Die Mutter lebte dem Grundsatze: Jeder schlecht ergraben, denn schlecht geschlafen.

Schon wieder erhellte sich mein Sinn. Wie viele Weidenkörbe voll Steine bohrtien doch diese Finger nach jeder Schneeschmelze aus den Kleeckern, und welche Unzahl von Maulwurfhaufen räumten doch diese Hände von den Wiesen, damit die Mäher sich das Fluchen ob der zerschamoten Sennen ansparten. Und zwischen Frühjahrssaat und Heumahd, da haben diese fleißigen Hände fahnenweise Waldstreu in große Bündel gehackt. War es aber wieder so weit, daß die Sennen stierren, dann hieß es mit schweißverklebtem Angesicht und harten Flüstern die großen Heuhaufen unter die Sparren zu pressen und zur Erntzeit, trotz Distelstich und Brennnesselmilch, Garbe um Garbe zu binden.

Ungachtet dessen, was das Jahr, von diesen Händen an zeitgebundener Arbeit forderte, galt es immer wieder Back- und Waschtrog zu regieren und in Küche und

Kummer nach dem Rechten zu sehen. Nur Hartes war ihnen von außenher vertraut; das Wort „Pflege“ war diesen Händen fremd geblieben. Und dennoch: sie waren so gut, so liebevoll, am Werk- und Feiertag.

Während der Sonnenschein hier mit ihnen schlüpfte, die Mutter rückte und die Uhr die Zeit zerhackte, hob der Wald in mir zu raschen an, aus dem die Mutter das viele Sommergebrunn besorgte, ließ ich die Felder erntend, in denen Distel und Dorngeburk durch die Hände der Mutter kurgehalten wurden. Und gar, auf einmal, übermannte mich die Erinnerung: ich laufe hinter Jungfrauen her, um die unsere Mutter

fast genau so besorgt war, wie um uns, um ihre Kinder. -

Für diese Hände gab es fast - ihr ganzes, hartes Leben lang - keinen wahren Ruhetag. Höchstens, wenn die Mutter um des neuen Lebens willen, darniederlag.

Wären ihre Hände weiß, weich und ohne jedes Arbeitsmerkmal dagelogen, wäre wohl auch die Mutter Sonne achlos darüber hinweggegangen. So aber verlingt sich ihr kostbares Leuchten in den Rissen und Ritzen, wie es sich zuweilen in der Erde verlingt, wenn sie um Georgi in ihrem neuen Werden abgearbeiteten Mutterhänden gleicht.

MIMI GRAP

Die Mütter

*Die Mütter geben durch ihre Zeit,
sie trauern ohne viel zu sagen.
Nur eine Mutter kennt das Leid,
das alle Menschen heimlich tragen.*

*Mußt du im Lebenskampf und -streit
auch oftmals hart und fühllos scheitern,
der Mutter Arme sind bereit:
Nun komm, mein Kind, dich auszuweinen.*

*Du schweigst dein kampfesrunder Wille,
der herbe Trotz ist dir gewohnt
vor dieser Liebe Gnadenfülle.*

*An ihrer Brust geleht dein Haupt,
du warest stark, du warest still,
und hast - wie einst - an Gott geglaubt.*



Heimat

Solange wir sie hatten, solange wir ihrer sicher waren, nahmen wir uns nicht die Zeit, lange darüber nachzudenken, was Heimat ist. Sie war so selbstverständlich wie Luft und Wasser, Wald und Wiese, Feld und Flur oder Vater und Mutter. Sie war einfach da. Wohin wir auch gingen, wir konnten jederzeit dorthin zurückkehren und waren sicher, wieder aufgenommen zu werden. Ja, wir hatten einmal sogar einen gestrichlichen Anspruch darauf, allezeit dort aufgenommen zu werden, wohin wir heimrutschend gingen.

Es gab also keinen besonderen Grund, sich darüber die Köpfe zu zerbrechen, was Heimat war, ist oder einmal sein könnte. Obwohl natürlich auch damals schon manches geschah, was geeignet gewesen wäre, uns aufmerksam zu machen. Aber das waren eben Kleinigkeiten, dachten wir und hielten sie eben auch für Kleinigkeiten.

Es war beispielsweise die Geschichte von der bedeuerten Bäuerin aus einem kleinen Dorf am Rande des Tepler Hochlandes. Es ging ihr nicht besonders gut, man kann auch schon sagen schlecht, ihr ganzes Leben lang. Und weil sie schließlich auch gesundheitlich schwer zu kreieren hatte, verschaffte man ihr kurz vor dem letzten Krieg einen Erholungsurlaub im Allgäu. Sie fuhr auch wirklich hin und hielt es volle vier Wochen dort aus. Alles war neugierig auf ihre Erzählungen. Keiner aber kam auf seine Kosten. Denn sie erzählte gar nicht viel. Sie sagte lediglich: „Ach, dort ist es fast wie bei uns. Ein paar Berge gibts da und ein paar Wiesen und Felder und dazwischen ein hübschen Wald oder ein Wasser. Aber dort ist man halt nicht daheim!“ Viele haben darüber gelächelt, andere aber waren versucht, von Undankbarkeit zu reden, weil ihnen der Vergleich der sicher großartigen Hochgebirgslandschaft mit unserem alltäglichen Ländchen eher abwertend für jene als aufwertend für dieses

erschien. Nur wenige spürten den tiefen Ernst, der hinter diesen Worten stand.

Viel gelacht haben wir auch über eine Karte, die einer aus unserem Dorf nach Hause schrieb, als er, zum tschechischen Militär eingezogen, in ein verlorenes Nest weit hinten in der Slowakei verschlagen worden war. Viel stand auf dieser Karte, der man deutlich ansah, daß nur eine schwere seelische Erschütterung dem guten Mann die Feder in die Hand gedrückt hatte. „Liebe Eltern!“, stand da, „daheim ist daheim, daheim ist daheim, und noch einmal daheim ist daheim!“ Und unterschrieben war sie mit „Euer lieber Mutz“.

Manchmal erzählen wir diese Geschichte auch heute noch. Nur – das herrliche Lachen darüber ist uns doch vergangen. Denn heute wissen wir das, was diese beiden damals wohl ahnten.



Lassen Sie mich noch eine dritte Geschichte erzählen. Im Zug von Marktredwitz nach Nürnberg traf ich eine Frau, die eben aus dem Lande kam, das sie und ich Heimat nennen. Sie fiel mir dadurch auf, daß sie mit größtem Lidern in ihrer Fenstercke saß und blicklosen Auges in die vorüberfliegende Landschaft starrte.

ist das Dorf und der Garten und der Weg, der vom Tor hinunterführt zu den anderen. Es ist aber auch der alte Birnbaum hinter dem Zaun, die Haselsträucher am Hang und die Birken drüben am Hohlweg, der hinaus auf die Felder führt.

Heimat – das sind das Feiernabendgeläut der Glocken am Samstagabend, der letzte Sonnenstrahl über den Dächern, die Felder, die sich weithin breiten bis dorthin, wo der Wald eine Grenze zieht. Es sind die Stille eines Sonntags und das Treiben eines Werktags, der Klang der Dampfhämmer in den Abendstunden und das Singen der Sensen, wenn der Tau noch auf den Wiesen liegt. Es ist das Bild des Pflügers, der Furche um Furche in die dampfende Scholle gräbt, und das Rattern der Wagen zur Erntezeit. Der Rauch der Kartoffelfeuer gehört dazu wie das Schnattern der Gänse drunten am Weiher und das Lied der Drossel droben vom Wald.

Heimat – das sind die Plätze, die du gehst, wenn du eine einsame Stunde suchst, und die Plätze unter den Kastanien, wo du immer (viele Gesellschaft) Ersten kommst. Und es sind die Straße, die dich täglich zur Arbeit führt und der Schienenstrang, der dich schließlich hinausbrachte in die große, die andere Welt.

Heimat – das ist der Morgen im September, der kühl und klar und schon ganz herbstlich ist und doch noch alle Süße des Sommers atmet. Es sind der glühendheiße Julitag und der klirrendkalte Abend im Jänner. Es sind der Sturm, der dir im Fieber Schnee vor die Türen wirbelt und der Regen, der im April alle Wege grundlos werden läßt. Heimat umfaßt den zarten Duft der jungen Blätter im Frühling, den schweren Rauch der aufgebrochenen Erde im März und den Moosgeruch des weichen Laubes im späten Herbst. Es ist Wind, der deine Stirne kühlt, und Nebel, der die Welt aus deinen Augen nimmt. Alles das ist Heimat.

Aber Heimat ist noch mehr. Es ist der Augenblick, in dem du aus der Hitze einer

langen Wanderung im August wieder in die Kühle deines Hauses trittst und die Minute, in der du aus der Kälte einer Winternacht in die bequagliche Wärme deiner Stube kommst. Es ist das Keimen und Wachsen in deinem Garten, der dampfle Fall reifer Früchte und der satte Duft der Äpfel im Keller. Es ist das Licht, das dir den Weg weist, wenn du durch tiefes Dunkel heimwärts wanderst, und die Hand, die dich leitet, wenn du einmal in die Irre gegangen bist.

Und Heimat sind Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Verwandte und Bekannte. Der Nachbar, der sich über den Zaun lehnt und ein paar Worte mit dir wechseln will, der Freund, dem du hilfst und der dir hilft, so ihr es nötig habt, die Gefährten, die gelegentlich ein Stück Weges mit dir gehen oder gegangen sind. Es sind Menschen, die deine Sprache sprechen, die dich verstehen und die du verstehst, die viele Dinge des Lebens so sehen und die ihre Welt und ihr Leben so gestalten, wie auch du es tust.

Ohne diese Menschen gibt es keine Heimat. Denn ohne ihre Hilfe kann keiner erfahren, was alles zum Heimat-Haben gehört.

Und dann kann es sein, daß eines Tages nur noch die Menschen da sind. Daß alles andere verloren, geraubt, gestohlen, genommen wurde.

Dann müssen Menschen Heimat sein. Dann ist Heimat nicht mehr eine Frage geographischer Ortung oder beweglicher oder unbeweglicher Hälte. Dann wird Heimat eine Sache der Kraft und der Fähigkeit der Herzen.

Damit aber wird sie unverlierbar. Denn nur was Menschen haben, können andere Menschen sich aneignen. Dazu genügt ein Foderstrich oder ein Akt der Gewalt. Was Menschen sind, kann ihnen niemand nehmen.

Laßt uns darum lernen, Heimat zu sein. Und laßt es uns solange sein, bis wir wieder eine Heimat haben.

Dichter reisen durch sudetendeutsches Land

Wie man dem Fremden und dem Späteren zur Kennzeichnung eines Hauses, seiner Einwohner und Besucher das Gästebuch vorlegt, seien hier in gleicher Absicht einige Seiten aus dem Gästebuch einer ganzen Landschaft dargeboten: wir wollen Dichter zu Worte kommen lassen, die als Reisende unsere Heimat kennen und Leben lernen.

Goethe, der treueste Badegast

Die erste Eintragung in unser Gästebuch machte Goethe 1785: „Vom Granit durch die ganze Schöpfung durch, bis zu den Weibern, alles hat beigetragen, mir den Aufenthalt angenehmer und interessant zu machen“, schreibt er an den Herzog Karl August. Er war von Neustadt an der Orla über Wunsiedel-Zwodau nach Karlsbad und Raschitz gefahren und hat auf der Fernreise auch noch Jochimsbrunn besucht. 1786 ist er wieder da, mit Herder. In den Berichten dieses Jahres notiert Goethe gerade nur „heiliger Sonnenschein in Eger“, und – anlässlich eines Mittagessens dort –, daß es ihm Freude mache, auf der Höhe von Frankfurt zu speisen. Ohne Paß, was einen unfreiwilligen Aufenthalt in Eger zur Folge hatte, kommt Goethe 1806 wieder nach Böhmen, und diesmal sind auch die Briefe reichhaltiger: „Die Lage von Karlsbad ist sehr interessant zwischen den alten Granitfelsen. Aus den nächsten Übergangsbirgen entspringt das heiße Wasser und die ganze umliegende Gegend fordert zum Mineralogisieren auf“, schreibt er an Zelter, und an Voigt berichtet er: „Das Städtchen ist herausgeputzt, durch Anweilbung der Häuser, Mauern des Flusses, sowie die Umgebung durch bequeme Wege zum Fahren und Gehen“. Breiter sind auch die Schilderungen des Badelbens; Goethe meldet ganz genau



Johann Wolfgang von Goethe

die Ziffern der Karlsbader Kur, seine Begerungen, seine Gesellschaft. Im nächsten Jahre heißt es in einem Brief an Knecht: „Ich bin nur über vier Wochen hier, der Ort und die Gegend sind gar armütig und bedauernd. Heute waren wir in Eibogen.... das über alle Beschreibung schön liegt und sich als ein landschaftliches Kunstwerk von allen Seiten betrachten läßt“. Goethe zeichnet, sammelt Steine, bereist die nähere Umgebung Karlsbads. Schließlich läßt er auch seinen Sohn August nachkommen: „Gegen das Ende der Kur kam mein Sohn nach Karlsbad, dem ich den Anblick des Ortes... auch gönnen wollte“. 1808 schreibt Goethe aus Karlsbad an August: „Du kannst Dir denken, daß der Frühling in Karlsbad besondere Reize haben muß, vorzüglich der diesjährige bei so gar schönem Wetter. Die blühenden Bäume und das junge Gelbgrün zwischen und vor den alten grauen Felsen, den finsternen Fichtenwäldern machten sich sehr gut...“ 1810 berichtet Goethe aus Karlsbad und Teplitz: „Die Gegend ist hier außerordent-

lich schön, besonders zum Spazierenfahren, denn es liegen viel Schlösser, Städtchen und Luiförter umher. Alle Menschen sind gutmütig, gastfrei und würden wie im Himmel sein, wenn die urreligigen politischen Spaltungen nicht wären“.

Seume in Böhmen

Nüchtern erscheint der Bericht aus dem Jahre 1801, den der „Spaziergänger“ Seume von seinem Weg durch diese Gegend gibt: „Nun ging es in die Höhe, und so mild es unten am Flusse gewesen war, so rauh war es oben, und in einigen Stunden hatten wir schon Schnee. Dieser vermehrte sich bis einige Stunden hinter Peterswald, nahm sodann allmählich wieder ab und hörte bei Aussig wieder ganz auf. Man hatte mir gar sonderbare Begriffe von den auffallenden Erscheinungen der böhmischen Katholikzeit gemacht. Ich habe nichts bemerkt. Im Gegenteil muß ich sagen, es gefiel mir alles außerordentlich wohl. Unser Wirth in Peterswald ist ein ganz altes mit gehöriger Gemüthsart an sich zu immer wünschen kann. Der Zollbeamte, der den Fall bescheinigte, war freundlich. Die Mahlzeit war nicht übel und die Aufwärterin gar allerliebst niedlich und artig... Überdies ist der böhmisch-deutsche Dialekt bis Lobositz ziemlich angenehm und gurgelt die Worte nicht halb so dick und widrig hervor, wie der gebirgische in Sachsen. Der Weg von Peterswald nach Aussig ist rauh, aber schön. Von Aussig, wo man wieder an die Elbe kommt, romantisch wild, links und rechts an dem Flusse hohe Berge mit Schluchten, Felswände und Spitzen... Bei Lobositz endigen allmählich die Berge, und von da bis Eger hinauf und Leitmeritz hinab ist schönes, herrliches, fruchtbares Land, das zwei Stunden hinter Budyn man ganz Ebene wird“. Seume wanderte dann über Iglau, wo ihm „der große, schöne, helle Markt“ gefiel, nach Znaim, woher er schreibt: „Hier möchte ich wohl wohnen, so lieblich und



Johann Georg Seume

freundlich ist die ganze Gegend, selbst unter dem Schnee. An der einen Seite stößt die Stadt an ziemlich hohe Berge, und auf der andern, vorzüglich nach Österreich, wird die Nachbarschaft sehr malerisch durch die Menge von Weingärten, die alle an sanften Abhängen hingepflanzt sind. Die beiden Klöster an den beiden Enden der Stadt sind, wie die meisten Mönchsitze, vortrefliche Plätze. Das eine, nach der österreichischen Seite, hat Joseph II. unter anderem mit eingezogen. Die Gebäude derselben sind so stattlich, daß man sie für die Wohnung eines kleinen Fürsten halten sollte“.

Kleist im Erzgebirge

1800 bereist Heinrich von Kleist die Landschaft des Erzgebirges und der Elbe. „Oh, welch ein herrliches Geschenk des Himmels ist ein schönes Vaterland!“ ruft er im Anblick des Erzgebirges und setzt fort: „Ja, mein liebes Mädchen, das ist ein ganz anderer Stil von Gegend, als man in unserm traurigen märkischen Vaterlande sieht“. Ein zweiter Ausflug führte ihn bis in die Gegend von Teplitz und Lobositz. Dieses Erlebnis schildert er in einem Briefe: „Von Dresden aus machten wir auch noch eine große Streiferei nach Teplitz, acht

Meilen, eine herrliche Gegend, besonders von dem nahegelegenen Schloßberge aus, wo das ganze Land aussieht wie ein bewegtes Meer von Erde, die Berge wie kokosnussartige Pyramiden, in den schönsten Linien geformt, als hätten die Engel im Sande gespielt. Von Teplitz fahren wir tiefer in Böhmen nach Lobositz, das am südlichen Fuße des Erzgebirges liegt, da wo die Elbe hineintritt. Wie eine Jungfrau unter Männern erscheint, so tritt sie schlank und klar unter die Felsen, leise, mit schüchternem Wanken naht sie sich, das rohe Geschlecht drängt sich, den Weg ihr versperrend, um sie herum, der Glänzend-Reinen ins Antlitz zu schauen, sie aber, ohne zu harren, wendet sich, flüchtig, eilend hindurch. In Aussig heißen wir den Wagen zu Lande fahren und führen noch zehn Meilen auf der Elbe nach Dresden. Ach, Wilhelmine, es war einer von jenen lauen, süßen, halbdämmernden Tagen, die jede Schwachheit und alle Wünsche des Herrern ins Leben rufen!

Höbhel in Marienbad

1854 nimmt Friedrich Höbhel in Marienbad Aufenthalt. Natürlich enthält sein berühmtes Tagebuch auch Bilder von dieser Reise: Aus Marienbad: „Nach Tisch, mitten im Regen mit meiner Frau zur Friedrich-Wilhelms-Höhe hinauf, dem höchsten Punkt des Ortes, den wir noch nicht erliegen. Unter den dichten Tannen gingen wir ziemlich geschützt, und wie wir oben waren, kam die Sonne. Links und rechts Felsblöcke, oft von Steinmelken überwachsen, und ein üppiger Blauerflock, der doppelt heilige Düfte ausströmte, versteckte Bäche, laut und wild unter den breiten Farnekräutern dahinhüpfend, und von Zeit zu Zeit ein öchzender Vogel oder ein nasser, nur noch schwer flatternder Schmetterling. Zwischen durch Partien, die recht schauerlich an Tod und Verwesung gemahnten, weil unter den grünen Tannen schichtenweis die seit vielen Jahren abgefallenen Nadeln vergilbt und modern und dem Wind un-

zugänglich liegend geblieben waren, bemooste Stümpfe daruntergeißt, so laut und mensch, daß sie in der Nacht leuchten und glimmen müssen. Die Aussicht vom Gipfel herab imposant, man hat das Tal, das Marienbad einschließt, zweigeteilt vor sich und sieht in eine wahre Unendlichkeit hinaus.“

„Rückblick auf Prag: die großen, breiten Straßen, die dennoch nichts Berlinisches haben, die seltsamen Türme mit spitzigen Nebentürmchen, die als Auswüchse des Uhrtums erscheinen, die mit Heiligenstatuen besetzte Brücke, unter der die Moldau schäumt und die zum Hradschin hinaufführt! Alles wirkt auf die Phantasie und dennoch kommt der Verstand dabei auch nicht zu kurz. Es ist ein Glück, in einer solchen Stadt geboren zu sein, denn wenn die als ein ungeheures Lebendiges mit ihren Räteln und Wandern in die frühe Kindheit hineinrickt, so wirkt es durchs ganze Leben fort und nach.“

Körner in der Elbe

1810 begibt sich Theodor Körner die Gegend um Aussig und Teplitz, die er in einer Brieferschilderung schilderte: „Heute früh verließen wir Teplitz... Wir fahren nach Aussig, wo mich der Anblick der Elbe wunderbar überraschte. Von hier ließen wir uns überfahren und gingen dann auf den Schreckenstein zu, eine alte Ruine, die auf steilen Felswänden das ganze Tal beherrscht. Da glaubt nicht, welchen Eindruck es auf mich machte, als ich oben im verfallenen Rittermaße saß! Tief unter mir rauschte die Welle, und mein Blick bog dem Strome nach, der, von hohen Steinwänden umschlossen, so ruhig, so groß dahinfließ... Als wir wieder herabgestiegen waren, kam unser Schiff auf uns zu, wir setzten uns ein, und nun trugen uns die Wellen still und sanft hinunter. Jetzt verschwand uns der Schreckenstein mit seinen schönen Türmen, bald ward das Tal weiter, und kleine Dörfer standen an den freundlichen Ufern. Bald schloß es sich

enger zusammen, und wir schienen von Felsen umringt zu sein. So wechselte es mit ewig neuen Reizen. Wir hielten umsonst Mittag auf der Gondel und das Ungewohnte und so höchst Liebliche einer längeren Wasserfahrt versetzte mich bald in eine frohe Stimmung. Erdlichgewahleten wir die Türme des Tetschner Schlosses, wir kamen näher, und es stand in seiner ganzen Pracht vor uns. Auf einem hohen Felsen ragt es über die Stadt empor, die man vorher gar nicht gewahr wird. Es war ein köstlicher Augenblick, als unser Schiff um eine Felsenecke herumbog, und man all die Schönheit so offen vor uns lag. Als wir angestiegen waren, gingen wir aufs Schloß hinauf, von wo man eine himmlische Aussicht ins Land hinein hat. Was mich am meisten ergriff, war der Anblick des Rosenberges. Es ist in seiner Form und seinem Kolorit so was Herzliches, Treues, Bühendes, daß ich mich ungern von ihm trennte. Der Schloßgarten ist recht zierlich und anständig angelegt, am meisten aber köstlich die darin im Parken angeordneten die Elbe-erblicksicht. Es war ein schönes, marines Treiben und Leben an dem Ufer, mehrere Schiffe lagen vor Anker, und wir alle saßen mit Vergnügen unter dem freundlichen Dache“.

Grillparzer in Prag

In seinem Reisetagebuch schildert Grillparzer im Jahre 1826 seine Reise von Wien über Znaim, Iglau und Prag nach Dresden. Eine Stelle daraus über Prag sei hier wiedergegeben: „Ich kam mit einer Art Vorurteil gegen Prag hier an. . . Dem ungeschickt aber konnte ich mich des grandiosen Eindrucks nicht erwehren, den diese Stadt auf jeden Beschauenden machen muß. Die Lage im Kessel von schönen und reich beplanten Bergen, überall vorteilhafte Linien bildend, der breite Fluß mitten durch die Stadt, das Häusergewühl durch sonderbare Türme und hervorragende Gebäude aller Art wohltaunend unterbrochen und in Partien gesondert, der Hradtschin das Ganze krönend,



Franz Grillparzer

alles trägt dazu bei, diese Stadt, recht gemädelhaft, zu einer der schönsten für den Beschauer zu machen. Es ist hier etwas, das an Venedig erinnert, das Fortlebende nämlich, das Altertümliche zwischen und neben dem Neuen. Rathaus und Türme an der Brücke rufen Florenz zurück, und im Süden erhebt sich der (Prag wirklich einesthümlichen Eindruck) im-letzterganzliche Stadt. Der schönste Überblick ist vom sogenannten Laurenzberge. Ich war . . . gegen Abend in dem dort oben gelegenen Gasthause, die Hasenburg genannt, und ich muß gestehen, daß ich mir etwas Reizenderes kaum denken kann, als Prag von diesem Standpunkte.“

Und ein Stück über den Weg nach Teplitz: „Gegen Abend die schönen Grenzberge ins Auge bekommen. Das Herr ging mir auf bei dem Anblicke. Sie sind nicht sehr hoch, aber von den reizendsten Formen. Die Sonne im Sinken, einige Wölkchen am Himmel, folglich die Beleuchtung, wie sie eine Berglandschaft erfordert. Ich stieg aus und ging der wehenden Luft entgegen, die Körper gewirnt und trinkbar wird. Die Schönheit der Berge nimmt aber keineswegs zu im Fortschreiten, wie man mir früher glauben gemacht, die ersten Massen mit ihrem herrlichen Abstieg gegen das flache Land sind und bleiben die schönsten.“

Von Freiheit und Vaterland.

O Mensch, du hast ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Liebe, wozu dich deine Schicksal nicht löst und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne garst schon, wo dir die Sterne des Himmels garst leuchten, wo deine Wege dir garst deine Allmacht offenbaren und deine Sturmwolke dir mit heiligen Schreden durch die Seele dragen: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich lebend über deine Wiege weigt, wo deine Mutter dich garst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz gab: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wohin hier es kocht Feind und die Feinde, und wozu die Arme und Mühe dort mit dir, du machst das Land stolz lieb haben; denn du bist ein Mensch und laßt es nicht vergessen, sondern behaltn in deinem Herzen.

Wohin ist die Freiheit des freien Mannes, wo die weite Erde, wo die in ihr hat dich die Liebe und dein Sieg, wo die Freiheit, daß du vom Himmel kommst.

Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapfern Herzen gefällt; wo du in den Sitten und Tugenden und Schicksalen deiner Väter leben darfst; wo dich beglückt, was schon deine Vorfahren beglückte; wo deine fremden Feinde über dich gelächelt und deine fremden Treiber dich treiben, wie man dich mit dem Stiefel treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unerblickliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.

Darum auch sind die gemeinen Gesetze ein Gesetz und eine Tugend allen, die für den Ruhm leben.

Aber die Tapferen haben sie zum Himmel empor und wahren Wunder in den Herzen der Unwissenden.

Hut denn, edeliche Deutsche! Seid täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Gerechtigkeit und Mut; daß deine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und deine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit.

G. W. Wende.

Kaiser Josef II.

Kaiser Josef II. umfaßte alle Angehörigen seines Reiches, ob hochgestellt oder niedrig, mit gleicher Liebe. Als er in Wien den Prater und Augarten, die bisher nur dem Adel zugänglich waren, auch dem Volke öffnete, ließ er über den Eingang zum Augarten die Worte setzen: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.“ So gab sich der Regent selbst den schönsten Beinamen. Da sich einige vornehme Herren beim Kaiser darüber beschwerten, daß nun der Adel fast nirgends mehr ungestört unter sich sein könne, erwiderte er ihnen die treffende Antwort: „Wenn ich immer unter meinsgleichen sein wollte, müßte ich meine Tage in der Kapuzinergruft unter den Särgen meiner Vorfahren zubringen.“ Und es blieb bei der Verfügung.

Eine solche ein Bauer aus Slavikowitz in Mähren auf seinem Felde, als er mit ein
ein Herr in seinen Kleider- und schmückten
anderen Personen zu kam. „Wollt Ihr mir,
lieber Freund“, redete ihn der fremde Herr
an, „nicht für einen Augenblick Euern Pflug
überlassen?“ Der Bauer machte große Augen,
räumte aber willig dem seltsamen
Fremden seine Stelle an Pfluge. Der fremde
Herr zog die angefangene Furche weiter,
und der Bauer, der ihm folgte, bemerkte
kopfschüttelnd: „Lieber Herr, mit dem
Pfluge halt Ihr wohl Euer Brot bisher nicht
verdient?“ Als aber einer der Begleiter des
Fremden erwiderte, daß das Pflügen eben
nicht zu den täglichen Geschäften eines
Kaisers gehöre, ersah der Bauer, denn
nun wußte er, daß Kaiser Josef es sei, der
seinen Pflug lenkte.

Josef zeigte der Welt, wie er den Bauernstand ohne. Er bewies es aber auch noch
auf andere Weise, indem er die Basen aus
dem unwürdigen und drückenden Zustande
der Leibeigenschaft befreite. Denn in
früherer Zeit war der Bauer kein freier



Kaiser Josef II.

Mann; er gehörte wie eine Sache mit zu
dem Grund und Boden seines Gutsherrn
und mußte ihm die Äcker bestellen, die
Wasser mähen, das Holz füllen, das Wild
treiben u. dgl. Die Aufhebung der Leibeigenschaft
gehörte zu den segensreichsten
Taten Josefs II. Er erließ ferner das „Toleranzpatent“, durch das den Protestanten
und Juden gleiche Rechte auf Religions-
übung mit den Katholiken gewährt wurde.
Auch strebte Josef eine gleichförmige Ge-
richtsbarkheit in seinem ganzen Reiche an.
Seine Neuerungen wurden vielfach ange-
feindet, so daß er manche davon widerrufen
mußte.

Kaiser Josef starb am 26. Februar 1790,
nachdem er, wie es auf seinem Reiterstand-
bild auf dem Josefsplatz in Wien heißt,
„nicht lange, aber ganz dem öffentlichen
Wohle gelebt“.

Wallenstein, der große Feldherr und Abgott der Heere des Dreißigjährigen Krieges

Sein Aufstieg

Von David Müller

Im Jahre 1625 begann ein zweiter Hauptakt des Dreißigjährigen Krieges, den man den dänisch-niedersächsischen nennen kann. Kaiser Ferdinand führte ihn jetzt mit eigenem Heer. Lange hatte es ihn gedrückt, daß er alles dem Herzog Maximilian, der Liga und dem Feldherrn derselben, Tilly, zu danken hatte; denn Maximilian hatte sich alle Hilfeleistungen teuer vergelten lassen. Jetzt erbot sich ihm ein Mann, ein eigenes Heer aufzustellen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten solle. Dieser Mann war Albrecht von Wallenstein (Wallenstein), ein protestantischer Böhme von Geburt, dann in einer Jesuitenschule dem katholischen Glauben geworden, ein Mann von dämonischer Heftigkeit und Finesse, von einem Elternteil, der ihn früh nach Italien, nach den geheimeren Wissenschaften in die Arme gerufen hatte. Durch Heirat zu bedeutendem Reichtum gelangt, durch glänzende militärische Eigenschaften und Erfolge auch zu hohen Ehren gestiegen, hatte er zuletzt durch große Güterläufe und kaiserliche Schenkungen bei den böhmischen Ächtungen fürstliche Macht und Besitzungen gewonnen und war zum Fürsten von Friedland erhoben worden. Frachtlos und doch zugleich gute Haushaltung verbunden sich ihm. Er unternahm es, nach Mansfelds und Christians Vorbild, ein Heer aufzustellen, das nach einem regelmäßigen Kontributionsystem in den Ländern, wo es stand, sich selbst erhalten sollte. Er ist der größte und furchtbarste aller Bandenführer.

Sein Gedanke war, dem Kaiser eine eigene militärische Macht zu stiften, die sich über ganz Deutschland ausbreitete, sowohl die ligistische wie die kurfürstliche

einflußlos mache und ihm eine unbeschränkte Gewalt sichere. Indessen stand Christian IV. von Dänemark noch in der Weserregion, ihm gegenüber Tilly in Hessen und südlich vom Harz im Eichsfeld Wallenstein mit dem neugeworbenen kaiserlichen Heer, das sich bis in das Halberstädtische und Magdeburgische ausbreitete. Obwohl Wallenstein unter seiner Truppenordnung und Manneszucht hielt und den Bürger neben dem Soldaten bestehen lassen wollte, blieben doch mannigfache Bedrückungen nicht aus. - Zu einer Entscheidung kam es in diesem Jahre nicht. Christian IV. erlitt zu Haveln beim Umritt über den Wall einen schweren Sturz mit der Pferde und ging für diesmal zurück. Die Heere blieben einander gegenüber stehen, alle Grauel der Verwüstung über die besetzten Lande bringend.

Als im Frühjahr 1626 schon Christian IV. von England und Holland um Geld unterstüzt, mit neuen Heereskräften wieder auf dem Schauplatz. Rechts, nach Westfalen hinein, schloß sich ihm Christian von Braunschweig, links, gegen die mittlere Elbe hin, Ernst von Mansfeld an. Gegen letzteren zog Wallenstein und schlug ihn an der Dessauer Brücke (25. April 1626). Der Mansfelder warf sich rückweichend nach Brandenburg, wohin er nun auch den Krieg zog, verstärkte sich wieder und wollte sich nun durch Schlesien und Ungarn wenden, um sich mit Bethlen Gabor, der eben einen neuen bedrohenden Zug gegen Ferdinand II. durch Ungarn herauf unternahmen wollte, zu vereinen. Wallenstein folgte ihm durch die Lausitz, Schlesien, Mähren bis tief nach Ungarn. 1627 kam er mit verstärkter Heeresmacht aus Ungarn zurück, rückte wieder durch Schlesien und die Lausitz vor, spottete der brandenburgischen Neutralität und zog in Mecklenburg ein. Dann verband er sich mit Tilly, jagte

den Dänen aus Holstein, Schleswig und Rönland auf seine Inseln und nahm man, während sein Heer auf Kosten Brandenburgs und Pommerns lebte, die kühnsten Pläne auf Mecklenburg, dessen Herrzige ohne Spruch und Recht verjagt wurden, ließ er sich selbst vom Kaiser zusprechen.

Die Reste der alten hanseatischen Macht sollten sich mit der spanischen Flotte verbinden, die freien Niederlande bekämpfen und die habsburgische Herrschaft auch über die nördlichen Meere tragen; andererseits wollte man Polen die Hand reichen und Schweden bezwingen, die letzte protestantische Macht im Norden, die noch aufrecht stand. Schon nannte sich Wallenstein „Admiral des baltischen und ozeanischen Meeres“. Aber an den Mauern der Stadt Stralsund, die er nehmen wollte, „und wenn sie mit Ketten am Himmel hänge“, an ihrer mannhaften Bevölkerung, ihrem tüchtigen Bürgermeister, ihren unverzagten Werthaltern (Rathemern), brachen sich zuerst die beschließenden Pläne Wallensteins.

Noch aber stand Kaiser Ferdinand siegreich und übermächtig da. Dem Drängen Maximilians von Bayern und der Liga, den lange beschichtigen Schritt zur Rückforderung der katholischen geistlichen Gebiete zu tun – die seit dem Passauer Verträge von den Protestanten eingenommen und säkularisiert worden waren – gab er nach, trotz Wallensteins Abmachung, und erließ am 6. März 1629 das Restitutionsedikt.

Kurze Zeit nachher erhielten die Dänen, mit denen schon länger verhandelt worden war, unter günstigen Bedingungen Frieden zu Lübeck. Dem Kaiser schien sich die Aussicht auf eine höchste, unumschränkte Gewalt zu eröffnen, wie sie selbst Karl V. nach dem Schmalkaldischen Kriege umsonst erstrebt hatte. Schon erklärte Wallenstein laut, man bedürfe der deutschen Sünde nicht mehr, der Kaiser müsse Herr in Deutschland werden, so gut wie die Könige in Frankreich und Spanien es in ihren

Gebieten seien. Da sahen auch die katholischen Fürsten im Reiche ihre Unabhängigkeit bedroht. An ihrer Spitze stand Maximilian von Bayern, dem der Kaiser seine ersten Siege verdankte. Besonders Wallenstein war ihnen verhaßt, der dem Kaiser diese Macht gegeben und ihm die Liga entbehrlieh gemacht hatte. 1630 trat zu Regensburg ein Kurfürstentag zusammen, und hier wurden von allen Seiten die bittersten Klagen laut. Und Ferdinand II., der gerade seinen Sohn Ferdinand zu seinem Nachfolger als römischer König erwählt zu sehen wünschte, entschloß sich, Wallenstein fallen zu lassen. Dieser empfing kalt und stolz die Kunde von seiner Entlassung. Und nicht seine Entsetzung ärgerte ihn, sondern daß ihm mit Mecklenburg auch seine reichsfürstliche Würde entzogen war.

Seine Absetzung

Von Friedrich von Schiller

Ein Hauptstück der Politik vor uns, zu eben dieser Zeit, als der siegreiche Schwedenkönig Gustav Adolf sich gegen Ferdinand II. rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der katholischen Armeen wegzurüben. Pater Joseph, ein heiliger Kapuziner, mit dem Kurfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Kurfürstentage wie belagert war. – Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand II. die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden“, schreibt sein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein priesterliches Haapt. Geschähe es“, pflegte er oft zu sagen, „daß ein Engel und ein Ordensmann zu gleicher Zeit und an gleichem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste und der Engel die zweite Verbeugung vor ihm erbalten“.

Wallensteins Absetzung wurde beschlossen.

Zu spät wurde Ferdinand gewahrt, wie sehr man ihn grüßte. „Ein schlechter Kapuziner“, hörte man ihn sagen. „Hat mich durch seinen Rosenkranz erwalltet und nicht weniger als sechs Karthäse in seine enge Kapuze geschoben“.

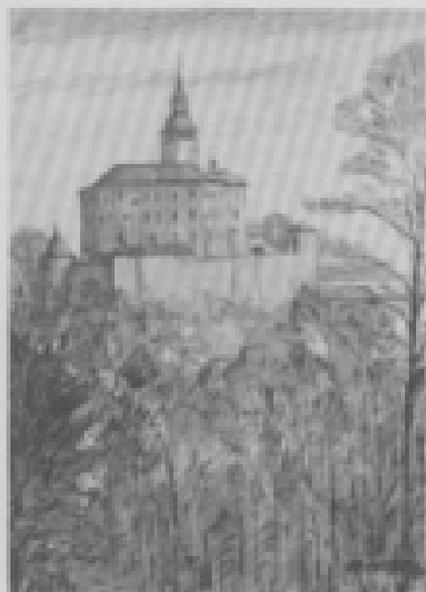
Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urteil der Absetzung ihm verkündet worden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Wirke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herabstürzen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kanak zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallenstein gemachte Überträge zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während Schmerz und Wut in seinem Busen stürzten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urteilspruch überraschte ihn, ob zu einem kühnen Schritt die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstört. Durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm die Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er die Gerngung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist,

gleich einem Knaben, am Gängelbunde führte. Sern (so hieß er) hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzerste Laufbahn seines Herrn noch lange nicht genügt sei, daß ihm die Zukunft ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolf einen General wie Wallenstein nicht lange unbedenktlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verraten“, antwortete Wallenstein den Gesandten; „ich bedauere ihn, aber ich vergeß' ihn. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Stolz des Bayern beherrscht. Zwar tut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingelassen hat, aber ich will gehorchen“. Die Abgesandten entließ er fürstlich beschenkt; den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gnade nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der Besten Teil seiner Offiziere trat sogleich aus dem beschriebenen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere ließe er durch beträchtliche Pensionen, um ihrer bei Gelegenheit sich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, als er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilsprüche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergehauen werden, um dem Schloßhofs Raum zu machen. Ähnliche Palläste wurden auf seinen zahlreichen Gütern erbaut. Kavaliere aus den edelsten Häusern weitforten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, nur um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten



Meistern unterrichtet wurden. Seine Vorzimmer wurden stets durch fünfzig Trabanten besetzt. Seine gewöhnliche Tafel war aus vier hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurden ihm Gerichte und Gefolge auf hundert sechs- und vierpännigen Wagen nachgefahren. In sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreen, der Glanz der Equipagen und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwand gemäß. Sechs Barone und ebenso viele Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen. Zwölf Patrouillen mußten die Rinde um seinen Palast machen, um jedes Geräusch abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geräusch der Wagen durfte seiner Wohnung nahekommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stürmen, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit

einem widrigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Blutes. Immer beschäftigt und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst. Die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und bager, von gelblicher Gesichtsfarbe, rötlichen, kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirn, und nur das Übermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

In dieser phantastischen Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde und der Nacht aufgehenden Tag. Bald ließ ihn Gustav Adolfs rührender Siegeslauf ein Vorgefühl des eigenen geschehen. Von seinen beschlossenen Plänen ward kein einziger aufgegeben; der Usdank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem listigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer seines Privatlebens verrückte den stolzen Schwung seiner Entwürfe. Und verschwenderisch wie ein Monarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besitzungen zu zählen.

Sein neuer glänzender Kommenlauf und sein jähes Versinken

Nach David Müller

Unverden begann der protestantische Schwedenkönig Gustav Adolfs seinen Siegeslauf in Deutschland. Am 6. Juli 1630 war er mit dreihunderttausend Mann – alles kriegserprobte, kampfgläubende und zuchtvolle Leute – auf der Insel Usedom, nahe der Peenemündung gelandet, hatte sich dann den Einmarsch in Sottin erzwungen, sich Pommern für die Dauer gesichert und

rückte darauf in Brandenburg ein, wo er Frankfurt a. O. eroberte. Der Fall Magdeburgs, das dem vereinigten kaiserlich-türkischen Heere auf die Dauer nicht gewachsen war, trieb ihn weiter nach der Provinz Sachsen. Wie Gustav Adolph Schwager, der Markgraf Georg Wilhelm von Brandenburg, widersetzte sich auch der Herzog von Sachsen anfangs seinem Einmarsch. Erst die Plünderungsräube Tilly machten diesen anderen Sinnes, so daß er schließlich den Schwedenkönig geradezu anflehte, ihm zu Hilfe zu kommen. Bei Breitenfeld, nördlich von Leipzig, traf er am 17. September 1631 auf den Ligistenführer und brachte ihm, dem ruhmreichen Sieger in sechsundzwanzig Schlachten, die erste schwere Niederlage bei. Damit war sein Machtweg frei, und ganz Deutschland lag offen vor ihm. Schon im Frühling 1632 schob er sein Heer weit nach Süddeutschland vor, vertrieb Tilly aus Franken, nahm Nürnberg ein und rückte gegen Bayern, bei dessen Grenzverteidigung Tilly am 1. Mai von einem Kanonenkugelhieb getötet wurde (am 15. April 1632). In schnellem Siegeszuge marschierte er in Augsburg ein, eroberte München und besetzte das Schwabenland.

In Wien, wo man anfangs gespottet hatte, zitierte man um die eigene Sicherheit. Nur Wallenstein konnte noch retten. Schon bald nach der Schlacht bei Leipzig war er aufgefordert worden, das Oberkommando über die kaiserlichen Truppen wieder zu übernehmen. Lange hatte der stolze Mann, dessen schadenfroher Triumph man gekommen war, sich gewigert, dies zu tun. Im Dezember 1631 gelobte er jedoch auf vieles Drängen und Bitten, ein Heer innerhalb dreier Monate ins Feld zu stellen und auf ebenso lange Zeit zu befehligen. Und in der Tat: sein Name „ging wie der Kriegsgott durch die Welt“. Eine Armee strömte zusammen aus jenen Banden, die längst kein anderes Gewerbe kannten als den Krieg, und sammelte sich in Böhmen und Mähren. Natürlich konnte auch nur Wallenstein

dieses Heer führen. Und so ließ er sich endlich auch bereit finden, den Oberbefehl förmlich anzunehmen. Aber er tat es unter Bedingungen, nach denen er wie ein selbständiger Fürst mit seinem Kaiser „verhandelte“. Nicht bloß, daß er über alle kriegerische Bewegungen innerhalb Deutschlands entscheiden und selbst eine Stimme beim Friedensschluß haben wollte; er machte auch aus; daß das Restitutionsedikt beim künftigen Frieden aufgehoben würde, daß er selber über die Einziehungen und Verteilungen in den von ihm eroberten Gebieten entscheide. Auch wurde ihm Aussicht gemacht, Mecklenburg zurückerlangen. Für den Fall, daß dies unmöglich sei, erhielt er ein Reichsfürstentum gleichen Einkommens bestimmt zugesichert, einstweilen wurde ihm das Fürstentum Olmütz verpfändet. Mißtrauisch, aber von der Not gezwungen, hatte der Kaiser ihm alles gebilligt.

Wallenstein rückte, nachdem er Prag den Schweden abgenommen und sich zum Meister in seinem Handwerk hatte, über den Böhmischen Wald nach Franken vor. Bei Eger vereinigte sich Maximilian mit ihm, verlor seinen Haß und seine Beschämung, ja, stellte sich sogar mit unter Wallensteins Oberbefehl. Dieser aber kümmerte sich gleichwohl um das vom Feinde besetzte Bayern durchaus nicht; dagegen bedrohte er Nürnberg. Gustav Adolph durfte dieses nicht in Feindeshand fallen lassen und eilte deshalb, ihm zuvorzukommen. Kaum hatte er sein Lager aufgeschlagen, so erschien auch Wallenstein und bezog eine unheimlich feste Stellung. Lange lagen beide Heere gegeneinander. Not und Mangel trieb endlich den König gegen seinen Willen zum Angriff (4. September 1632). Aber vergebens stürmte er den ganzen Tag. Vergeblich hatte sein getreuer Bernhard von Weimar schon festen Fuß auf einer Höhe, welche „die alte Feste“, den Schlüssel der feindlichen Stellung, beherrschte. Die starke Stellung der Kaiserlichen trotz jedem Angriff. Gustav

Adolf sah die Blüte seines Heeres tot auf dem Schlachtfelde und konnte den Kampf wie eine Niederlage betrachten. Schon begannen in seinem Heere Kleinmütigkeit, Mißtraut und Zwiespalt um sich zu greifen. Vorgebens versuchte er, Meister des Krieges zu bleiben, ihn durch einen Marsch südwärts an die Donau zu verlegen. Wallenstein folgte ihm nicht, sondern zog mit furchtbaren Verheerungen nach Sachsen und zwang den Schwedenkönig, ihm zum Schutze dieses Landes zu folgen. So kam es noch spät im Jahre zur Entscheidungsschlacht. Wallenstein hatte seine Winterquartiere um Leipzig her, das er, wie einst Tilly vor der Breitenfelder Schlacht, eben erobert, nehmen wollte, und erwartete für jetzt keine entscheidende Schlacht mehr. Der Feldzug des Jahres schien geschlossen.

Gustav Adolf aber, der in Eilmärschen zum Entsatz Sachsens herbeigezogen war, stand, ehe es Wallenstein ahnte, schon bei Naumburg. Auf die Kunde von dem Abmarsch Pappenheims, den Wallenstein mit Reiterei und Fußvolk gegen Halle geschickt hatte, wußte er rasch sein Heer gegen die Kaiserlichen zur Schlacht.

Auf Lützerns Ebene ward der harte Strauß am 16. November 1632 ausgefochten. Gustav Adolf, der das Glück auf dem weichernden rechten Flügel wiederherstellen wollte, fiel, von einem Schusse im Rücken durchbohrt, und kaum erkannte man später seine von Blut entstellte Leiche. Auf der anderen Seite fiel Pappenheim, der noch zeitig genug von Halle zurückberufen war. Wallenstein selber, dem im dichten Kugelregen Mantel und Hut zerfetzt ward, ging ohne Würde aus der Schlacht, aber ließ dem Feinde den Sieg. Er wich nach Böhmen zurück und hielt hier ein furchtbares Strafgericht über sein Heer, das nicht standgehalten.

Nachdem er lange Zeit dort untätig verweilt und mit Sachsen, ja, selbst mit Schweden unterhandelt, rückte er im Sommer 1633 mit großem Pomp und kaiserlicher Pracht



Max Kuhn: Wallenstein-Gedenkbild, Monatshefte 1924

in Schlesien ein, woselbst ein schwedisches Heer unter dem Grafen Matthias Thurn, dem Urheber des Krieges, zehlet es von ihm geschlagen war, daß er es hätte gefangennehmen können; doch gewährte er dem Feinde in einem „Akkord“ Leben und Freiheit, ging nach Böhmen zurück und begann seine Verhandlungen mit dem protestantischen Karlsten von neuem. Indessen kam durch das Heißenburger Bündnis Maximilian von Bayern in große Not. Regensburg, bisher von ihm besetzt und als eine Vormauer Bayerns und Österreichs angesehen, ward von Bernhard von Weimar erobert. Wallenstein aber, vom Kaiser zu Hilfe gesandt, rückte nur bis in die Oberpfalz vor und kehrte dann wieder nach Böhmen zurück. Er schien dies militärisch so wichtige Land wie eine feste, herrschende Stellung anzusehen, von welcher aus er Frieden gebieten könne, und unterhandelte heimlich mit Frankreich und Schweden, mit allen Feinden des Kaisers – wie er es seinem Vortrage nach durfte, aber mit immer zweideutigerer Haltung gegen seinen Herrn. Dieser wollte ihn ohne feindlichen

Bruch entfernen, indem er den eigenen Sohn, den jungen König von Ungarn, als Generalissimus an die Spitze des Heeres stellte. Die Gefahr aber, vom Posten gerufen zu werden, trieb Wallenstein zu immer verwegeneren Plänen. Auf einem Tage zu Pilsen ließ er sich durch alle seine Obersten eine schriftliche Urkunde ausstellen, ihn nicht zu verlassen; ein Schritt, der einer Verschwörung fast gleich kam. Noch schien der Kaiser ziemlich milde darüber zu urteilen. Eine „Konfusion“, nicht eine „Konspiration“, nannte man wohl in Wien die Pilsener Verträge. Aber die Hauptgegner Wallensteins, die Spanier und Maximilian von Bayern und die Strengkatholischen mit ihnen, wußten immer Neues gegen den Feldherrn vorzubringen. Der Kaiser beschloß Wallensteins Absetzung, handelte aber in tiefer Verborgenheit und mit gewohnter Verstellung. Erst als man der meisten „Generalpersonen“, nament-

lich eines Galias, Piccolomini, Alldringer – die unter Wallenstein gedient – sicher war, warf man die Maske ab. Wallenstein, sein Schwager Terzka, Jow, Neumann, Kinsky wurden entsetzt.

Nun aber schritt Wallenstein zum völligen Abfall und begann mit den Schweden, die ihm aber auch nicht recht trauten, wegen seines Übergangs zu verhandeln. In der Mitte eines Terzkanischen Regiments, dem sich Butler mit seinen Dragonern unterwegs anschloß, zog er nach Eger, wo Truppen Bernhards von Weimar zu ihm stoßen sollten. Aber ehe dies ausgeführt ward, traf ihn und seine oben genannten Freunde der Mondstahl von Verultern, die in seiner nächsten Nähe sich gehalten und die er treu geglaubt (Butler, Gordon, Lefley u.a.). Er fiel in der Nacht des 25. Februar 1634. Der Kaiser war einer großen Gefahr entging, aber hatte auch seinen bedeutendsten Heerführer verloren.

Flucht

www.riesengebirgler.de

Vom guten Buch

Vor zwei oder drei Menschenaltern gab es noch kein Kino, keine Fußballwettpiele, keine Autos, kein Radio. Man wußte noch sich im trauten Familienkreis zusammenzufinden zu heimeligem Geplauder. Der Mensch unserer Tage kann das nicht mehr, oder mag er es nicht mehr? In alle Richtungen streben die Familienmitglieder zumal an Sonntagen auseinander. Der Mensch ist auf der Flucht vor seinem Heim, auf der Flucht vor sich selbst, vor der Leere in ihm, über die er sich hier und dort hinwegzutäuschen, die er aber doch nie ganz durch etwas Äußerliches auszufüllen vermag.

Die gute alte Zeit, die nie mehr wiederkehrt, sie hatte auch ihre Schattenseiten, aber auch ihre Vorzüge. Man betrachte doch nur die Bilder der deutschen Malerromantiker, eines Schwind, eines Führich aus Böhmen, besonders eines Ludwig

Richter, welche Innigkeit und Gefühlswärme sie enthalten. Diese Bilder könnten nicht so leberwarm sein, wenn sie wirklich nur der sentimentalen Sehnsucht nach einer schon versunkenen Welt entsprungen wären. Diese Welt war damals noch lebendig. Sport, Kino, Rundfunk, sie sind da und nicht mehr wegzudenken, auch sie besitzen ihre Sonderwerte, aber sie sind vielfach indirekt Feinde des Buches geworden. In so mancher Familie, in der man vor nicht langen Jahren noch die Abendstunden mit der Lektüre eines Buches oder mit Hausmusik ausgefüllt hat, findet man heutzutage keine Zeit mehr, weil der Rundfunk die ganze Aufmerksamkeit beansprucht oder ein Kinobesuch zur beliebtesten Unterhaltung gehört. Der junge Nachwuchs kommt erst recht nicht mehr zur geruhnsamen Lektüre eines Buches, weil er durch Sport und Ausflüge – meist mit

Motorrad - vielfach dem Elternhaus und einer Vertiefung seiner geistigen und seelischen Belange ertragen ist. Sie können das gute Buch überhaupt nicht ersetzen. Je mehr wir an Sorge, an Last und Arbeit zu tragen haben, um so größer, um so schmerzlicher sollte das Bedürfnis nach Stunden der Stille sein, der Einkehr, der Sammlung. Zur Aufgabe eines jeden Menschen, sich ein Weltbild vom Leben bestimmender Kraft zu machen, vermag das Buch, die gute Zeitschrift ohne Frage sehr viel mit beizutragen.



Solange man noch Geld für Ausflüge, für Unterhaltungen, für Zigaretten, für Kinos hat, muß auch noch soviel Geld übrig bleiben, um sich ein gutes Buch zu kaufen, eine gute Zeitschrift zu abonnieren. Es wäre wünschenswert, wenn in jeder Familie eine kleine Hausbücherei angelegt würde. Diese sollte der Stolz jeder Familie sein. Ein kleiner, selbstgemachter Schrank tut es, der unsere Heimatbücher umfaßt. Mit jedem Jahr wächst die Bücherei zur Freude der Besitzenden. Aus den Büchern und Schriften unserer sudeten-deutschen Schriftsteller schlägt uns heimatlicher Geist, beglückende Freude an heimatlicher Kunst und Schönheit von Landschaft und Mensch entgegen. Diese Bücher altern nicht, werden niemals abgestellt, um für immer zu ruhen. Sie begleiten uns durch

das Leben, machen uns stolz auf das Land unserer Väter und sind den nachfolgenden Generationen ein Born der Ehrfurcht, der Freude und Begeisterung. Neben dem Selbstzweck des guten Buches tut man noch ein gutes Werk: man ermöglicht unseren Schriftstellern und Verlegern, die Werke wieder oder neu herauszubringen, damit sie Zeugnis ablegen von unserer geistigen Welt - um uns, unser Land und unser Schicksal niemals in Vergessenheit geraten zu lassen.

Das Wort, ob mündlich oder schriftlich ausgedrückt, ob mit oder ohne Absicht gesprochen, hat die Kraft, Schicksalsträger zu werden. Es klingt nach, erhält seine Geheimnisse mehr von Jahr zu Jahr, erfüllt seinen Sinn deutlicher mit dem zunehmenden Verständnis und wird zum Leitstern für die Lebensgestaltung.

Meinet Ahnen Land

*Meinet Ahnen Land der
Alle Väter gingen zur Ruh,
wurden Erde und standen auf
wieder aus dir!
Einmal auch endet mein Lauf,
Lieg ich dann hier
oder irgendwo weit in der Ferne,
daß keiner mich findet,
nur die Sterne,
die oben sind?
Wo es auch sei,
auch über mich
geht einmal der Pflug,
auch aus mir
spitzen einmal die Halme
und über die Ähren
streicht leise der Wind.*

Florian Seidl

Desiderata



Gehe gelassen inmitten von Lärm und Hast und denke daran wie ruhig es sein kann in der Stille. So weit als möglich - ohne Dich aufzugeben - sei auf gutem Fuß mit jedermann. Des, was Du zu sagen hast, sprich ruhig und klar aus und höre Andere an, auch wenn sie langweilig oder nicht so sehr denn nach sie haben an ihrem Egoismus zu tragen. Meide die Lauten und Stillsitzlichen, sie verwirren den Geist. Berühre Dich mit Anderen, kannst Du höflich und überpöhlert werden, denn immer sind es Menschen, gehen, die bedeutender und besser sind als Du. Erfreue Dich am Erreichten und an Deinen Plänen. Bemühe Dich um Deinen eigenen Beruf, wiebeschrieben er auch sein mag; er ist ein fester Besitz im Wechsel der Zeit. Sei vorsichtig bei Deinen Geschäften, denn die Welt ist voller Betrüger. Aber laß bestimmen das Gede nicht aus den Augen. Wenn Tag und Nacht auch vorübergehende Dinge sind, auch über die Welt im Allgemeinen, so ist es doch besser, sie zu genießen, als sie zu verachten. Keine falschen Gefühle vor. Sei auch nicht zynisch wenn es um Liebe geht, denn trotz aller Ode und Enttäuschung verborst sie nicht, sondern wachst wieder wie Gras über freundlich auf den Rabenclaw des Alters und verzichte mit Anmut auf Dinge der Jugend. Stärke die Kräfte Deines Geistes um Dich bei plötzlichem Unglück dadurch zu schützen. Quäle Dich nicht mit Wahnbildern, diese Ängste werden, durch Müdigkeit und Einsamkeit geweckt. Bei aller angemessenen Disziplin - Sei freundlich mit Dir selbst. Denn, wie Fäune und Sterne so bist Du ein Kind der Schöpfung. Du hast ein Recht auf Deine Existenz. Und auch wenn Du das nicht perspektiv entfallst, so ist die Welt gemäß nach Gottes Plan. Siehe also im Frieden mit Gott, was auch immer er für Dich bedeutet und aus seiner Deine Sehensüchte und Wähen in der kümmerlichen Verwirrung des Lebens sein - bewahre den Frieden in Deiner Seele. Bei allen Enttäuschungen, Phantasien und zerstreuten Träumen ist es begehrt eine solche Welt, Sei vorsichtig, Siehe darauf, glücklich zu sein.

Die Straßenbeleuchtung im Wandel der Zeit

Wie mag es auf der Erde ausgesehen haben, als die Menschen das Feuer noch nicht kannten? Wir Heutigen vermögen es uns nicht vorzustellen. Das Feuer ist mit die erste und größte Kulturerrungenschaft des Menschen. Über seine Entdeckung berichten zahlreiche Sagen und Mythen, in denen fast immer das Motiv des Raubes wiederkehrt. Das deutet darauf hin, daß der Gebrauch des Feuers nicht von den einzelnen Völkern neu entdeckt, sondern übertragen wurde. Das Leben der Menschen änderte sich von dem Augenblick an, als es einem von ihnen gelang, durch Reiben oder Bohren von Holz oder durch Schlägen von Stein gegen Stein einen Funken zu erzeugen, der vielleicht zufällig von Zunder aufgefangen wurde und sich zu einem Feuer entwickelte. Welche Gefühle müssen diesen Menschen bewegt haben, der das Feuer vielleicht schon als eine himmlische Erscheinung vom Blitzschlag her kannte!

Die Schwierigkeit der Erzündung neuen Feuers führte zur dauernden Unterhaltung einer Feuerstätte, d. h. Herdfeuer spielte in der Entwicklung der Kulturen eine wichtige Rolle, vielfach galt das Feuer als irdische Form des himmlischen Lichtes. Noch heute weiß man um seine reinigende und entzündende Kraft. Bei vielen Völkern gab es eine eigene Feuergottheit. Spuren der Feuerverehrung finden sich auch bei Kelten, Germanen und Slawen und leben in manchen Volksbräuchen (Sonnwendfeuer) fort. Bei den Germanen durfte das die Dämonen abwehrende Herdfeuer nie ausgehen. Kranke wurden zur Heilung an das Feuer herangelegt. In der alten Naturphilosophie galt das Feuer als der Ursprung des Seins. In unserem abendländischen Kulturkreis war es nach einer bei Hesiod vorliegenden Sage Prometheus, der dem von Zeus zum Untergang bestimmten Men-

schengeschlecht das Feuer und die Kultur brachte. Zeus ließ ihn dafür durch Hephaistos und seine Schergen Kratos und Bia an einen kaukasischen Felsen schmieden. Ein Adler fraß ihm täglich die nachts immer nachwachsende Leber ab, bis ihn Herakles aus dieser Lage befreite.

Der Mensch kannte das Feuer und das Licht. Aber es gab noch keine öffentliche Beleuchtung. Man muß sich die kleinen Städte unserer Heimat in alter Zeit vorstellen. Wenn es Nacht wurde, versanken sie in Stille und absolute Dunkelheit, die Toren wurden je nach Jahreszeit zu einer bestimmten Stunde geschlossen. Die Bürger zogen sich in ihre Häuser zurück. Wer draußen zu tun hatte, mußte eine Fackel oder eine Laterne mitschleppen. Wer kein



Licht mit sich trug, mußte, wurde er von der Stadtpolizei betroffen, sich einer strengen Kontrolle unterziehen. Er war auf jeden Fall verdächtig. Die Lampe galt als eine Art Paß und Passierschein. Nur lichtscheues Gesindel, das Übles im Schilde

lichte, tauchte im Dunkel der Nacht unter. Wer ohne Laterne in der Nacht durch eine Gasse ging, mußte damit rechnen, daß ihm aus einem der Fenster der Inhalt eines Nachgeschirrs auf den Kopf geschüttet würde. Aber auch schon damals war in den Nächten übermüdete Jugend unterwegs, kannte keine Tugend, trug ihren Schaberack, sang üble Lieder, veranstaltete Lärmereien und belästigte den Bürger in seiner heiligen Ruhe.

Laternen konnte man schon in ältester Zeit. Wir wissen von Diogenes, daß er an hellen Tage die Wahrheit mit einer Laterne suchte. In Griechenland und in Rom geleiteten Diener mit Laternen die Kraben zur Schale. Die Laterne war noch bis in unsere Zeit herauf in den Dörfern gebräuchlich. Man brachte sie ins Haus, ins Stall, die Frauen, wenn sie ins Roratorium oder in die Christovette gingen.

Verbrecht war man auch daran gegangen, Vorkahtungen für die Beleuchtung von Straßen zu treffen. So gibt uns ein Schriftstück von Cosimo, 1390 n. Chr., Kunde von Ölfampfen, die an über die Straßen gespannten Stricken hingen. Aber es dauerte noch sehr lange, bis in Europa jemand auf den Gedanken kam, die nachtdunklen Straßen in den Städten zu erhellen. Ernsthafte Anläge hierzu finden wir in Wien, Prag, Berlin etwa im Jahre 1662. Es dauerte dann noch mehr als 20 Jahre, bis man auch in einigen anderen größeren Städten Laternen anordnete, jedoch gewöhnlich nur dann, wenn der Mond nicht schien oder der Landesfürst in der Stadt weilte. Die Reichsstädte Ulm und Nürnberg hatten im Jahre 1781 noch keine regelmäßige Straßenbeleuchtung aufzuweisen. Besonders Frankreich zeigte sich bahnbrechend. Der absolute König wollte seinen Glanz und seine Macht zeigen. Die 1788 in Paris gebrauchten Laternen hingen an über die Straße gespannten Drähten. Sollten sie angezündet werden, mußten sie in Handhöhe heruntergelassen werden. Das beeinträchtigte den Verkehr nicht wenig. Die Heftigkeit und



Leuchtkraft der damaligen Laternen war noch gering. Das Volk von Paris schätzte die Leuchte vor der verhassten Obrigkeit überdies als Beleuchtung nicht. 1789 schlugte man bei Ausbruch der Revolution dann auch gleich zwei der verantwortlichen Männer an den inzwischen erfolgten Laternenverfestigungen auf. In England hatte man die Laternen von Beginn an weniger verkehrshindernd angebracht. Diese ersten Lampen beheizte man mit aus dem Tran der Wale gewonnenem Öl. Es stank sehr und dichte ein, die Leuchtkraft war gering. Später verwendete man Rübennöl, das man mit Leinöl vermischte, um es gebrauchsfähiger und haltbarer zu machen. In nachfolgender Zeit gewann man aus der Kohleverbrennung das Leuchtgas und verwendete es für die Straßenbeleuchtung. Berlin ging hier voran.

Wir wissen nicht genau, wie die Menschen unserer Heimatstädte diesen Fortschritt aufnahmen. Noch jede Revolution und Neuerung mußte sich gegen erbitterten Widerstand durchsetzen. Wir wissen von wackernden Eingaben, daß es gegen den

Willen Gottes sei, die Nacht zum Tag machen zu wollen, außerdem koste es viel Geld, das man vom Bürger hole, der an derlei überflüssigem Unfug nicht interessiert sei, und außerdem habe die Angelegenheit auch eine medizinische Seite. Die Menschen änderten ihr Leben, könnten nicht schlafen, hätten einen gestörten Rhythmus und würden krank. Auch sei die Sittlichkeit in Gefahr, und die Belästigung fördere das Verbrechen.

Die Städte stellten Laternenwärter an. Ihr Amt war nicht leicht und streng geregelt. Sie mußten es wenigstens für ein Jahr übernehmen, zwei Monate zuvor kündigen, wenn sie vorher aufhören wollten, während sich die Stadt bei Verstößen die jederzeitige Kündigung vorbehielt. Jeden Morgen mußten sie sich das für die Lampen notwendige Öl besorgen. Der Verbrauch war hoch und die Kosten nicht niedrig. Je nach Jahreszeit und Tageslichtdauer waren genaue Zeiten vorgeschrieben, in denen die Lampen zu brennen hatten, sie mußten auch immer wieder kontrolliert werden. Eine Beschädigung machte sofort arbeitsunfähig, sonst hätte der Laternenwärter für den Schaden aufzukommen. Erwischte er einen Übeltäter, der aus irgendeinem Grunde eine Lampe beschädigt hatte, erhielt er eine Belohnung. Das Amt des Laternenwärters in Kälte und Regen war nicht leicht.

Sicher gab es auch damals Bürger, denen es nicht behagte, wenn das Licht einer Laterne zu nächtlicher Stunde ihre Stube erhellte. Man konnte abheulen. Auch heute schafft die Straßenbeleuchtung gelegentlich Ärger. In einem niederbayerischen Ort sah ein Landwirt seine Kühe todunglücklich und gestreift, weil ihnen das durch eine Pflanzlücke einfallende Licht einer Straßenlampe den verdienten Schlaf raubte. Das Licht habe die Kühe unfruchtbar gemacht und zum Teil sogar erblinden lassen. Die Nachtlampe hätte einen Stier daran gehindert, fett zu werden. Die armen Kühe hätten nächtelang geschrien und an den Ket-

ten gerissen. Bauer und Sohn montierten in einer Selbsthilfeeaktion die Sicherung ab, und als dies auf die Dauer nicht helfen wollte, trennten sie in lebensgefährlicher Arbeit die Stromkabel durch. Weil ein ganzer Straßenzug dunkel blieb, gab es mit Nachbarn und der Obrigkeit Streit. Es kam zu keinem Kompromiß. Der streitbare Landwirt bestand darauf, daß es ganz dunkel blieb.

Das Licht der ursprünglichen Laternen war nach heutigen Begriffen unzureichend. Man suchte es immer mehr zu verbessern. Kugeln erzeugten nur einen Lichtfleck unter der Lampe. Es galt, das Licht in die Breite zu schicken, besser zu streuen und mit dem geringsten Einsatz von Brennstoff den höchstmöglichen Leuchteffekt zu erzielen. Das gelang immer besser.

Mit dem Aufkommen des elektrischen Stromes ging die Zeit der Gasbeleuchtung allmählich zu Ende. Der Beruf des Laternenwärters verschwand aus unseren Städten. Damit erdete ein Stück Kulturerbe. Millionen Lampen erhellten heute die Dämmerung der Nacht. Und Mediziner mühen sich, wie damals die Bürger, Gedanken darüber, welchen Einfluß die Umkehr und Unterbrechung der Nacht- und Lichtverhältnisse auf die Gesundheit der Menschen hat. Die Natur läßt sich nicht ungestraft betrügen, sie schlägt in irgendeiner Form zurück.

Viele von uns denken noch mit leiser Wehmut an die Zeit der unzulänglichen Straßenbeleuchtung zurück. Die meisten unserer Heimatorte wurden um die Mitte der zwanziger Jahre an das Stromnetz angeschlossen. In die Wohnungen kam elektrisches Licht. Aber schon aus Kostengründen blieb die Straßenbeleuchtung in den Dörfern sparsam, weil die Wege zu den selbst liegenden Häusern und Höfen nicht voll ausgeleuchtet werden konnten. So blieben die Laterne und später die Taschenlampe noch lange wichtige Hilfsmittel, in finsternen Nächten den Weg durch unsere Dörfer und Städtchen zu finden.

Der Brückenheilige

Es steht in keiner Urkunde, daß der Prager Generalvikar Johannes Wollin aus Pornuk, Johannes von Nepomuk genannt, viel Humor besessen hätte. Sein rascher Aufstieg zu den höchsten Ämtern schon während seiner Studierzeit in Italien und sein späteres Wirken in Prag läßt zwar den Schluß zu, daß ihn nicht nur wissenschaftliche Fähigkeiten, sondern vor allem menschliche Vorzüge auszeichneten, aber den Beweis seines Humors hat uns der Heilige erst lange Zeit nach seinem Märtyrertod erbracht.

Oder zeugt es nicht von goldenem Humor, wenn er es jahraus, jahrein geduldet hat, daß manch ein Student in der Nacht vor dem Examen ihm einen Besuch machte, nicht etwa, um bei ihm zu beten, sondern um ihm einen Stern aus seinem Heiligenschein auszuleihen. Er ließ den von ihm gelohnten Orte gewahrt, nicht als Störfall angesehen und in all den Jahren bei dem nicht ganz ungefährlichen Tun - die Sterne waren fest genug, sie hingen hoch und die Moldau war tief - keinen von den bedrängten Bedrängern hinunterfallen lassen. Ja, er hat sich nicht nur willig reifen lassen, sondern überdies hinaus noch seine nächtlichen Besucher beschützt,

damit ihnen nicht gleiches mit gleichem vergolten werde und sie von den Professoren gerupft würden.

Es steht zwar in keiner Statistik des Landes Böhmen, aber mir ist kein Fall bekannt, wo der heilige Nepomuk auch nur einen beim Examen im Stiche gelassen hätte, der ihm einen Stern aus seinem Kränzel abgehoben und dieses Artefakt von ungewöhnlicher Größe während der Prüfung bei sich hatte.

Als ich ins Examen stieg, da trug der Heilige nur einen dünnen Reif um die Stirne. Die Sterne fehlten, und die Stadtväter dachten nicht mehr daran, sie zu erneuern, wie sie es früher getan hatten. Der letzte Reif von Humor war aus der Zeit verschwunden, die schon alle Anzeichen furchtbarer Spannungen ansetzte, wie sie sich in der Vergangenheit immer wieder im Brückenschwarzen entladen hatten. Die Brücke der Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen schien nicht vorhanden zu sein. Es war so, als ob die Karlsbrücke mit ihrem Beschützer, dem heiligen Nepomuk, gar nicht da wäre, und auf der einen Seite die Prager Altstadt, die Mutter Böhmens, mit ihrem Heil in der Mitte - die Mariensäule auf dem Altstädter Ring stürzte ja schon



nach dem ersten Weltkrieg – und auf dem anderen Moldauer die Burg und unter ihr, vor dem Brückenturm der Kleiseite, der steinerne Roland mit dem gegen Osten erhobenen Schwerte gar keine Verständigung wollten.

Zwei Völker glaubten sich über ihr gemeinsames Schicksal, das sie seit alters her miteinander verbunden hat, hinwegsetzen zu können. Es ist aber keinem von beiden bisher gut bekommen. Schon damals nicht, als der Prediger und Seelsorger der Prager Deutschen, Johannes von Pernak, tschechischer Wit zum Opfer fiel und in den Hussitenkriegen unerhörte Grausamkeit deutsche Städte und deutsches Volk aus Böhmens Antlitz herauszubrengen wollte. Es hat lange gedauert, bis die Wunden dieser Selbstzerfleischung geheilt waren.

Und wieder war es ein Fenstersturz in Prag, der unsagbares Elend, Leid und Not über das deutsche Volk brachte. Wie groß ist doch der „Gegenschlag“ der Deutschen, die, wie schon in der Gotik, nun im Barock dem Lande sein Gewicht gaben: Die *Deutschschola*, wie man über uns unsere Kunst deutscher Künstler, sind aus Böhmen nicht wegzudenken. Man kann weder ihren Namen noch ihren Werken einen tschechischen Charakter anrechnen, wie es ein eingeprägter Chauvinismus mit Peter Faltl, dem Erbauer des Veitsdomes in Prag und anderen versucht hat, man kann auch nicht leugnen, daß erst wieder Herder und die deutsche Romantik das tschechische Nationalbewußtsein geweckt haben, und daß auch der Höhenflug böhmischen Musikantentums zu Smetana und Dvořák ohne die deutsche Klassik und Romantik nicht denkbar gewesen wäre. Man will es heute vielleicht gerade deshalb nicht für wahr haben, weil man es nicht vergessen kann, weil man St. Veit und St. Niklas in Prag oder die Dreifaltigkeitskirche in Olmütz nicht so leicht umwerfen kann wie ein Kriegerdenkmal oder einen Grabstein, die deutsche Namen tragen.

Haß und Roland sind keine Brückenteile-

gen. Solange man nur die beiden sieht und nicht St. Johannes in der Mitte, gibt es keine Brücke und keine Verständigung. Das sollten wir Katholiken hüben und drüben endlich verstehen gelernt haben.

In der Heiligen Schrift steht ein erschütterndes Wort, das der Herr nach seiner bittersten Stunde am Ölberg ausgesprochen hat: Alle, die zum Schwerte greifen, kommen durch das Schwert um. Das gegen Osten gerichtete Schwert Rolands hat sich gegen uns gekehrt. Der Brücken- und Fensterstürze waren viele – nicht bloß an der Moldau.

Wie aber St. Johannes das eigentliche Opfer des Streites zwischen dem böhmischen König und dem Prager Bischof ist, wie er für diesen Marter und Tod erlitt, so leiden die Deutschen aus Böhmen, Mähren und dem Umgebieten, die Millionen Geflüchteter und Vertriebenen stellvertretend für das ganze deutsche Volk.

Not leidet beten. Wir, die wir heute nicht mehr über die Karlsbrücke gehen dürfen, befehle zu St. Johannes von Nepomuk wieder zurückzukehren. Solten wir ein Kleinmütiger zeigen – da jene Studenten, die mit einem Stern aus seinem Heiligenschein mutig in die Prüfungen stiegen, oder sollten wir nicht vielmehr unser Denken und Handeln von der Gewißheit bestimmen lassen, daß uns der Heilige von der Karlsbrücke auch in dieser schwersten Prüfung der Heimatlosigkeit beisteht?!

Seimat.

Jag ich fremde Worte
laßlich, dinnel,
ich bin wie eine Blüte
die dich mit mir auf.

Das ein Traum gewesen,
ich bin wandte dir,
nicht: neu geboren
hat ich mich aus dir! S. Thom.



Hoffnung

Den Wanderstock nahm ich
Sohn verlor'ner Heimat.
Endlose Straße tat sich auf.
Lag mir ein Ziel
An fremden Wegen?

Als alle Brücken brachen -
Nur Grenze blieb zurück.
Still in des Tores Bogen
Standest du.
Ich fahre deine Hand
Wie einer, der ans Ufer trat
Aus dunkler Nacht.

Du brachst das Brot mir,
Da mich hungerte.
Doch, Bruder, gabst du mehr
Als Brot allein:
Du gabst mir G l a u b e n.

Johann Rappeler

Der Heilige

Johannes Maria Hofbauer geht einsam umher. Die Stadt ist grau, der Himmel ist grau, und er selber ist ganz von grauer Melancholie erfüllt. Die Haare auf seinem Kopf sind auch ergraut und fallen aus wie Blätter, wenn der Winter kommt. Gott scheint sehr fern zu sein oder von seinen Gebeten sich gleichgültig-abzukehren. Vielleicht, weil seine Gebete keinen Schwung haben und jämmerlich am Boden flattern wie Vögel mit gebrochenen Flügeln. Er kommt sich so sehr nutzlos vor, daß er fast meint, es wäre besser, wenn Gott ihn abrufe. Aber wie soll er mit seinen leeren Händen vor ihm bestehen, denn in seiner Demut glaubt er wirklich, leere Hände zu haben. Es scheint ihm, als habe er sich wohl doch nicht genug gemüht, weil er so wenig ausgerichtet hat. Wohin sind seine kühnen Träume von einem durch ihn für Christus stehenden Europa? Was nützt es, sich zu beschuldigen, wenn man sagt: „Die Dinge waren stärker als du?“ Wenn er die Dinge nicht überwinden konnte, so war nur seine Schwachheit daran schuld. Nur Schwächlinge entschuldigen sich mit dem bleichen Wort: „Es ist stärker als ich.“ Seine Augen, unter der weißen gefärbten Kämpferstirn dunkel und herrisch brennend, haben die fürchterliche Gabe, durch die Häuserwände zu blicken wie durch Glas. Die Menschenherden verbergen vor ihnen vergebens ihre schauerlichen Geheimnisse.

Ein junger Mensch geht ihm nach und redet ihn auf der Straße an. Er ist sehr gepflegt und kostbar gekleidet. Vorübergehende grüßen ihn devot. Aber Johannes brauchte ja nur einen Seitenblick auf ihn zu werfen, um fast zurückzufahren vor dem glühenden Pfahl in seiner Brust. „Sie zwingen mich“, sagt der Jüngling und lächelt verzerrt. „Ihnen mein Leben zu bekennen. Ich weiß nicht, weshalb ich Sie bitte, mir zu

helfen – aber ich muß es tun.“ Hinter dem Jüngling aber steht Christi lichter Schatten und spricht: „Kleingläubiger Johannes, weshalb legst du die Hände in den Schoß? Wilst du mein Kreuz abwerfen, ehe ich es dir abnehme? Bist du ausgeschickt, umzukehren, ehe die Ernte in Garben steht? Zeigen dir die Menschen ihre Dämonen nur, damit du dich schauernd abkehrst? Verzweifelst du, weil es so viele sind? Ist ihre Urabschbarkeit ein Hindernis, viele ans Herz zu nehmen?“ – „Kommen Sie“, sagt Johannes entschlossen zu dem Jüngling und küßt ihm mitten im Straßengewühl die Hand.

Sein ärmliches Stübchen mit dem kahlen Fenster und der verschimmelten Papiertapeze wird nicht mehr leer. Auf dem finsternen Flur und der schmierigen Treppe stehen sie und warten, daß er sie bei der Hand nimmt. Die Revolver der Heiligen sind nicht da, die sie ihnen stehlen müßten, wenn sie sich haben, und selbst der granige Haarmesser steht auf, wenn Johannes vorübergeht. Es kommen Dienstmägde und Studenten, duftende Fräulein und halbwüchsige Burschen. Auch wohltautierte Bürger und Bürgerinnen steigen hinauf – aber die Armen und Eingezogenen sind doch in der Überzahl. Er beginnt wieder zu predigen. Seine Worte rollen und spielen über einen dichten Teppich geneigter Köpfe und schaukeln auf Tränen, die ausbefreiten Seelen fließen. Außenlich ist er nur ein einder Aushilfpriester, wie man sie an den Kirchen ohne Gehalt durchschleppt. Vielleicht ist dieser Umstand auch einer der Gründe, daß die Ausgestoßenen zu ihm, wie zu einem der Ibrigen, ein so großes Zutrauen haben. Aber wenn sie etwa denken, daß er sie nur bedauernd streichelt wie Kinder, die sich verbrannt haben, so irren sie sehr. Nicht ein Tütlein läßt er von den großen Tugendgestirnen nach, die er unerbittlich

vor sie hinstellt, und wenn er auch bereit ist, immer wieder zu verzeihen, und jedenfalls sie ewig zu lieben, so verlangt er doch Entschluß, irdischen, irdischen Entschluß und die klare Erkenntnis dessen, was Sünde ist und bleibt. Daß er ihnen das Große zutraut und das Herrsche von ihnen erwartet, stärkt sie wunderbar, macht sie stolz, das Amt und die Berufung, die er ihnen verleiht, geben ihnen Halt.

Mit der Zeit wird aber auch hier wieder den Machthabern dieser Mensch unbehaglich. Die Polizei wird losgelassen, um herauszubringen, wie es kommt, daß er soviel Macht hat. Gehört er etwa einer dunklen Verbindung an, die gegen den Staat wühlt? Führt er Umsturz? Oder ist er ein zauberhafter Schwindler, der unter der Maske der Heiligkeit Geld zusammenschafft, Laster befriedigt? Spione drängen sich an ihn. Inmitten dieser klebrigen Netze geht er lächelnd und unbeirrt weiter, seine Papiere legen offen auf seinem Tisch, wenn er nicht zu Hause ist, stierige Prüfungsfragen durchlesen, sie. Die gegenüberliegende Hauswand, um in sein Fenster zu sehen, das unerbittlich ist wie ein gutes Gewissen. Sie sehen ihn beim Kerzenschein kriechen und beten und mit einem seligen Blick nach oben auf sein elendes Lager sinken. Aber gerade weil nichts bei der Belauerung offenkundig wird, erscheint er doppelt verdächtig. Er ist schon ein sehr Geriebener, der seine Schliche meisterhaft verbirgt, und wir müssen herausbringen, was für Schliche das sind.

Die Studenten umgeben ihn in Scharen, Aeltern reisen von fern her, die ewig hungrigen und unruhigen Seelen der Künstler und Literaten lassen sich wie zahme Tauben auf seinen Schultern nieder. Man bringt ihm Geld: Equipagen haben vor seinem Haus, und die Neugierigen flüchten sich beim Anblick der Livree große Narren zu. Er erneuert Familien, führt jahrelang Geschiedene zusammen, Eltern umarmen unter seinen segnenden Händen ih-

re verstorbenen Kinder. Jünger tragen sich ihm so viele an, daß er ganze Straßen mit ihnen besiedeln könnte. Trotz dem Erfahrungen, die er in seinem stürmischen Leben gemacht hat, wagt er wieder an eine Niederlassung zu denken, an ein Haus zur Pflege des apostolischen Nachwuchses. Jetzt liegen Mittel und Seelen ihm gebührend in der Hand. Fürsprecher von augenscheinlicher Macht bieten sich ihm an. Er schreibt also das Gesuch um die Erlaubnis zur Gründung einer Niederlassung. Es wird ihm kalt abgeschlagen. Er wendet sich nach Rom, um dort für seine Nachfolger eine Stätte zu finden. Rom lehnt ab. Das alles bricht seinen Willen nicht und kann seinem Glauben nichts anhaben. Er wird siegen. Aber wie es scheint, ist Gott nun der Meinung, daß er genug getan habe. Mit seinem Pfand hat er genug gewuchert. Der in so vielen Wettern und Nöten mühsamste Körper kann vielleicht auch diese unermüdet flammende Seele nicht mehr halten. Krankheit kriecht, der Lebenswille rückt sie nach unten nieder, ihn sie abwärts ziehen zurück und wirft den Sieger aus trauernd Schlachten auf das Lager. Nun beginnt das Sterben. Wie er erst inne wird, daß nun der Tod wirklich die Hand hebt, um für ihn die Türe zur Ewigkeit aufzumachen, wird er ganz getrost und heiter.

„Ach“, spricht er zu den vielen, die um ihn herumstehen, „wenn ich auch nichts erreicht habe, was auf der Waage Gottes Gewicht hat, so hoffe ich doch auf die Gnade, die allen verzeihen ist, die an ihn glauben. Und wenn ich auch das Werk, das mir aufgetragen war, nicht zu Ende führen konnte, so habe ich es doch begonnen. Ich habe ein paar kleine und erbärmliche Schritchen machen können, und viele sind da, Bessere als ich, die sich weiter an der Besiegung der Welt versuchen werden. Das glaube ich ganz sicher. Und ich glaube auch ganz fest, daß ihr ein Haus haben werdet, und vielleicht ist es schon gerüstet, auch aufzunehmen. Wir können nichts, Gott kann alles.“

In diesem Augenblick sitzt der Kaiser in der Hoffnung an seinem Schreibtisch, und das Wort, das der Heilige zuletzt gesprochen hat, wird Gestalt und Macht, tritt hinter den Herrscher und rührt ihn an. Der meint natürlich, es geschehe aus eigenem Entschluß, daß er ganz plötzlich Befehl gibt, ihm das Aktenstück zu bringen, in dem alles verknüpft ist, was man von Johannes weiß. Dabei

legt auch das schon abschlägig beschiedene Gesch. Und in dem Augenblick, als um den Abgeschiedenen die Menschen sich drängen, denen er Vater, Bruder, Meister und Freund gewesen war, nimmt der Kaiser die Feder und schreibt in dem Akt: „Der Pater Johannes will also seinen Willen haben.“

Karl Norbert Mrazek

Recht muß Recht bleiben

Zur Zeit des Kurfürsten August des Starken lebte in Sachsen ein Köhler namens Veit Vibunder, und so kurios wie sein Name war der Mann selbst. Er besaß so ungeheure Körperkräfte, daß er Bäume samt den Wurzeln ausreißen konnte. Dabei war er rechtschaffen, gutmütig und von sanfter Natur. Nur grob durfte man ihm nicht kommen, oder ihn gar derb anfassen. Dann verstand er keinen Spaß, wer es auch sein mochte.

Auf dem Tannboden wuchs viele Mädchen um ihn. Wenn er eine um die Hüfte nahm, war es ein eisenharter Griff, daß es schmerzte; dennoch tat es wohl, solche Kraft zu spüren. Die Burschen waren ihm deshalb mißgütig, und da sich niemand an ihn heranzuwagen, verächtigten sie ihn bei der Obrigkeit des Wilderns und Schlingenlegens.

So erschien eines Tages ein Büttel beim Kohlenmeiher, um Veit Vibunder dem Gericht vorzuführen. Dieser wunderte sich was die Herren von ihm wollten, und wandte sich der Hütte zu, um sein ruhiges Gesicht zu waschen und das Sonntagsgewand anzuziehen.

Der Büttel, einen Fluchtversuch argwöhnend, faßte ihn hart am Arm.

„Ladt mich los“, sagte Veit ruhig, „sonst gibt es ein Unglück“.

„Vorwärts, marsch!“ schrie der Büttel und stieß ihn vor sich her. Da holte Veit Vibunder ein wenig aus – und schon lag der

Büttel im Gras. Der Köhler zog sich um und machte sich auf den Weg zum Gericht.

Die Herren staunten, als er allein kam. „Wo ist der Büttel?“ „Er muß sich erst von dem Schlag erholen, den ich ihm versetzt“, entgegnete Veit Vibunder bescheiden, „weil er Hand an mich legen wollte. Das vertrage ich nicht. Ihr seht, ich bin freiwillig gekommen“.

Der Richter brach einen roten Kranz. „Seid ihr toll? Soll auch ein Dachs-Fuchs noch Federlesens machen?“

„Wenn ich mich gerietend nahe, gemenge Herren“, sagte Veit Vibunder ruhig, „müßt ihr nicht grob zu mir sein. Sonst geschieht ein Unglück“.

„Halt das Maul!“ brüllte der Richter. Da griff Veit Vibunder die Estrade, hob sie empor, und Richter und Schreiber, Tisch und Stühle, Kreuzfix und Korren, Perücken und Brillen parzellten durcheinander. Veit Vibunder aber ging an dem schreckgelähmten Gerichtsdienner vorbei und davon.

Nun wurden vier schwerbewaffnete Hischer ausgesandt, den Widerspenstigen zu binden und herbeizubringen. Veit Vibunder erschien auch pünktlich, aber frei und ledig, und führte die vier Knechte gefesselt hinter sich her.

Diesmal war der Gerichtsrat ein verständiger Herr und versuchte den sonderbaren Menschen auf andere Weise zu behandeln. Er machte ihm freundschaftlich klar, daß

er eingesperrt werden müsse, denn wo käme man hin, wenn jeder ungestraft das Gericht auf den Kopf stellen dürfte. Veit Vibander nickte ergeben. „Wenn Ihr meint, gestrenger Herr, daß ich's verdiene, will ich mich fügen, denn Recht muß Recht bleiben“. Und er wanderte gehorsam in den Turm.

Als der Kurfürst von diesem merkwürdigen Kasus hörte, wollte er ihn sehen und suchte um ihn. Weil er gerade bei der Tafel saß, ergriff er einen Zinnetler, zerdrückte ihn mit einer Hand, ein Kanonstück, auf das er sehr stolz war, und warf ihn dem Veit zu: „Geradebogen!“ Der nahm das verbogene Häuflein, und ohne Kraftanstrengung, so, als glätte er zerknürrtes Papier, gab er dem Teller seine frühere Gestalt wieder. „Nicht übel“, meinte der Kurfürst. „Solche Kerle sind zu schade für den Turm“. Und er steckte ihn unter seine Soldaten.

Hier ging es anfangs recht gut. Die Kompanie konnte leistungsfähig sein, fast alle Arbeit machte Veit Vibander. Jedem schien es ihm auch hier das Schicksal ertheilt, für Major kam zur Inspizierung. Da Veit Vibander beim eleganten Exerzieren nicht ebenso seinen Mann stellte wie bei Kraftleistungen, zerrte ihn der Major aus Reih

und Glied hervor. „Bitte gehorsamst, nicht anrühren!“ sagte Veit Vibander, „sonst gibt es ein Unglück“. Erprobet über diese Frechheit hob der Major seinen Stock. Da holte der Veit aus – aber diesmal hatte er zu weit ausgeholt – der Major stand nicht mehr auf.

Das Kriegsgericht verurteilte Veit Vibander zum Galgen. Viel Volk strömte zur Hinrichtung des armen Sünders zusammen, der gefalt einherschritt. Als er unter dem Galgen stand, wollte der Henker seine Hände fesseln. Da sagte Veit Vibander: „Rühr mich nicht an, sonst gibt es ein Unglück“. Der Henker hörte nicht auf ihn, und schon kollerte er rücklings vom Gerüst herab. Seinen Gehilfen und den Gerichtsdienern, die hinzusprangen, erging es ebenso, ja sogar dem Hauptmann, der die Justifizierung leitete. Da war nun niemand mehr von der Obrigkeit, der das Urteil hätte vollstrecken können. Gaffend und scheu stand das Volk und öffnete schweigend eine Gasse, damit Veit Vibander entweichen könnte.

Aber der sagte: „Recht muß Recht bleiben“, stieg auf die Leiter, legte dem Strick um seinen Hals, stieß die Leiter fort und vollzog selber die Sühne an sich, ohne daß ihn einer berührt hätte.

Klang der Heimat

Ich muß den Klang der Heimat wieder hören,
Der ist so schön, und ich kann ihn,
Wie ich im Gange bin so leicht im
Nack ohne dich, so in weiten Höhen

Die Wärme der ich überlassen wollen,
Wie ich bei dir auf meiner Seite bin,
Doch nicht mit nicht um die Seite der ich
So nicht ohne mich zu lassen.

Die Wärme der ich überlassen wollen,
Wie ich bei dir auf meiner Seite bin,
Doch nicht mit nicht um die Seite der ich
So nicht ohne mich zu lassen.

Ich muß den Klang der Heimat wieder hören,
So lang wie ich dich von dir getrennt,
Wie ich im Gange bin so leicht im
Nack ohne dich, so in weiten Höhen

Der Dichter Hans

Großmutter hatte immer Zeit

Oft frage ich mich, ist die Welt total verrückt? Da sind die Frauen endlich wohlfühlerinnen - manche auch nur, weil der Mann in Rente geht -, da geht nach wenigen Wochen das Gejamere und Gezeter schon los: „Ich habe keine Zeit, absolut keine Zeit.“ Dabei reisen sie um die halbe Welt, und wenn sie endlich in ihren eigenen vier Wänden sind, dann können sie sich vor „Aktivitäten“ nicht mehr retten. In der Frühe wird eine Radtour gemacht. Zu Mittag wird schnell etwas aus der Tiefkühltruhe genommen, der Kartoffelbrei dazu aus der Starinolltüte und das Kompott aus der Büchse. Am Nachmittag geht es dann zum Schwimmen oder zum Seniorentreff und am Abend zum Kegel. Wenn sie dann endlich heimkommen, wird die Flimmerkiste eingeschaltet bis kein Bild mehr zu sehen und kein Ton mehr zu hören ist. Da wundere ich mich eigentlich nicht, daß die Leute heute keine Zeit haben.

Meine Großmutter hatte immer Zeit. Natürlich ist sie auch fortgegangen, alle vierzehn Tage nachmittags zum Kaffeekranz. Da hätten wir sie nicht davon abhalten können. Im Sommer machten die Damen kleine Ausflüge, im Winter blieben sie im Ort und waren sehr darauf bedacht, daß jeder Wirt der Reihe nach dankbar. Dabei wird er gar nicht so viel verdient haben; meist tranken sie einen „Hausboller“, das war Maltz mit Bohnen gemischt und es wurde sehr darauf geachtet, daß es genug Milch dazu gab. Torten haben sie kaum mal gegessen, am liebsten ein Stück Kuchen.

In der Weihnachtszeit und zu Fasching wurden wir Eiskel möglichst vorzüglich mitgenommen, denn Weihnachten gab es für uns eine kleine Bescherung. Das andere Mal, beim „Kinderfasching“, durften wir uns verkleiden. Natürlich wurden keine Kostüme extra gekauft oder genäht; aus der normalen Garderobe wurde ein Phantasiekostüm gezaubert, bestenfalls mit Hilfe von



etwas Krepppapier. Für das Mitschneiden mußten wir aber auch etwas tun. Wir mußten uns auf einen Sozialstreifen, ein Eiskel oder einen Dreier machen und dann ein Gedicht vortragen. Dabei gab es neben dem Beifall einige Zuckerle, und unsere Großmutter war stolz auf unsere Leistungen.

Im Sommer machten die Damen mit dem Kranz einen Ausflug - heute würde man dazu Tagesfahrt sagen - vielleicht nach Aderbach-Wecksdorf, ins Elbtal zur Baumblüte, auf die Blöße, einmal sogar nach Dresden. Darüber konnte man sich noch lange unterhalten. Dabei gab es von diesen Reisen keine Fotografien, höchstens eine Karte, die man an die Dabeingeblichen geschrieben hatte.

Großmutter ging auch alle Jahre zu einer Wallfahrt und zu einem Kirchenfest. Oft hat sie mich mitgenommen. Da wurden große Strecken zu Fuß zurückgelegt. In der Tasche hatte sie immer ein großes Stück Brot und ein Tüppi mit Quark und Butter. Noch heute denke ich mit Wärme an diese Quartschnitten zurück; sie schmeckten und wo-

ren so frisch! Bevor sie wieder bringend, kaufte sie für ihre Lieben kleine Andenken. Es waren nur Kleinigkeiten, ein Ringl, ein Bild, vielleicht ein Glas. Einmal hatte sie mir ein Tippl mitgebracht, darauf war die Philippusdofer Kirche abgebildet und ringherum war es golden. Ehrfurchtig habe ich es angeschaut und mich sehr darüber gebaut. Aber dann mußte ich es ins Speisezimmer in die Kredenz stellen, damit es nicht kaputt gehe. Da war ich sehr traurig und die Freude über das schöne Stück dahin.

Auf Urlaub ist die Großmutter nie gefahren, aber alle Jahre acht Tage in die Sommerfrische. Heute würde man sagen Urlaub auf dem Bauernhof. Da hat sie mich fast immer mitgenommen. Waren das schöne Tage! Wir sind immer zeitig aufgestanden und in den Wald gegangen. Dort haben wir Pilze und Beeren gesammelt. Von daher stammt auch meine Liebe zum Wald, und daß ich heute noch gute Pilze von ungenießbaren unterscheiden kann, verdanke ich meiner Großmutter.

Großmutter fand immer Zeit, um uns Kindern eine Geschichte zu erzählen oder ein Lied mit uns zu singen. Sie schälte uns Äpfel oder brat sie uns in der Röhre. Zu Fronleichnam band sie uns die Blumenkränzen, in der Weihnachtszeit ging sie mit uns Krippel anschauen. Und nebenbei lernte sie uns wie man eine Ferse strickt. Meine ersten Kochkenntnisse habe ich bei ihr erworben.

Großmutter hat aber viel arbeiten müssen. Wie hat sie das wohl alles geschafft? Sie hatte doch weder Wasch- noch Geschirrspülmaschine. Das Wasser mußte vom Brunnen ins Haus getragen werden, das Holz gehackt und die Kohlen aus dem Keller getragen werden. Der Ofen funktionierte nicht auf Knopfdruck, der mußte beheizt werden. Ihr stand kein Auto zum Einkaufen zur Verfügung, sie mußte die Lebensmittel im Korb heimtragen, höchstens daß sie mit dem Leiterwagl mal eine größere Menge heimzog. Sie konnte keine Bücher auf-

machen, sie mußte erst im Garten die Beeren, Äpfel oder Birnen ernten und dann in Gläser einkochen. Sie hat die Nudeln noch selbst gemacht und jede Woche eine Bucht gebacken. Eier hat sie im Frühjahr in Kalk eingetegt, damit sie für den Winter einen Vorrat hatte. Wenn die Butter billig war, hat sie sie zu Butterschmalz ausgekocht. Samstag nachmittag hat sie in der Stube gekniet und die Dielen mit der Wurzelbürste bearbeitet.

Aber Großmutter konnte sich jeden Abend aufs Kanapee setzen. Sie hatte einen großen Korb neben sich stehen, in dem Wäsche zum Flickern, Strümpfle zum Stopfen oder Anstricken waren. Manchmal strickte sie auch neue Socken. Sie sprach dabei ein wenig mit dem Großvater und zwischendurch machte sie ein Nickerchen. Samstag abends wurde aber nicht gearbeitet, das war schon der Anfang vom Sonntag. Da spielte sie mit den Kindern eine Partie Halma, kochte einen Tee und brachte etwas „Gutes“ dazu. Sonntag war denn ein großer Kochfest, dieser Tag wurde sich vor den übrigen Freizeittagen deutlich unterscheiden. Um ging sie schon in die Frühmorgens, damit sie alles schaffte, denn sie konnte weder die Tiefkühltruhe plündern noch den Mikrowellenherd benutzen. Da gab es eine gute Rindsuppe mit Nudeln, Mark- und Leberknödeln, hernach einen Braten mit Knödeln und zum Abschluß ein Kompott. Wenn sie dann mit dem Geschirrwaschen fertig war, ging sie mit dem Großvater in den Garten. Da konnte sie einmal ein paar Stunden die Hände in den Schoß legen. Sie erzählen sich ein wenig, sicher auch von den kargen Zeiten, die sie in ihrer Jugend erlebt hatten und freuten sich, daß ihre Kinder anständige Leute geworden und die Enkel gesund und munter waren.

Und sie waren rundum zufrieden, weil sie Zeit hatten.

Versuche einem einsamen Menschen ein Frühstück wahren Plausen in die Seele zu legen, und du hast eine erhellende Plausen der Liebe entdeckt.

Mein erstes Jagderlebnis

Das Fest des Heiligen Bartholomäus, des Schutzheiligen unseres Ortes, war gerade vorüber, da bereitete sich Vater für den ersten Trieb zur Rebhuhnjagd vor. Die Küken aus den Gelegen waren zu Junghühnern herangewachsen und somit jagdbar geworden.

Schon gestern hatte Vater die Schrotflinte gereinigt. Nun hing sie, zusammen mit der Jagdtasche, wieder an der Wand über dem Schreibtisch. Ich – damals zwölf Jahre alt – sah aufmerksam zu, aber auch unser Dock – ein Deutscher Kurzhaar – verfolgte mit gespanntem Interesse jede Bewegung um das Gewehr; er witterte die beginnenden Jagdfreuden, an denen auch er teilhaben würde.

Heute aber hatte Vater die etwa dreißig mal vierzig Zentimeter große Eichenholzlade hervorgeholt und sie sorgsam auf den Tisch gestellt. Sie enthielt alles, was zur Herstellung der herkömmlichen Munition notwendig war, darunter ein Säckchen mit anthrazitfarbenem Schießpulver, zwei Behälter mit Hasen- und Hühnerschrot, das Melßbocherchen, Zellpfeifen und Patronenhülsen; letztere schon mit Zündhäschen. Alles baute er grüßbereit auf, dabei von Dock und mir genauestens beobachtet.

Nun nahm Vater eine Patronenhülse, steckte sie in das Ladegerät – eine Art Einfüllstutzen –, schöpfte den Melßbocher vorsichtig voll Pulver und füllte sie damit etwa zur Hälfte. Jetzt stampfte er einen Zellpfeifen mit dem dazu passenden möserähnlichen Stiel hinein, dann schüttete er das gleiche Quantum Hühnerschrot darauf. Abschließend steckte er wieder einen Pfropfen in die nun zur Patrone gewordene Hülse; der erste Schuß für die Rebhuhnjagd war geschert.

Natürlich gab es derartige Munition auch im Waffengeschäft zu kaufen, aber der Wohlstand in den Bauernhäusern damals

war eben nicht mit dem heutiger Tage vergleichbar. Man hatte zu rechnen und jede Ersparnis war willkommen.

Unsern Dock trieb während der ganzen Zeit schon die Unruhe umher; er wuschelte herum, lief zum Gewehr an der Wand, wieder zu meinem Vater zurück, als wollte er ihn auffordern, endlich die Flinte zu nehmen und aufzubrechen; dabei wedelte er mit seinem kugelförmigen Schwanz. Sein Herr wollte dieses Verhalten sofort zu deuten. Dabei sprach er: „Hau nicht, Dock, erst morgen. Und nun gib Ruhe!“ Als verstünde er dies, setzte sich der Hund auf die Hinterbeine und sah mit schräggehaltenem Kopf wider ruhig zu.

Am anderen Tag – einem Samstag – war es endlich soweit: Jäger und Treiber hatten sich jetzt in Richtung der Flurgemarkung sammelt. Auch ich durfte mit meinen zwölf Jahren zum ersten Mal als Treiber dabei sein. Es war mit einer kleinen Gruppe, die sich jetzt in Richtung der Flurgemarkung „Quier“ in Bewegung setzte. Neben Vater nahmen noch zwei andere Bauern teil. Auch der pensionierte Bahnhöfsvorsteher und der Herr Konsul Fügner aus dem Nachbarort waren zugegen; letzterer Mitinhaber einer Fabrik und gewissermaßen als Ehrengast eingeladen. Ich bekam eine Sonderstellung zugewiesen. Ich brauchte als Treiber lediglich meinen Vater zu betreuen. Natürlich schloß auch unser Dock nicht; er umkreiste die Gruppe aufgeregt, ihn hatte das Jagdlied gepackt.

Im Gespräch stellte mich Vater dem Herrn Konsul als guten Schützen vor: „Jeder Schuß sitzt“, sprach er voller Stolz. – Ich mußte an mein Festgeld denken, das ich vergangenen Sonntag gänzlich in den Schießboden „verpulvert“ hatte. Für Türkischen Honig, gebrannte Mandeln und Zuckerwatte, aber auch für das Karussell blieb kein Groschen übrig. Dafür hatte ich

eine Menge Papierblumen und kleine, an einem Gummiband hängende Äffchen. – „Bravo, bravo“,ieß sich der Herr Konsul zu dem Lob meines Vaters für seinen Sprößling vernahmen; dabei streifte mich pflichtgemäß ein freundlich anerkennender Blick, der mich in Verlegenheit brachte, denn ich war damals ein bescheidenes, schüchternes Junge...

Schon bald hatten wir die zu bejagende Flur erreicht und stellten uns zum ersten Trieb auf zwischen je zwei Ägern ein Trüber. Ich ging an Vaters Seite, Dock bei Fuß. So stießen wir nach einem „Waidmanns Heil“ in das erste Kartoffelfeld hinein, dessen zarte weiße Blüten zu Hunderten wie kleine Laternen an den Stauden hingen. Der Geruch nach Erde und Grün strömte uns entgegen.

Das Jagdrevier hier bestand ausschließlich aus Ackerböden, also aus Getreide-, Rüben- und Kartoffelfeldern, auch Luzerne und Rotklee. Es war ein sanft ansteigendes, hügeliges Gelände mit einzelnen Bäumen und Obstbäumen, auch es und zu ein Obstgarten darzwischen; ein Revier für Niederwild. Das Ziel der Jäger bildeten die zwischen den Stoppelfeldern liegenden Rüben- und Kartoffelfelder, denn dort hielten sich an schwül heißen Tagen die Rebhühner auf.

Als wir so dahinstapften, schrak ich plötzlich zusammen, denn mit Gepolter und plumpem, schwarrigem Flug hob die erste Kette Rebhühner ab. Es war ein herrlicher Anblick, wie sie abwechselnd mit schnellen Hügelchlägen und Gleiten in etwa vier Metern Höhe dahinsagelten, dabei die gelocherten rostbraunen Schwarzußfedern zeigend.

Zur gleichen Zeit rissen die Jäger ihre Flinten an die Wangen, gingen kurz mit dem erwählten Ziel mit, ein Knall, blitzschnell das nächste Ziel arvisiert – Knall. An allen Ecken und Enden hatte man geschossen. Der Rest, der von der Rebhühnerkette übriggeblieben war, fiel in ein weit entferntes Rü-



berfeld ein und sammelte sich dort. Die Schenkel des Hundes zitterten vor Aufregung, jetzt hatte er Spur aufgenommen und suchte schnuppernd im Kartoffelfeld herum. Zwölf oder gar vierzehn Rebhühner – vielleicht ein Elternpaar mit seinen sechs Kindern – wühlten an roter gerahmter Fäule quer über dem wohl erkrankten Körnern. Die anderen fielen, zu Tode getroffen, wie Steine herab oder segelten nieder.

Vater hatte ein „Dapier“ geschossen. Trotzdem fluchte er: „Verdammt noch mal! Ich hab' eine „geständert“; wie konnte mir das nur passieren?“ Er war mit sich unzufrieden. Das zweite arvisierte Rebhuhn hatte er nicht richtig getroffen, hatte zu tief gehalten und ihm die Fülle kaputt geschossen; deutlich sah man das herunterhängende Bein. – „Wenn wir es nicht finden, muß es elend eingehen, denn es kann sich nicht mehr vom Boden erheben und auch nicht laufen. Besterfalls wird es eine Beute des Fuchses“, sprach Vater zu mir. „Such Dock, such!“ – Zum Glück fanden wir das geständerte Huhn auf einem Stoppelfeld.

„Paß auf“, erklärte Vater mir jetzt weiter, „du mußt immer auf den Einfall des ersten geschossenen Huhnes achten, das zweite

merkt sich der Schütze, oder der Hund holt es.“ „Aha“, sagte ich nur, und war schon wieder auf dem Weg zum Rübenfeld hinüber...

Die Treibererei machte mir Spaß, aber ich bekam auch meine Schwierigkeiten. Denn nicht alle Hühner waren gleich tot, manche schlugen noch ziemlich mit den Flügeln um sich, als ich sie aufhob. Vater sah meine Bedrängnis und rief mir – dabei in Mundart verfallend – zu: „Drück mit'm Daum'n in'n Kupp rein!“ Ich drückte also. Bei den jungen Rebhühnern schaffte ich es gerade noch, nicht aber bei den alten mit ihren harten Köpfen. Meins auf Vater gerichteter hilfloser Blick wurde mit einem neuen Befehl quitiert: „Heil' dloch in'n Kupp rein, – ich hob's als Junge aa so gemacht!“ Eine klare, unmißverständliche Anweisung, es gab kein Ausweichen. Ich steckte das Rebhuhn mit dem Schnabel zuvorderst in meinen Mund, ein tastendes, dann kräftiges Zubeißen meines damals schon guten Gebisses – Knocheln – und Körper und Flügel des Rebhuhns gingen von mir ins Leere. Ich spürte durchs Maul, wie das tote Tier mit dem Kopf in die Tragschlinge. Vater nickte mir freundlich anerkenntend zu, als wollte er sagen: „Na siehst du, so einfach ist das.“ Und weiter ging es, der nächste Kartoffelacker kam in Sicht.

Nach etwa eineinhalb Stunden wurde die Jagd beendet. Die Jäger begutachteten stolz ihre Beute und gingen anschließend zu einem Bier in die „Kroose“. Wir Treiber lieferten beim Geschäftsführer des Jagdkonsums das Wild ab, und Dock sprang zur Abkühlung in das Wasser des durch unseren Ort fließenden Baches.

Bevor ich meine Rebhühnchen abgab, betah ich sie mir noch einmal, wie sie mit langgezogenen Halsen in den Schlingen hingen. Darunter befand sich auch ein prächtiger Hahn mit einem großen rotbraunen Schild auf der Bauchseite. Das machte mich ein wenig traurig. Vielleicht war er einer von jenen, die im Frühjahr mit ihrem scharfen, aber anheimelnden „Kirroek, Kirroek“ und „Kirrääh, Kirrääh“ zu einem unverzichtbaren Bestandteil meiner abendlichen Streifrüge durch die heimatischen Fluren geworden waren. Mit „Pipipi“ hatten die Herren immer geantwortet. –

Über den verdienten Treiberlohn konnte ich nicht so recht froh werden. Insofern kam ich mir schlecht und unbedankbar vor, daß ich beim Tod der Rebhühner mitgewirkt hatte; jener Rebhühner, deren Ruf und Flug mich immer erfreuten und die ich in späteren Jahren so sehr vermisse würde...

Freiheitgeist in den Sudetenländern.

Von Freiherrn von Stein.

Troppen, den 4. August 1809.

In diesem Lande herrscht Gutmütigkeit, gesunder Menschenverstand, Freimütigkeit; dieses nebst Wohlstand, Reichum an Naturprodukten und ein mildes Klima macht den Aufenthalt angenehm. Die Menschen wollen immerfort und beharrlich die Fortdauer des Kampfes um Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, und ihrer Anstrengungen sind sehr groß und kräftig. Es ist eine Freude, die edlen und guten Gesinnungen, die Bereitwilligkeit, die unter diesem braven Volke herrscht, alles zu dulden und aufzubieten, um sich vom Untergang zu retten, zu sehen.

Taubenflug

„Es kann nicht mehr lange dauern.“ Die Stimme des Arztes erreichte sie aus großer Entfernung, und sie sah die weißen Gestalten verwischt an ihrem Bett vorbeigleiten, den Arzt mit der Hornbrille, die Schwester mit dem überrückigten Gesicht. Der Kranken fielen die Augen zu, und sie sank in einen Zustand zwischen Wachen und Traum.

„Es kann nicht mehr lange dauern“. Diesmal war es ihr toter Bruder, der diesen Satz sprach, er saß am Küchentisch, während sie am Herd stand und wartete, bis das Kaffeewasser kochte. Als sie sich umwandte, bemerkte sie, wie Franz das Kinn auf beide Hände stützte und auf die Tischplatte starrte. Sie antwortete nicht, sondern blickte sich, um ein Fichtenscheit auf die Glut zu legen. Verstoßen blickte sie sich in der Stube um. Dunkel war es im Raum, obwohl draußen die Sonne schien. Die Apfelbläume im Feld füllten das Licht, und die Fenster waren so schmal, daß nur wenig Helligkeit hereinrang. Sie fühlte sich wie in einem Käfig eingesperrt; die Fenster waren vergittert, und Franz hatte die Tür vorhin wieder zugeschlagen. Sie besaß sich, den Mairkaffe aufzubrühen und ihrem Bruder die Kanne hinzustellen; denn sie hatte das Gefühl, in der düsteren Enge dieser Wohnrücke ersticken zu müssen.

„Sie werden uns bald davonjagen“, hörte sie Franz sagen, „für immer“.

„Ja“, antwortete sie und zwang sich zu einem ernsten Nicken, während sie ihm eine Scheibe Brot abschritt und den Milchgläser zureichte. Dann lief sie hinaus, trat auf den Hof und atmete tief durch.

Im Apfelbaum sah sie eine der Tauben sitzen; das blauschillernde Gefieder glänzte, und der Vogel lagte hernab, wobei er den Kopf schräg hielt. Sie eilte in die Scheune, wo eine Ratte davonstuchte, und schöpfte aus dem offenen Roggensack eine Handvoll Kleiner, um sie unter dem Baum auszu-



streuen. Sofort kam die Taube herabgeschwirrt, gefolgt von zwei anderen, und begann die Körner aufzupicken.

Sie selbst hatte die Tauben angeschafft, ein halbes Jahr zuvor ein Schwärmerlein (ein Kuckuck) sich herbringen lassen, wobei Bruder den Haushalt zu versorgen; aber die Beschäftigung mit den Tauben war nur ein Ersatz für das Leben, das sie eigentlich hätte führen wollen, weitab von der Enge des Dorfes, wo sie aufgewachsen und an das sie mit Ketten gebunden war, unsichtbar, aber ebenso fest wie die Papageien, die sie als Kind im Zoo der Bezirksstadt angestarrt hatte. Seither war sie kaum einmal ins Nachbardorf gekommen, so sehr hielt die tägliche Arbeit sie gefangen. Oft sah sie den Tauben nach, wie sie flügelklatschend sich aufschwangen und müheles über den Dachgiebel davonschwirrten, und manchmal träumte sie sogar davon, in eine Taube verwandelt zu werden und fortfliegen zu können, weit weg, über die dornbläue Bergkette, hinter der die eigentliche Welt erst begann.

Und nun, da sie die Hoffnung auf diese Reise schon aufgegeben hatte, sollte ihr Wunsch, über den sie mit keinem zu spre-

chen wagte, am wenigstens mit Franz, erfüllt werden: die meisten Nachbarn waren schon von ihren Höfen verjagt worden. Im Gegensatz zu allen anderen, die diese Vertreibung mit ohnmächtigem Zorn oder auch nur mit einer Art von stumpfer Gelassenheit hirnahmen, freute sie sich darauf, denn sie versprach sich davon jenes Leben, von dem sie Jahre und Jahrzehnte geträumt hatte.

Ihr Bruder sollte recht behalten: wenige Tage später kamen im Morgenrauschen einige Uniformierte, pochten an die Haustür und forderten Einlaß in der fremden Sprache, die sie nur halb verstand. Rasch schlüpfte sie in die Kleider, wuschte sich die letzte Spur des Schlags aus den Augen und griff nach dem Koffer, den sie heimlich, damit ihr Bruder nichts merkte, längst gepackt und im Schrank versteckt hatte.

Während die fremden Männer sie zur Seite stießen und in das Haus eindringen, irte Franz verortet umher, suchte, von einem der Soldaten zur Erde angetrieben, wahllos Fleckenworte zusammen, ließ hätte sie den nicht geholfen, so hatte er nicht einen das Allernotwendigste mitgenommen.

Fleisch und stand sie draußen in der Morgenkälte, schwam erregt über das Ereignis, das sie zu dieser Stunde doch nicht erwartet hatte. Sie sah einen Soldaten schlaftrunken am Hofe lehnen, die Mütze schief in die Stirn gezogen, und auf dem Scheunenfirn garten zwei Tauben. Der Fremde schien sie im gleichen Aermzug bemerkt zu haben, und noch ehe sie begriff, was er vorhatte, zielte er auf eine der Tauben, schloß, und die Vögel flogen auf, wild mit den Flügeln schlagend; aber eine der Tauben torkelte plötzlich in der Luft, stürzte hernab und schlug dumpf im Gras auf. Schon in diesem Augenblick fiel ein Schatten auf ihren Aufbruch, den sie so lange herbeigesehnt hatte.

Als sie, wenige Tage später, in den Güterwagen kletterte, wo in den Ecken Bündel von Wäsche und Hausat gestapelt lagen und Leute auf engem Raum zusammenge-

pfercht waren, als hinter ihr die Schiebetür zusollte und nur durch zwei winzige Drahtgitter etwas Licht hereindrang, da ahnte sie bereits: dies würde keine Reise in die Freiheit werden. Und während sie sich auf ihren Koffer setzte, wußte sie in einem Moment der Heilsicht voraus, was sie erwartete: das Gedänge in einem Barackenzimmer, wo sie zusammen mit vielen anderen Wochen und Monate zubringen mußte, die Enge einer Mietwohnung, deren Fenster auf eine rußgeschwärzte Ziegelmauer blickten, und später, kurz vor dem tödlichen Unfall ihres Bruders, der Umzug in ein kleines Haus am Stadtrand, dessen Garten eine Dornhecke begrenzte, und da es verboten war, dort Kleintiere zu halten, durfte sie nicht einmal Tauben anschaffen wie zu Hause, sondern nur einen Wellensittich, der in einem Käfig saß, kaum enger als der, worin sie sich seit ihrer Jugend eingesperrt fühlte.

Wie frister es auf einmal wurde, obwohl es doch erst früher Nachmittag sein mußte. Sie versuchte die Augen zu öffnen und mit den Fingernspitzen die Schwärze abzuwischen, vergeblich. Auf einmal fühlte sie sich leicht, schwebte neben, über sich und konnte wieder alles erkennen.

„Sie ist tot“, sagte der Arzt, während er die Hornbelle abnahm und die Gläser am Armel seines Kittels blanktrieb. Die Schwester nickte stumm und schloß einen Aermzug lang die Augen.

Die Tote konnte sich selbst auf dem Bett liegen sehen, mit eingefallenen Lippen und glasigen Augen; aber zum erstenmal fühlte sie sich ganz befreit. Sie schlüpfte durch das geschlossene Fenster hinaus und glitt, von einem leuchtenden Wind getragen, immer höher in die strömende Helligkeit.

*Wohl oft fand ich,
was Aug' und Herz ergötzt,
doch nie, was meine Heimat
mir ersetzte.*

Friedrich von Bodenstedt, 1819 bis 1892

„Andreas“ im Brauchtum der Heimat

Der Andreas (30. November) spielte im Brauchtum unserer alten Heimat, wie überhaupt im Brauchtum der Deutschen Lande, einstmal eine große Rolle. Er ist sozusagen der erste Vorbote der wundersamen Weihnachtszeit, die sich Ende November, wenn die Tage immer kürzer und die Nächte immer länger und kälter werden, mehr und mehr ankündigt. Da der Andreastag untrüflich an der Schwelle des Kirchenjahres steht – am ersten Sonntag nach dem 26. November beginnt der Advent – kennzeichnen den Tag viele Jahresanfangsbräuche.

Die Andreasnacht ist die erste der „Klöppelnächte“, der „Sternsinger“, der „Ruppliche“ usw. Attribut des hl. Apostels Andreas ist das schräggestellte Kreuz (X), da nach einer mittelalterlichen Überlieferung Andreas an einem solchen Kreuz den Märtyrertod erlitt.

Die Brauche, die am Andreastag in sehr deutschen Landen und in unserer alten Heimat gepflegt wurden, waren sehr zahlreich und vielseitig. Im nördlichen Böhmen wurden am Andreastag die Mägde von der Hausfrau mit Geld beschenkt, womit diese ihre Burschen in der „Lichtentube“ bewirten konnten. Außerdem durften die Mädchen das an diesem Abend gesponnene Garn für sich behalten.

In Reichenberg und im Isergebirge hängten die Huben und Mädel am Andreasabend (so wie später auch am Nikolaustag) Strümpfe an das Fensterkreuz, die ihnen der Andreas, wenn er in der Nacht mit einem großen Sack am Rücken zur Bescherung kam, mit rotbackigen Äpfeln, Nüssen, Zuckerwerk, Pfefferkuchen usw. vollstopfte. Manchmal steckte allerdings auch eine Ratze mit drin, die kein gutes Omen verhieß und vor allem dann eine große Enttäuschung bereite, wenn der kleine „Sünder“ in Erwartung vieler Ge-

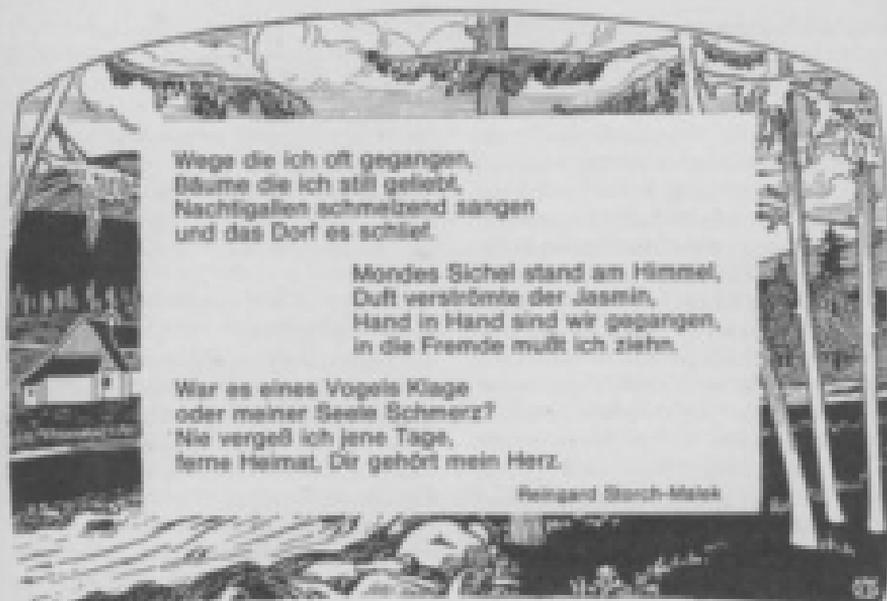
schenke einen recht langen Strumpf aufgehängt hatte.

Aber der grauhaarige Andreas war ein sehr kluger und strenger Mann; er wußte genau, wo die artigen und unartigen Kinder wohnten und je nachdem, wie diese in der Schule lernten und zu Hause der Mutter folgten, besuchte oder bestrafte er sie auch. Bald nach Andreas begann dann im Isergebirge auch das „Rupprechtmachen“, und die mit langen Bärten, Pelzen, Stiefeln und hohen Papierkappen (Zuckerhüte) verkleideten kleinen „Ruppliche“ gingen an den oft schon kalten Winterabenden von Haus zu Haus kleine Weihnachtspfeiflein aufzugeben, wofür sie fast überall eine klingende Münze in den Beutel bekamen.

Ähnliche Bräuche gibt es auch in anderen Landschaften. So kommt in Pilsener am Andreasabend der „Akkordhiesel“, welcher in Äugen die Menschen mit Fisz, Zrobarrwicklung, Zrobikrone, Schelle und Gerste den „Unbrecht“ darstellen.

Auf ein altes häusliches Speisegerät, wie es vorerst nur von Altmexien und den Dreikönigen bekannt ist, bezieht sich wahrscheinlich ein früherer Wiener Brauch, der bestimmt, daß man am Andreasabend den Rest der Mahlzeit auf drei Teller verteilt und dazu etwas Wein und ein Kartenspiel legen sollte. Anderswo buk man an diesem Tage den „Andreaskrantz“. So wie zu Barbara (4. Dez.) und Lucia (13. Dez.) werden in verschiedenen Gegenden schon zum Andreastag frische Zweige ins Wasser gestellt, um später an der Fülle und Färbung der Blätter die Heiratsaussichten der Mädchen zu deuten. Im Erzgebirge müssen dazu die Zweige von sieben bzw. neun verschiedenen Bäumen stammen.

In Thüringen behängt man die frischen Triebe zum Christfest mit Süßigkeiten (Lebharate), ein Zeichen dafür, daß dieser



Wege die ich oft gegangen,
Bäume die ich still geliebt,
Nachtigallen schmelzend sangen
und das Dorf es schliet.

Mondes Sichel stand am Himmel,
Duft verströmte der Jasmin,
Hand in Hand sind wir gegangen,
in die Fremde mußt ich ziehn.

War es eines Vogels Klage
oder meiner Seele Schmerz?
Nie vergieß ich jene Tage,
ferne Heimat, Dir gehört mein Herz.

Reinhold Storch-Metek

Brauch eine geschichtliche Vorstufe uralter Weihnachtsbaumes ist.

Beim „auf Liebe“ und „ins Dreieck“ Gehen und Begleiten, Tränke trinken und sonstiges nehmen auch eine Reihe anderer Andraasbräuche. So erscheint im Wasserpiegel der Brunnen und Quellen das Bild des Zukünftigen um Mitternacht. Beim sogenannten Scheiterreifen oder „Trümmelreihen“ deutet ein gerades oder ungerades astiges Holz die körperlichen Eigenschaften des zu erwartenden Mannes an.

Auch der Zaun, als Pferd der Hexe bedeutungsvoll, wurde in zauberischer Absicht nach dem Zukünftigen befragt und im Mitteldeutschen wurde in Zusammenhang damit früher das „Zaunschwein“ geübt.

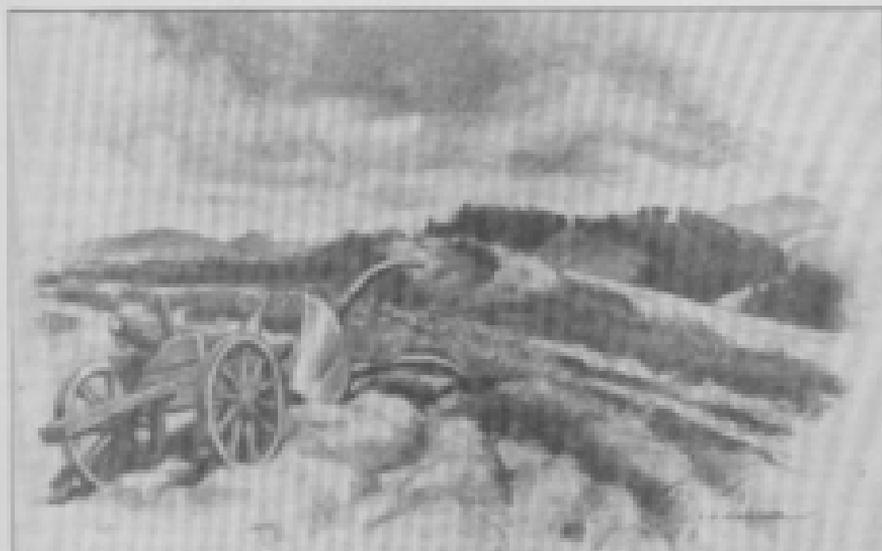
In Schwabach und in Ilzsch ging das „Andraaseln“ so vor sich, daß das Mädchen am Andraasabend die Hälfte eines Apfels vor und die andere Hälfte nach Mitternacht essen oder unter das Kopfkissen legen mußte, um vom Freier zu träumen. Auch mußte der Apfel ein besonderer Apfel sein.

Er mußte nachts bei einer Witwe urbeschieden (unberufen) und ohne Dank zu sich gelobt sein. Zerstört wurde das Mädchen mit dem Schlafentzug. Herings essen. Der Mann, welcher ihr dann im Traum erschien, um den Durst zu löschen, der wurde ihr zukünftiger Gatte.

Daß diese Bräuche schon vor Jahrhunderten bekannt waren und geübt wurden, das beweist ein Vers des Epigrammdichters Logau aus dem 17. Jahrhundert, in dem es heißt: „Wenn St. Andraas köm, pflegt jeder der sich will beweben, auch die, die sich berrannnen will, ein hitziges Gebet zu treiben“.

Um Oberharz schlossen sich die heiratslustigen Mädchen am Andraasabend in ihrer Kammer ein, stellten zwei Trinkgefäße mit Wasser und Wein auf den Tisch und sagten nachrichtenden Vers auf „Dresmes (Andraas), mein lieber St. Andraas, laß mir doch erscheinen, den Herzallerliebsten meinen“.

Damit erschien ihnen der Freier und je nachdem, ob er Wasser oder Wein trank, ließ sich folgern, ob er arm oder reich war.



Bauer aus dem Osten

„Dauer aus dem Osten,
sag, wo kommst du her?“
„Stürme mich umtosten,
hab keinen Acker mehr.“

„Was ist dir geschehen?
Wer nahm deinen Grund?“
„Laß das Schicksal wehen,
schweige, schweig mein Mund!“

„Wie fannst du noch leben
ohne Hof und Land?“
„Muß mich doch beschreiben,
wie auch lebt die Hand.“

„Dauer aus dem Osten,
schau, dein Hof steht leer.
Pflugstark muß verrotten,
feiner Acker mehr.“

„Pflügt nicht mehr der Bauer,
zieht der Tod ins Land,
nur des Ackers Dauer
gibt dem Volk Gehand.“

KARL HUBL

Der Gerichtsvollzieher

Was so ein richtiger Vertreter ist, kennt kaum Empfindsamkeit und besitzt neben einem guten Mundwerk auch viel Menschenkenntnis. Er weiß, seine Leute von der richtigen Seite zu nehmen und gibt nicht so leicht auf. Das Geschäft macht sich nicht von selbst. Es war vor vielen Jahren in einer Stadt unserer Heimat. Er hatte Bürsten aus einem Kunststoff zu verkaufen, mit Rillen, die leicht einen Staubsauger ersetzen sollten. Wenn man mit ihr über die zu reinigenden Stoffe streiche, werde Elektrizität erzeugt und der Staub bleibe in den Rillen gefangen.

Der Mann redete wie ein Bach. Es war wie eine Sturefuh. „Kaufen Sie, mein Herr, Sie werden es nicht bereuen. Die Bürste kostet bei Ihrer vielseitigen Verwendungsmöglichkeit nur sechzig Kronen. Das ist kein Geld für dieses neueste Erzeugnis auf dem Markt. Bürsten, waschen Sie uns nicht erlösiges Liebesgut.“

Und Herr Trautmann unterschrieb, ohne den kleingedruckten Text genau durchzulesen und obschon ihm der Preis ein wenig gesalzen dünkte. Aber man mußte ja mit der Zeit gehen und durfte nicht den Anschein erwecken, ein rückständiger Mensch zu sein. - Nach wenigen Tagen ging er so durch die Straßen der Stadt und fand in einem Geschäft die von ihm bestellte Bürste zu einem Preis von fünfzweizig Kronen. Und sechzig Kronen sollte er der fremden Firma bezahlen. Das war ausgemachter Wucher und Betrug, den man nicht unterstützen durfte. Er würde die Bürste einfach nicht annehmen, wenn er schon dem Vertreter auf den Leim gegangen war.

Als ihm der Briefträger die Sendung überbrachte, lieste er sie nicht ein und ließ sie zurückgehen. Dazu schrieb er einen Brief, in dem er darlegte, daß er die gleiche Bürste anderswärts viel billiger gekauft habe.

Es sei ihm nicht zumutbar, den überhöhten Preis zu zahlen. Aber die Firma gab sich damit nicht zufrieden, sie pochte auf den Kaufvertrag und schickte ihm die Bürste wieder zu, unter Anrechnung der zusätzlich entstandenen Kosten. Man verlangte nun schon achtzig Kronen. Herr Trautmann hatte es sich in den Kopf gesetzt, nichts zu zahlen. Die Firma aber blieb hartnäckig und mahnte. Als dies nichts half, bediente sie sich eines Rechtsanwalts. Wie einen Vertrag unterschreibt, muß sich über die Folgen klar sein. Herr Trautmann glaubte sich immer noch betrogen, als er eine gerichtliche Mahnung erhielt. Sie wurde nicht zur Kenntnis genommen. Der Preis der Bürste war phantastisch hochgeklüftet.

Herr Trautmann hatte wieder einmal in der Stadt zu tun. Nach Erledigung der Geschäfte saß er in einem bekannnten Cafe auf, wo er seinen Quartierhelfer und all den aufgeregten Groll und Ärger hinstreuen wollte. Das Bier schmeckte und er blieb sitzen. Es war so gemütlich hier. Böhmen und Mähren sind ohne ihre Musik nicht zu denken, sie legt den Menschen im Blut und wird den Kindern mit in die Wiege gelegt. Sie dominiert unter den Künsten, gehört dem ganzen Volke an und ist ein Geschenk an die Welt. Der Wirt selbst spielte Klavier, irgendein Fremder blies die Klarinette. Herr Trautmann hörte eine Weile zu und stimmte dann eine Geige, um den Klangkörper zu verstärken. Das schien ganz selbstverständlich und es gab dankbare Zuhörer. Im Aufrauschen der Tonsprache verankerten alle Kummer, Groll und Ärger, die Bürstenfirma und die Frau dahinter waren vergessen, und das Bier schmeckte so gut. Herr Jedlicks, der Klarinettenbläser, trank mit aus seinem Glas, und nach einiger Zeit nannten sie sich Freund und Herrbruder.

Was machte es, daß der fremde Musikant ein Tscheche war, der das Deutsche nur gebrochen sprach. In der Welt der Freude und der Musik waren sie Brüder.

Aber daheim war der Alltag wieder in seine Rechte, kamen die Sorgen und der Ärger, und auch die Bürstenfirma gab keine Ruhe. Sie verfolgte ihn in seine Teilarne hinein. Herr Trautmann war Sparkassenangestellter. In seinem Büro spürte ihn der Gerichtsvollzieher auf, der sich als der Musiker aus dem Cafe in der Stadt entpuppte. Das war nun ein seltsames Wiedersehen.

„Ach, du bist dort? Hab ich mir gleich gedacht. Soll ich bei dir pfländen. Stecht do in Papier. Gor nit wenig. Was mach mer net. Oba du konnst mir bezahle. Du bist ganz arm und host mir Geld. Wu sollst

du dreihundert Kronen hobn. Nix gehort dir. Was soll ich schreib'n? Fällt mir scho was ei. Notier ich hobt, Insch Geholt scho gepfändt uf dreißig Jahr. Ko mer mir holt bei dir. – Bruderherz, nu a Freid, daß ich dich treff! Brauchste mir zohle!“

Der Musiker aus dem Cafe war also der Gerichtsvollzieher. Er spielte, weil es ihm Freude machte und damit sein geringes Gehalt aufgebessert wurde. Das ergab sich aus dem Gespräch. Vielleicht war er der Romer aus höchster Not. Wenn es nur gut aussehen würde, dachte Herr Trautmann, Was Jedlicka da aufschrieb, stimmte ja nicht.

Aber mit der amtlichen Feststellung der Zahlungsunfähigkeit war für die Firma der Bürstenfall erledigt. Es gab nichts zu holen.

Johannes Wendrusch

Gerald Effert

Reise

Es war ein Fehler, dachte Baumann, vielleicht der schlimmste Fehler meines Lebens, alles zurückzulassen, was ich besitze, alles bis auf ein paar Kisten und Koffer, und in dieses Land zu reisen, wo ich fremd bin. Achgrau hing der Himmel über dem Fichtenwald, der hinter dem Abstellfenster vorbeizog. In unregelmäßigen Säulen fuhr der Wind über die Wipfel. Vor Baumanns Augen verschwamm die Landschaft längs des Bahndammes; er spürte nicht das sanfte Rütteln und Stampfen des Zuges, sondern saß noch immer am Fenster seiner Wohnstube in Böhmen und blickte hinaus auf seine Gärtnerei. Baumann sah die breite Krone des Nußbaums, der in diesem Jahr trag wie schon lange nicht, und dahinter spiegelte das Dach seines Glashauses. Unnötürlich laut tickte die Wanduhr; früher hatte seine Frau sie jeden Morgen aufgezogen. Jetzt erinnerte ihn das Ticken daran, daß er allein im Haus zurückgeblieben war.

Er schreckte aus seinem Wachtraum auf

und warf einen Blick auf die Armbanduhr. Wenn der Zug pünktlich war, so mußte Baumann in knapp zehn Minuten aussteigen. Draußen war der Wald bis an den Hügelrand zurückgewichen: ein Dorf schob sich hinter der Glasscheibe vorbei, eine Gruppe von Gehöften, alte Fachwerkgebäude und weiter entfernt neuere Häuser mit Terrassen und Steingärten.

Wenn Franz wenigstens nicht in der Stadt wohnen würde, dachte Baumann. In einem Dorf könnte ich mich eher zurechtfinden. Sicher hat er es gut gemeint, wenn er mich in seinen Briefen immer wieder eingeladen hat, nach Deutschland auszureisen; er hat mir sogar eine Stelle bei der Stadtgärtnerei besorgt. Aber ich werde es hier nicht aushalten, nicht länger als ein paar Monate.

Vor Jahren, als seine Frau noch gesund gewesen war, hatte er oft selbst vorgeschlagen, nach Deutschland zu übersiedeln. Die Arbeit auf der Kolchose war schwer, trotz der Maschinen, und obwohl sie sich ab-

plagten, konnten sie nur noch einen Teil ihrer früheren Gärtnerei bewirtschaften. Außerdem lebten sie im eigenen Dorf unter Feinden, die nach der Vertreibung der früheren Bewohner zugezogen waren. Aber seine Frau hatte den Gedanken an eine Ausreise immer abgewehrt und gesagt, einen alten Baum verpflanzt man nicht. Manchmal hatte er nachts geträumt, daß er die Erde rund um den Nußbaum aufgraben hatte, eine mühsame Arbeit, denn die Wurzeln in dem steinigem Boden waren weit verzweigt und reichten so tief hinab, daß er endlich aufgeben mußte und schweißnaß erwachte.

Draußen schoben sich Hauswände an die Bahngleise heran, und Baumanns Augen blieben an einer Brandmauer hängen, auf der eine riesige Flasche und ein lachendes Männergesicht abgebildet waren. Nein, er konnte sich nicht vorstellen, daß hinter diesen Wänden glückliche Menschen lebten. Er suchte die Fensterfront nach etwas Vertrautem ab, nach einem Gesicht oder auch nach einer Gasse, vergaß nicht:

Als der Not der Gasse sich allmählich verbreiterte, stand Baumann auf, griff nach dem Koffer und trat auf den Gang hinaus. Das Schleifgeräusch der Bremsen setzte ein; langsam glitt der Zug in die Halle und hielt mit einem leichten Ruck an. Baumann drängte hinaus auf den Bahnsteig und hielt Ausschau nach seinem Bruder, der versprochen hatte, ihn abzuholen. Das restliche Gepäck würde erst in den nächsten Tagen eintreffen. Doch wie sollte er seinen Bruder in diesem Gewimmel finden? Plötzlich legte sich ihm eine Hand auf die Schulter, und eine vertraute Stimme rief: „Hannes!“ So hatte ihn schon lange niemand angesprochen. Rasch drehte er sich um und erkannte Franz. „Fremd du dich, daß du endlich hier bist?“ wollte Franz wissen. Darfte er seinem Bruder die Wahrheit sagen? Sollte er zugestehen, daß er am liebsten sofort umkehren und zurückkehren möchte? Müde zuckte er mit den Schultern und sagte: „Ich weiß nicht.

Es ist wahrscheinlich zu spät, noch einmal von vorn anzufangen“.

„Unsin!“ widersprach sein Bruder, „darauf ist es nie zu spät, niemals“.

Gemeinsam blickten sie sich nach dem Koffer; keiner wollte ihn dem anderen überlassen, und so trugen sie ihn zusammen durch die dunkle Unterführung in die Bahnhofshalle. Baumann ließ sich von seinem Bruder über den Vorplatz führen und wunderte sich, daß sie an den Straßenbahnen, aber auch am Taxistand vorbeigingen und in eine Seitengasse einbogen.

„Ich dachte immer, du wohnst draußen an Stadtrand“, sagte er mit einem Anflug von Enttäuschung. „Dort wohne ich auch“, lachte Franz, „mitten im Grünen, und für dich ist Platz genug im Haus. Mehr als genug, seit die Kinder fortgezogen sind“. Franz hielt an einem der Wagen, die an Straßenrand geparkt waren, kramte einen Schlüssel aus der Manteltasche und öffnete die Tür. „Ich weißte überhaupt nicht, daß du ein Auto hast“, sagte Baumann. „Komm her dir das ansehen“.

Mühsam sie sich abgaben, nickte ihm Franz lächelnd zu. Das Verkehrsgewühl machte Baumann besonnen – die Blinksignale der Autos und Ampeln, das Bremsen und erneute Anfahren, die Fußgänger vor den Schaufenstern. Und er wunderte sich darüber, wie sein Bruder den Wagen sicher durch das Gedränge steuerte, hinaus aus der Stadtmitte in ruhigere Straßen, wo sich zwischen die Häuser Gärten mit kurzgeschorenem Rasen schoben, mit Wacholderbüschen und Birken. Die offene Landschaft, durch die Baumann vorher gefahren war, konnte nicht mehr fern sein.

Endlich bog Franz in einen Seitenvog ab, deutete über das Lenkrad zu einem grün verputzten Haus hin und sagte: „Dort wohnen wir“. Baumann blickte seinen Bruder aus den Augenwinkeln an und bemerkte, daß nichts an dem schmüchigen, immer etwas schüchternen Jungen erinnerte, ab den er Franz einmal gekannt hatte. Es fiel ihm ein, daß der Fliesenleger, bei dem sein

Bruder in die Lehre gegangen war, im Wirtshaus über die Ungeschicklichkeit seines Lehrlings geklagt hatte und daß Franz eines Tages weinend von der Baustelle heimgekommen war und ihn niemand dazu überreden konnte, zu seinem Meister zurückzukehren.

Der Wagen hielt vor dem Garagerior, und Baumann stieg aus. Franz öffnete ihm das schriedelose Garterior, und während sie über die verkleinerte Treppe hinaufgingen, schwang die Haustür auf, und herein trat Martha, seine Schwägerin. Ihr Haar hatte graue Strähnen bekommen, aber noch immer war ihr Gesicht faltlos. Sie lachte und sagte: „Wir freuen uns, daß du endlich da bist, Hannes“.

Bekommen sah sich Baumann in der Wohnung um. Er bemerkte den Teppichboden, den schweren Eichenschränk, die Bilder an den Wänden, Sommerlandschaften mit baumbestandenen Hügeln, und er dachte an die niedrige Stube, worin er bis gestern gewohnt hatte.

„Es ist mir schön wieder in der Heimat“, sagte Franz, als ob er die Gesanken seines Bruders erahnen hätte, „aber du wirst dich bald wohl fühlen. Komm, ich zeig dir dein Zimmer“.

Baumann folgte seinem Bruder über die Holztreppe in das obere Stockwerk und trat in ein helles Zimmer ein.

„Hier kannst du wohnen, solange du willst“, sagte Franz, während er die Vorhänge zurückschob und einen Fensterflügel öffnete. Baumann sah hinab auf den Hof und bemerkte den jungen Nußbaum an der Haus Ecke.

„Hast du ihn gepflanzt?“ fragte er seinen Bruder. „Ja“, antwortete Franz, „gleich nachdem wir eingezogen sind. Aber er gedeiht nicht recht. Wahrscheinlich bekommt ihm das Klima nicht“. Baumann schüttelte den Kopf. „Ich glaube, er steht zu sehr im Schatten. Dort drüben hättest du ihn hinpflanzen müssen“. Erst jetzt fiel ihm auf, wie verwildert der Garten aussah: Melde und Disteln wucherten auf den Be-

ten, und die Beerenblüschel waren seit langem nicht zurückgeschnitten worden.

„Wenn du meinst, Hannes, können wir noch einen zweiten und dritten pflanzen. Von der Gärtnerei verstehe ich nichts. Du siehst ja selbst, wie alles verkommen“.

Baumann nickte schwerfällig. Ja, dachte er, hier gibt es Arbeit für mich. Und er stellte sich vor, wie er Unkraut jäte, den Boden lockerte und Pflanzlöcher grub, wie er Dünger streute und die Sträucher stutzte. Der Steingarten war neu anzulegen und der Zaun zu streichen. Schon im Spätherbst würde der Garten ganz anders aussehen; ein oder zwei junge Nußbäume würden darin stehen, und in wenigen Jahren könnte er die ersten Walnüsse ernten.

Monika Taubitz

Der Nußbaum

*Sie ist jung,
waren die Blätter
dunkel und hart.
Jede Schale barg
einen Kern,
bittersüß und schwer.
Ein sicherer Raum
für Träume!
Nun sind die Blätter
braun und brüchig
geworden.
Sie zerfallen zu Asche
in meiner Hand.
Die Früchte sind taub
und federleicht.
Es bleibt unaussprechbar,
was sie umschließen.
Ich pflanze nie mehr
davon.*

Herdrauch

Er war fortgestürmt wie gehetzt, auf der Flucht, gejagt von dem Qualgeistern der Lagerenge, dem Knirschen und Kratzen und Plauschen und Gröhlen, dem Kinderweinen und Greisenwischen, dem Weibergezeier und Männerfluchen, den würgenden Miasmen und aufdringlichen Wohlgerüchen, den Winkelschatten und Totenfankeleien der erbärmlichen Baracke, von der „Kundige“ noch behaupteten, sie sei ein Wunder an Behaglichkeit, verglichen mit anderen ähnlichen Nothbergen.

Der hastige Schritt, der fast schon ein Laufen gewesen, wurde ruhiger, gemessener, als der Wald erreicht war und die Lichtung der Kuppe den Blick in die kühle Abendhölle des weiten Landes freigab. Bei einem der glüberlich geschichteten Raummeter frischgeschlagener Holzes blieb er stehen und lehnte sich tiefatmend an die duftenden Scheite.

„Ein Narr bist du, Hans Hofbauer“, sprach er sich selbst, „ein unerschrocken altermaliger Rebell gegen die unausweichlichen, unabwehrbaren Auswirkungen des Massenunheils dieser Zeit auf das Einzelschicksal! Was willst du vor andern voraushaben? Hans ist dein Name, Hans, der allgemeinste Name, ein Hans, irgendein Mannsbild und Hofbauer – ja früher einmal vor langen Jahren hattet ihr Hofbauer das, was auch den Namen gab. Nun aber seid ihr schon seit zwei Geschlechtern dem Boden untreu geworden. Im Blut freilich treibt noch etwas von der alten Verbundenheit und macht sein Rauschen zum Klang von wogenden Feldern und schwerem Atmen der Tiere im warmen Stalle, vom Klappern der Mühle, vom Murmeln des Baches, vom Orgeln der Wälder.“

Hans Hofbauer stand regungslos im senften Abendwind und lauschte dem Chöre der Blätter und Zweiglein, der Äste und Stämme.

Aus der Schneise herauf kam der alte För-

ster gestiegen, schritt näher heran und bot einen „guten Abend“.

„Sie sind auch ein Fremder, ein Flüchtling aus dem Lager unten?“

„Ja, fremd, ganz fremd –.“

„Werden sich auch gewöhnen und einleben –.“

„Da unten? Niemals! Da muß man – da muß man –.“

„Na ja, leicht wird's nicht sein, glaub' ich gern, aber wenn Sie erst ein richtiges Unterkommen haben –.“

„Wenn, wenn! Bis es soweit ist, kann man ja wahrnimmig –.“

„So schlimm kommt's ja nicht! Ist doch ein schönes Stückchen Welt hier, wo sich's leben läßt!“

„In dem Lager unten? – Da muß man davonlaufen, man muß!“

„Es laufen aber nicht viele fort.“

„Weil sie schon zu schwach oder zu stumpf geworden sind und nicht mehr, erlauben nicht mehr die Mägen.“

„Aber hier oben – da fühlen Sie sich wohl. Da finden Sie sich zurecht?“

„Ja, hier oben – dort drüben die Hölh'n und das Tal da rechts, das so tief einschneidet – das ist – ich könnte glauben, ich sei in der Heimat. Und wenn ich – dann weiter rechts über die Kuppe steige und – dann kommt – dann muß dort ein Felsvorsprung sein mit einer ganz alten Kiefer und dem schöner Fernblick – und dann – dann kann man schon das Häuschen sehr mit dem roten Dach, das uns gehört – uns gehört hat –.“ Lautlose Abendruhe trägt das Bild wie eine durchleuchtete Wolke. Fernes Grillenwippen sickert in die Stille – ein letzter Kuckucksruf – leises Anrollen und Abklängen eines ganz fernen Eisenbahnzuges –.

„Ist das sehr weit, von wo Sie gekommen sind?“

„Wochenlang waren wir auf dem Weg und haben doch immer gehofft, wir könnten wieder einmal zurück – und wenn schon al-

les verloren ist, wenigstens das Haus und der Garten mit den Bieranstöcken und die Wiese am Bach – aber so, so ganz doud –.“

„Wird auch wieder einmal anders –.“

„Nie, nie – niemals mehr –.“ Es ist wie der Ton einer trüb angeschlagenen und langsam zersplitternden, allen Klang verlierenden Saite.

„Kommen Sie doch einmal ins Forsthaus hinunter. Wird mich freuen, Sie bei mir zu sehen. Eine Arbeit findet sich vielleicht auch – oder ein Buch – eine Kartenparie – blicken andere Gesellschaft –.“

Es drängt zu selbstverständlichem Händedruck und gutem Abschiedswort.

Tief er sinkt der Abend und Hans Hofbauer blickt gebannt in das Tal drüben, das immer dunklere Hüllen an sich zieht. Und da – aus dem Tale – auf einmal steigt die

Erinnerung auf an eine halbvergessene, verblähte, wundervolle Mähdahligkeit. Wo war es nur? Wann war das? – Ein Gedicht muß es gewesen sein. In der Schulzeit?

In ganz fernem Jugendtagen? Oder später? – Nun ist es wieder da, ganz klar, ganz rein und vertraut. Das ist doch – ja, es ist:

Odysseus, der Irrfahrer, ringt mit dem bitteren Heimweh und hat nur den einen Wunsch, einmal noch, ein einziges Mal noch den Abendhondrauch seines Hauses aus der Dämmerung des Tales zum Himmel emporsteigen zu sehen, den Rauch des heimischen Herdes, der trauliche Einkehr verheißt, Einkehr ins eigene Heim, in tröstliche Geborgenheit.

Starre Augen sehen verlorenes Glück und stille Mannestränen gleichen unauffällig über die bageren Wangen eines Einsarven.

Von Erhard Krause

Die verschwundenen Faschingskrapfen

Die Fastnacht nahte für mich als Bub in der alten Heimat nur einen großen Reiz, und das waren die „Faschingskrapfen“, die meine Mutter alle Jahre an diesem Tage buk. Nichts mundete mir besser, als diese mit Marmelade gefüllten und mit Zucker glasierten Pfannkuchen. Wenn es sochte gab, da war mir trotz meterhohen Gebirgsschnees kein Botengang zu weit, auch kehrte ich von keinem so plöcklich zurück wie an diesem Tage. Ein Fastnachtstag aber ist mir in böser Erinnerung geblieben, und das kam so:

Die Mutter hatte wie alle Jahre zur Fastnacht eine große Schlüssel Krapfen gebacken und sie draußen im Hausflur zum Auskühlen in den Brotschrank, das „Brotbüsel“, gestellt. Das machte sie immer so, und die Krapfen hätten auch diesmal wieder in Ruhe auskühlen können, wenn – ja wenn die Mutter nicht erst noch einen Weg ins „Dorf“ hätte tun müssen, von wo sie sicher vor einer Stunde nicht zurück-

senen wurde. Diese Stunde aber genau das Verhängnis. Denn kaum, daß die Mutter das Haus verlassen hatte und außer Sichtweite war, schlich ich mich von meinen Schularbeiten weg, hinaus auf den Flur, um nachzuschauen, ob wohl die Krapfen schon ausgekühlt seien. Dabei stellte ich mir die Frage: „Hat die Mutter sie geprüßt?“ Das war eine recht schwierige Frage und eher mit ja als mit nein zu beantworten. Ich öffnete also das Brotbüsel – die Tür quersachte erschreckend laut – und betastete die Krapfen. Wider mein Erwarten waren sie jedoch heiß, ein Umstand, der mich recht besorgt machte, denn ich befürchtete, daß sie bis zur Rückkehr der Mutter nicht auskühlen würden. Doch wie ich so betrübt den Flur entlangschaute und neben der im Winter unbenützten Hirsentür am Fenster den sogenannten „Käseflügel“ offenstehen sah, da kam mir ein plötzlicher Einfall, der mich aus meiner trüben Stimmung herausriß.

Der „Katzentügel“ war nämlich eine kleine Fensteröffnung, in der sich keine Glasscheibe befand und die auch im Winter offen blieb, damit dort unser Peter, der Kater, jederzeit aus- und einschlüpfen könne. Obwohl diese Öffnung ziemlich klein und überdies fast zur Hälfte zugeschneit war, ließ sich jetzt doch die Krapfenschlüssel hindurchschieben und auf den Schnee setzen, der so hoch lag, daß er eine bequeme Unterlage bildete. Dort draußen, so dachte ich, würden die Krapfen nur in wenigen Minuten ausgeföhlt sein, und wenn die Mutter nach Hause käme, könnte der Schmaus sofort beginnen.

Inzwischen war mir eingefallen, daß ich in meinem Schönheitsheft noch eine Seite zu schreiben hätte, und das mußte unbedingt sofort geschehen, damit dann die Freude reinen Genießens nicht durch den Gedanken an eine aufgeschobene Pflicht vermindert würde. Ich ging also schleunigst in die Stube zurück und begann, die Seite im Haß zu schreiben. Da war mir, als ob ich im Flur ein Geräusch hörte. War es nur ein über eine Ahnung, die mich nachschauen ließ? Jedenfalls, als ich mit der Hand vorsichtig durch die Fensteröffnung nach der Schlüssel tastete, griff ich in den Schnee. Das Herz drohte mir stille zu stehen. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und streckte den Arm noch weiter durch die Öffnung, aber es war da nichts als Schnee, soweit ich auch griff. Die Schlüssel war weg, verschwunden, gestohlen! Ein Dieb mußte sie erpäht haben, ein Dieb, ein elender Dieb!

Dicke Tränen rollten mir über die Backen, denn nicht nur die guten Krapfen beweinte ich, sondern auch die Angst vor der Mutter förderte den Fluß der Tränen. Was sollte ich der Mutter sagen, wenn sie den leeren Brotschrank öffnete? Und was wird sie sagen? Du heiliger Schutzengel! Was wird die Mutter sagen! Ich hätte am liebsten sterben mögen, so angst und bange war mir. „Doch warte nur, du elender Dieb!“ begann ich zu rufen und fühlte, wie mich mein Zorn

mutig machte. „Dich kriege ich schon noch und dann übergebe ich dich dem Oberwachmeister Streng! Der wird dir's schon geben!“

Ich riß die Türe auf und eilte hinter das Haus. Doch der Schnee lag dort so hoch, daß ich bis zum Bauch einsank. Mühsam und weinend kämpfte ich mich vorwärts.

Als ich mich dem Tatort näherte, hörte ich ein Kratzen und Schrammen. Ob das der Kater ist, dachte ich, und eine böse Ahnung überfiel mich. Und wirklich – ich traute meinen Augen nicht – zehn Meter vor mir, im Steingang bei der verschneiten oberen Haustür, saß Petat, der gelbe Kater, im Schnee und zerrte mit den Vorderpfoten an einem halbaufgefressenen Krapfen. Mehrere andere lagen verstreut im Schnee herum. Auch die Schlüssel erblickte ich, sie lag halb umgestürzt am Fuße der Tür; drei Krapfen waren noch darin. Eine furchtbare Wut gegen den gelben Übeltäter packte mich. Ich glaube, ich hätte ihn wohl erwischt, wenn ich ihn erwischt hätte. Aber so fern war Petat nicht, daß er sich von mir hätte langem lassen. Er sah mich nur einen kurzen Augenblick aus seinen grünen Augen verwandelt an, dann setzte er, nichts Gutes ahnend, mit einem großen Sprung über den Steingang. Ich schreuderte ihm ein paar Eisapfen nach, die ich von der Dachrinne abbrach; aber sie verfehlten ihr Ziel und einer traf einen Fensterrahmen, daß die Scheiben klirrten. Das machte mich wieder besonnen. „Na warte nur, du Mistvieh, wenn du mir heute abend durchs Fenster kommst!“ grollte ich und begrüßte mich mit furchterlichen Verwünschungen.

Dann klaubte ich noch die übriggebliebenen Krapfen zusammen – ein paar davon waren angebissen – gab sie in die Schlüssel und trug sie in die Stube, wo ich sie noch gründlich vom Schnee säubern wollte. Zu dieser Arbeit kam ich nicht mehr, denn die Mutter war inzwischen nach Hause gekommen, und was dann geschah, das laß mich bitte schamvoll verschweigen.

Habt Mut

Wohl hat man aus der Heimat uns getrieben,
stieß in der Fremde uns von Ort zu Ort –
doch unsere Herzen sind getreu geblieben
dem alvertrauten, lieben Heimat-Wort.
Und schließt ihr die Augen,
so hört ihr aus Tiefen
die Glockern noch klingen,
die einst auch riefen,
und seht den Ort, wo, vom Spiel ermüdet,
ihr Schatz ruhet an der Mutter Schoß,
wo auch das Vaterhaus treu behütet,
wo ihr in frischer Jugend erblühet
und aufwacht, froh und stark und groß –
ihr Ostdeutschen alle, aus Nord und Süd,
aus Schlesien, aus Ost- und Westpreußens Auen,
aus Pommern, wo breit die Oder fließt,
auf Sachsenhain und auf dem alten Gauen
wie an der Ostsee sich besinnen
der Bäder Kranz
und fruchtbare Felder
im Sonnenlanz –
wo Märchen und Lieder sagten und sangen
von Kreuzrittertagen, die lange vergangen –
wo stolz die Marienburg ragt in die Lande,
wo ostpreußisch Gold man findet am Strande –
wo Eisen und Kohle die Erde besaz
zu vielgestalt'ger Geschäftigkeit –
wo der Sudeten Berge ragen,
die die junge Elbe so lieblich durchzinst,
wo vom alten Rätezahl Märchen und Sagen
erzählte Großmutter dem Enkelkind!
Im Herzen hüten wir, was wir besitzen . . .
Verloren zwar – doch nimmer vergessen!

Margarete Hampf-Soim

Wenn daheim der Sommer kam

Der Frühling hat uns oft genug lange warten lassen. Der Sommer aber war immer schneller da, als wir dachten. Die Eis männer brachten fast immer noch eine Handvoll Schnee und die Schafskälte schreckte die Bitterkeit mit einer oder zwei Frostnächten. Dann aber kam Pfingsten – und zehn Tage später Frostdickman.



Erinnern Sie sich noch? Das war ein Tag – so recht aus Samt und Seide. Ich finde auch bei längerem Nachdenken kaum einen Frostdicknamstag, der nicht auch dem Wetter nach ein himmelblauer Tag gewesen wäre. Und das ganze Dorf war auf den Beinen. Alle Vereine rückten „mit Fahnen“ aus, die Ortskapelle hatte einen ihrer anstrengendsten „Einsätze“ und war gleich nach der Prozession schon müde – und durstig! – genug, um vor dem Nach-Hause-Gehen eine längere Pause in ihrem Stammlokal einzulegen. Eigentlich hätte man das gar nicht zu erwähnen brauchen, denn es war der Abschluß aller Feierlichkeiten, an denen unser Blasorchester beteiligt war. Aber der Vollständigkeit halber sei es gesagt.

Und dann die Prozession selbst. Die Musik vorneweg – dann die weißen Mädchen, die Erstkommunikanten, die anderen Kinder – alle im Feststaat. Der „Himmel“ wurde von den Gemeinderäten getragen. Unter ihm schritt feierlich unser guter alter Dechant mit dem Allerheiligsten, sorgsam geleitet vom Kaplan, der nach Alter und Gestalt das genaue Gegenteil seines Diakonvorgesetzten war. Denn war dieser groß, grau und hager, so war jener klein, rosig und kugelrund. Hinter dem Himmel schritten die Honoratioren, vollzählig vom Vorsteher bis zum Oberlehrer. Ihnen schlossen sich die Vereine an, an der Spitze der martialisch um sich blickende Feuerwehnhauptmann vor seinen „Wehrmännern“, dann die Turner, die Sänger und „D-Hutschaustubler“ in Tracht. Dahinter strömte das „Volk“, in Achterreihen und angeführt vom Vorsteher und seinen, in diesem Fall, acht bis zehn Führer, fast unabschätzbar für einen kleinen Buben – auf jeden Fall ein Haufen Leute.

Der ganze Weg der Prozession war mit frischem Gras gestreut, die weißen Mädchen streuten nun Blumen dazu, an den vier Altären standen ganze Reihen junger Birken, und auch hier war mit Blumen nicht gespart worden. Wenn dann die Prozession längst vorüber, die Leute zu Hause und selbst der durstigste Musikant auf dem Heimweg war, noch das ganze Dorf nach Sommer. Das langsam trocknende Gras auf der Straße brachte eine erste Ahnung von Heugoruch, der leicht bittere Geruch der welkernden Birkenblätter mischte sich dazwischen und die zentrierten Blumen steuerten eine Spur Melancholie zu diesem Duftgemisch bei, über dem zu allem Überfluff auch noch ein Hauch von Weihrauch hing. Es konnte einem wohl und wehe davon werden, Lachen und Weinen lagen so nahe beieinander wie die Sommer-

schwacht nach der Weite und der Kinderwunsch nach Geborgenheit.

In diesem Fronleichnamsdunst lag eigentlich schon alles, was die kommenden Wochen bringen würden, von der Getreideblüte und der Heuernte bis hin zu den ersten schwerbeladenen Wagen, die den Segen eines Jahres in die Scheunen brachten. Darum war er mir immer der erste Gruß des Sommers.

Den zweiten Gruß brachte uns die Johannisnacht. Auch sie kam schon am Anfang des Sommers – und war doch die Mitte des Jahres. Feuer flammten von allen Höhen und wir standen davor, vielfach gewarnt vor dem Zauber dieser Nacht und doch begierig – ihm irgendwo zu begegnen. Wer auch hätte uns sagen sollen, daß die eigentlichen Gefahren dieser Nacht in uns selber lagen, daß wir der Hexen und Zauberer gar nicht bedarften, um in dieser Zeit der kurzen, heißen Nächte das Drängen des Lebens zu spüren, mit dem wir freilich noch nicht allzuviel anfangen wußten. Und so wanden wir über die – und herpensen zwischen unserem Wissen, unserer Schwachheit, unserem Ahnen und unserem Zögern, vielleicht sogar der Angst und der Hilflosigkeit gegenüber den Geheimnissen des Lebens. Und so gingen wir manchmal durch die Johannisnacht und haderten mit dem Geschick. Aber es gab auch andere Leornächte. Da zogen die Johannisblätter ihre leuchtenden Spuren durch das samene Dunkel und wir waren nicht allein unterwegs. Manchmal zu vielen, ohne eigentlich miteinander zu gehen, seltener zu zweien und in woffem Einklang von Schritt und Herzschlag. „Und wer mit dir übers Feuer spring, der bleibt dir treu dein Leben lang.“ – Ob das wohl wahr werden würde? Und wenn es wirklich so wäre? Und was war treu? Und wie lange war wohl ein Leben – oder mein Leben? Nur im Sommer konnte man solche Fragen finden – und sie stellen, nur stellen an irgendwen, an das Schicksal vielleicht, an den Sommer, die Nacht, das Leben.

Antwort – ? Wer wollte schon eine Antwort, Antworten sind meist so etwas Endgültiges, und wer dachte an Endgültiges, jetzt, wo es Sommer wurde und der Weg zur Erfüllung erst begann?

Sommer – das war irgendwas ein „letzter“ Schultag und die Aussicht, für etwa zehn Wochen einiger Pflichten ledig zu sein. Viel mehr bedeuteten Ferien eigentlich nicht. Auf viele meiner Klassenkameraden kamen stattdessen andere Pflichten zu, und später, so im August, kam man sich selbst ein bißchen komisch vor, wenn man nicht irgendwem bei der Ernte helfen konnte. Ferien, das hieß gelegentlich sogar bittere Tränen, dann zum Beispiel, wenn einer während der schaffreien Zeit ins „Tschechische“ mußte, um dort die Sprache zu lernen, die er meist so gar nicht mochte und eigentlich doch brauchte. Zumeist aber waren unsere Ferien nach den ersten paar Tagen so alltäglich, daß man fast immer ins Schiedlern kam, wenn man einen Aufsatz darüber schreiben sollte. Die wirklich interessanten Dinge jagten niemandem – und alles andere war kaum ins Erzählens wert. Einen Aufsatz über die Ferien aber schreiben wir alle Jahre wieder.

Sommer – das war aber auch ein bunter Kranz von Kirchenfesten, die wie glänzende Lichter den Alltag erhellten. Alle, deren Besuch wir uns vorzunehmen hatten, lagen in den Sommerwochen. Es begann mit unserem eigenen, dem Antoniusfest, am 13. Juni. Peter und Paul, erster Ferientag war ein Feiertag und war der Tag des Kirchenfestes im Kirchspiel meiner Großeltern. Das Laurentiusfest und der Tag des Heiligen Agidius führte uns in die weite Verwandtschaft und zwischen den beiden lag Mariä Himmelfahrt, wo das große Volksfest in Marienbad gefeiert wurde.

Kirchenfest – erinnern Sie sich noch? – das waren die großen Familientage, zu denen „Verwandtschaft“ und „Freundschaft“ selbstverständlich geladen waren und von jedem erwartet wurde, daß er auch erschien. Dafür wurde dann auch ein ent-

sprechender Aufwand getrieben und alles geboten, was gut und teuer war. Wer sich mit dem Mittagessen ein bißchen Zeit ließ, erreichte ohne Mühe den Anschluß an die Kaffeestunde. Den Kindern drückte der Gastgeber ein blankes Pfund-Kronen-Stück in die Hand und entließ sie auf den Dorfplatz. Dort gab es ein paar Schiffschaukeln, ein Kettenkarussell, manchmal auch ein Ringelpiel, einen Spielzeugstand, eine Zuckerbude und einen Türkischen-Honig-Mann. Da mußte man schon raffinierte Berechnungen anstellen, um für seine Pfund-Kronen ein möglichst hohes Maß an Genüssen einzuhandeln.

Kam man dann wieder heim, wartete schon ein Abendessen und die ganze Gästeschar, die sich nach dem Kaffee gründlich die Beine vertreten hatte. Und dann ging's durch blaue Sommernächte nach Hause, meist per Kutsche, manchmal ein Stück mit der Eisenbahn, oft aber auch zu Fuß. Und der Heimweg gehörte immer noch zu dem Fest und brachte einen letzten Tüpfel auf den Tag.

Sommer – das waren die Dämmerstunden, in denen man auf der Bank vor dem Hause saß und zuseh, wie der Abend aus den Tälern kam und seine dunklen Tücher vor die Wälder hängte. Das Geläut der Döngelhämmer begrüßte und begleitete ihn ein Stück und verträufelte dann in der Stille. Die Drossel sang ihr Abendlied, und wenn sie ihre letzte Strophe vollendet hatte, hörte man den Chor der Frösche aus dem Dorfteich. Und dann stieg der Mond hinter den Birken herauf und weckte das geheimnisvolle Leben der Sommernacht. Fledermäuse huschten, ein Ziegenmelker kicherte, irgendwo raschelte es in den Haaselbüschen, manchmal schnarchte ein Igel hinter dem Komposthaufen – aber alle diese kleinen Geräusche störten nicht, sie ließen die Stille eigentlich nur spürbarer werden. Und in manchen Nächten, wenn man nicht in den Schlaf fand, weil alles draußen so schön und so traurig war, dann sang die Stille. Dann mußte man die

Mundharmonika nehmen – oder die Geige – und sie begleiten. Mit behutsamen Bogenstrichen oder leise tremolierenden Akkorden. Nur um den Laurentiustag herum hatte man dringender anderes zu tun. Da mußte man die Sternschnuppen zählen, die der Volkstanz Laurentius-tränen nannte, und tausend Wünsche in die Nacht hinein denken. Und wenn der Watsch zu Ende gedacht war, ohne die goldene Spur erblickt, dann ging er in Erfüllung.

Aber es gab auch andere Nächte, denen Abende keinerlei Kühlung brachten und die darum schwül und schwer und voller Drohung waren. Nächte, in denen der Schlaf nicht kommen wollte, weil es wie eine Ahnung nahen Unheils in der unbeweglichen Luft lag. Der Mond – sofern er überhaupt aufleuchtete – beleuchtete das wilde Spiel dunkler Wolken, und der Wind wurde nach und böse. Brach dann das Wetter los, saßen wir in der Küche und Mutter zündete eine geweihte Kerze an. Es gab wohl kaum ein einziges Tierchen Gegenwärt zu dem wilden Spiel, irgendwo gewaltig dröben als das stille Brocken der Kerze auf unserem Tisch. Und allein die Ruhe, die von diesem lebendigen Leuchten ausging, war Trost und Hilfe, wenn die Blitze ruckten und schwere Donner über das Haus wegrollten. Nachher, wenn alles vorbei war und wir die Fensterläden wieder öffnen konnten, strömte eine so reine und kühle Luft herein, daß man die Fenster gerne offenließ. Und am Morgen war die Welt manchmal noch grau und voller Sommernebel, die ja so ganz anders sind als die im Frühjahr oder gar die im Herbst.

Sommer – das waren Morgenstunden, glöckerklar und herrlich kühl mit einer Sonne, die groß und strahlend aufging über einer Welt, die jung und voller Leben war. Sommer – das waren glühheiße Nachmittage auf den Himbeerhaufen, die nicht zu Ende gehen wollten und doch zu Ende gelitten werden mußten, – denn, wer ging schon mit halbvollen Kannen nach Haus?

Sommer – das war Wald und Wasser, ein kühles Bad nach langen, staubigen Wegen, eine Handvoll Kirschen, ein paar Kornlopfel, ein Bissen Brot aus der Faust und ein Schluck Wasser aus der Quelle. Und es war erträgliche Tun und beschauliches Verweilen, Schaffen und Raffen hier und Ver-tun und Verschwenden dort – das alles war Sommer.

Und in jedem Sommer kam dann schließlich auch der Tag, an dem meine Mutter sagte: „Nun spürt man den Tag aber schon arg!“ Dieser Tag war meistens der erste seit Wochen, der nicht im Zeichen der Einkascherei stand, weil es rein Geburtstag war. Ich war dann immer halb wütend und halb traurig darüber, weil ich ausgerechnet zu einer Zeit geboren sein mußte, wo der Sommer zu Ende ging, wo

man „den Tag schon spürte“, und abends schon wieder Licht machen mußte.

Aber weder Trauer noch Wut änderten etwas an den Tatsachen. Im letzten August-drittel nahm der Sommer Abschied. Das geschah nicht von heute auf morgen und ohne alle Rührseligkeit. In den Gärten leuchteten Dahlien und Gladiolen – aber auch die ersten Astern kamen schon. Stare und Spatzen zogen in großen Scharen und mit viel Geschrei über die leeren Felder, aber man hörte schon seit einer Weile keinen Kuckuck mehr, und die Störche waren ebenfalls schon auf die lange Reise gegangen. Dann sammelten sich die Schwärme, bis und da sah man schon einmal einen Schwarm Drostfinken, und gelegentlich tauchte ein Flug Krähen vorbei.

Und dann war es September – Herbst.

Erhard Krause

Das unheimliche Waldgespenst

Der Wächter lächelte nicht seine seine Sorgen, sondern auf dem in seinem Revier gelegenen großen „Hörnboenschlag“ eine Angfanzung gemacht worden war. Diese Sorgen nahmen besonders im Sommer überhand, wenn der ganze Schlag von Beerensammlerinnen wimmerte. Was nützen da alle Mahnungen und Warnrufe, daß hier eine Schonung war, die nicht betreten werden durfte? Nichts nützen sie. Die süßen roten Waldfrüchte lockten, und wenn man den Frauen und Mädchen das Betreten des Schlags hätte verbieten wollen, so hätte man zu jedem Baum einen Wächter stellen müssen. Das aber ging nicht an, und Überdies wäre man nicht sicher gewesen, ob vor soviel holder Weiblichkeit die Wächter nicht kapituliert hätten. Nein, da müßte schon ein anderer, drastischer Weg gefunden werden, welcher es den Frauen von selbst verleidete, das Beerenspülchen auf dem Schlag fortzusetzen. Aber welcher? Lichtzocker sammelte mehrere Tage darüber nach, ohne daß ihm was Rechtes einfallen

wollte. Erst als er einen Ausweg in dem „Altehabensbusch“ machte und dort den strupphaarigen Armerhändler Krüger beim Holzdiebstahl erwischte, kam ihm ein plötzlicher Gedanke, der seinem anstrengenden Nachdenken ein Ende bereite. Es war ihm nämlich eingefallen, daß er diesen verkommenen, schmutzigen Holzdieb, der wie ein Affe am ganzen Körper behaart war, als Abschreckungsmittel gegen die „Weiberplage“ am Hörnboenschlag verwenden konnte. Der zu Tode erschrockene Armerhändler war darum nicht wenig erstaunt, als er statt dem erwarteten furchterlichen Donnerwetter nur die glänzerhaften Worte zu hören bekam: „Hör gut zu, Krüger! Die gestohlene Tanne sei dir einmal geschenkt, vorausgesetzt, daß du das tust, was ich will. Aber wehe dir, wenn du nicht den Mord hältst, du Galgenstrick!“ Und man erfährt der vor lauter Staunen mit offenem Mund darschende Holzdieb, was der altnährige Waldhüter von ihm verlangte. Als er endlich begriffen hatte, um

was es ging, ging ein breites Grinsen über sein schmutziges Raufvogelgesicht, und er beteuerte unsterblich: „Aber, Herr Oberforstwärter! Da können's sich ganz auf mich verlassen. Aber ganz! und was das Raden betrifft: Ich schweig' wie ein Grab.“ Befriedigt über diese Zusicherung schenkte der Wäldhüter dem Holzdieb noch einige Kreuzer für Schnaps und verabredete mit ihm die dritte Nachmittagsstunde des kommenden Tages als Startzeit für das geplante Unternehmen.

Um den Erfolg seiner Bemühungen aus nächster Nähe mitzuerleben, begab sich Lichtenocker anderentags zu der verabredeten Zeit auf einen versteckt gelegenen Hochsitz im Walde, von dem aus man den gesamten Himbeerschlag gut übersehen konnte. Es war einer jener brütendheißen Sommertage, an dem man am liebsten der Besitzer einer Bierbrauerei sein möchte. Auch unser Wäldhüter, der unter der schrecklichen Hitze litt, legte diesen „wässerigen“ Gedanken. Dennoch beobachtete er mit der gespannten Aufmerksamkeit eines Jägers die von dem vor ihm sich abbreitenden Holzschlag, auf dem in bunter Vielfalt die farbigen Kopflicher der Beeren-sammelerinnen leuchteten. Insektergesurrn, Kindergeschrei und Frauenlachen erfüllten die Luft und fernwo schrie ein Eichelhäher. Da – plötzlich drang vom jenseitigen Waldende, wo der Himbeerschlag endet, ein abscheuliches löwenartiges Gebüll, und ein rucktes urwaldföhlisches Mäuserweien jagte in großen Sprüngen durch die hohen Himbeerstauden den Schlag hinab. Für einen Augenblick schien es, als wäre alles Leben, das auf dem Schlage herrschte, gelähmt vor Schreck, dann aber kreischte eine schrille, langgedehnte Frauenstimme: „Hilfee! Hilfee!... Ein Wider?!...“ In Blitzesschnelle pflanzte sich dieser Schreckensruf fort, und in wenigen Sekunden war der gesamte Schlag in Aufruhr. Alles, was Beine hatte, Frauen, Mädchen und Kinder, rannten in panikartiger Flucht und unter Zurücklassung ihrer stirn-

licher Sammelbehälter der nahegelegenen Dorfstraße zu, wo in erregter Weise über das „scheußliche Unier“ gesprochen wurde, das inzwischen in einem dichten Unterholz verschwunden war. Die Meinungen über das geschaute unheimliche Menschenentier gingen zwar sehr auseinander, in einem Punkte aber waren sich die Frauen und Mädchen alle einig, nämlich, daß sie nie mehr einen Fuß auf diesen „gefährlichen“ Schlag setzen würden. Wenn sie geahnt hätten, was sie mit diesem „Schwar-



dem Wäldhüter Lichtenocker für eine Freude bereiteten, so hätten sie ihn wohl bei der nächsten Gelegenheit gelyncht. Aber glücklicherweise erfahren sie es nie. Der Holzdieb Krüger hatte allen Grund, den Mord zu halten, wenn er wieder einmal – und das geschah noch öfters – unbearbeitete eine dürre Tanne fällen wollte. Lichtenocker wieder tröstete sich über diesen stillschweigend geduldeten „Verlust“ mit der Freude, die er von nun an an der Anpflanzung am Himbeerschlage hatte. Die Erinnerung an das „Waldgespenst“ aber erbitterte noch jahrelang die Gemüter der Beeren-sammelerinnen, und es gab nur wenige unter ihnen, welche den Mut aufbrachten, dem Schlag wieder einmal einen Besuch zu machen.

Mariä Himmelfahrt

Im August, zu Mariä Himmelfahrt, feierte mein Heimatstädtchen sein großes Orts- und Kirchenfest. In den schattigen Winkeln der Gassen und in den kühler werdenden Nächten hockte schon der beginnende Herbst, aber am Tage brannte die Sonne noch wie eh und je ihr gewaltiges Feuerwerk ab, und die Festkleider der Frauen und Kinder waren bunt und leicht, fröhliche Farbkleckse in einem dichten Gewimmel von Menschen.

Es begann schon zu Hause am Vormittag, wenn der frische, saftige Klecksbrotkuchen auf dem Frühstückstische prangte, und man alle seine Lieblingskuchen in einem einzigen Stück zugleich verzehren durfte: Mohr und Quark, Apfelsmus und Marmelade und vor allem der schweißliche Schrnang oder Powidl, der ein bißchen wie Schabernack aussah, aber herrlich schmeckte und von der köstlichen Volksmund die „biederliche Krönungsmaße“ nannte.

Kirchgang im besten Kleid, feierliches Hochamt und jubelnd von den Emporen herabstürzende Stimmen, lateinische Worte, die das Kind nicht verstand, aber deren klare Silben und vokalische Sangbarkeit sich ihm tief einprägten.

Beim Verlassen der Kirche war auf dem Marktplatz bereits ein reges Leben erwacht. Die Baderläute hatten ihre Verkaufsstände geöffnet, und die Kirchgänger machten ihre erste, informierende Runde durch die Baderstadt. Da waren die Süßwarenstände mit Lebkuchen, Schokolade, saftstrotzenden Melonen und den ersten Weintrauben. Ein Heer von Wespen und Bienen hatte sich darauf versammelt und die Kinder schoben sich halb ängstlich, halb begierig näher. „Großvater, kauf mir eine Tafel Schokolade!“ Und schon zerfiel die dunkelbraune, cremige Masse im Mund, verschmierte die Zähne und ein

bißchen auch das Kleid, o jegerl, was wird die Großmutter sagen!

Gleich neben den „stärker“ Baden standen die Fischwarenlände, zusammengeklappte Semmeln mit Lachs oder Hering in der Mitte, leuchtglänzende Aale zu Bündeln gebunden, goldbraune Bücklinge in hölzernen Kistchen.

Aber das beste von allen war doch der Mann mit dem türkischen Honig: er hatte Auge, Ohr und Zunge gleichviel zu bieten, und sein kleiner, freistehender Stand war deshalb immer von vielen Kindern umlagert. Das Auge gerollt seinen exotisch anmutenden Anblick: die weißen Fuderhosen, den roten Türkenfiter auf dem Kopf, mit einer schwarzen Quaste daran und das hagere Gesicht mit den flinken, lustigen Augen. Das Ohr vernahm willig seinen blühenden Kauf- und Lockruf: „Jausak, Honig, Honig!“ Und die Zunge bekam natürlich das Allerbeste: den Genuß jener weißen, klebrigen Masse, von Mandelsplittern durchsetzt, die so gut schmeckte, weil sie zuckerstül war und die so herrlich lange verhieß, weil sie sich zäh um die Zähne wickelte und nur sehr langsam verbraucht und abgebaut wurde. Dagegen ist der läppische Kaugummi von heute nur ein sehr unvollkommener Ersatz. Mitten in der Baderstadt standen dann die Verkaufsstände mit den Textilien, allen voran der „billige Hugo“, dessen unwahrscheinlich flinken Mundwerk die Rednerei seiner Konkurrenten weit in den Schatten stellte. Baden mit Spitzen: Baumwollspitzen, Wollspitzen, Valenciennes- und Brüsseler Spitzen, Gewirktes und Geklöppeltes, Blusen und Schürzen, Bett- und Unterwäsche. Und dann natürlich die Sofakissen mit gestickten oder applizierten Hunden und Katzen darauf oder Sprüchen wie „Nur ein Viertelständcher“ oder „Mein Haus ist meine Burg“.

Weiter unten, dort wo die geschlossenen Badenreihen zu Ende waren, schloß sich der „Töppemarkt“ an, der dem Auge nochmals die schönsten Überraschungen zu bieten hatte. Milchtröpfe, Kaffeetippel, Teller und Schüsseln, auch Nachtgeschirre darunter, alles ist menschlich. Auf große Bewunderung stießen vor allem die Kaffeekannen in Form von Katzen oder Eichhörnchen, aus deren Mund der braune Labertrank zu fließen hatte und deren Schwanz sich so herrlich zweckmäßig zum Henkel ergoßte, daß man des Staunens kein Ende fand.

Das Mittagessen war eine nur notgedrungen hingemommene Unterbrechung all der Herrlichkeiten, obwohl es Lungenbraten mit Knödeln gab und zuvor die schmackhafte Leberreisuppe, die mir noch heute in der Erinnerung Herz und Magen erwärmt. Denn am Nachmittag ging es dann hinunter zur Stadtwiese, wo die Karussells, Schauteln und Schaubuden auf uns Kinder warteten, für deren luftige Freuden die Verachtlichkeit auf dem Marktplatz nur ein klein wenig am liebsten Aufblick genossen war. Denn was auf der Welt ließe sich mit jenem jauchzenden Gefühl der Schwerelosigkeit vergleichen, das dem wippenden Kind auf der Schiffschaukel die allzu gewohnte Erde umzieht und den weiten, grenzenlosen Himmel öffnet? Der Großvater unten an der Kasse, sonst ein gewichtiger Mann und für das Kind fast allmächtig, schwärmt zu einer wiruligen, wort- und gesichtslosen Gestalt zusammen und das unfertige Kind wird groß und immer größer, im Rausch des Fliegens eine Art proportionsloser Engel, der lachend seinen bewundernden Zuschauern zu Häupten schwebt. Auch das Kettenkarussell vermittelte ähnliche Gefühle. Zwar gab es hartnäckige Gerichte, die von langgeschleuderten Sitzen und toten Kindern zu wissen glaubten, und die Großmutter hatte zu Hause vor einer solchen Fahrt ernsthaft gewarnt, aber wenn man dann in seinem luftigen Sessel von der Zentrifugalkraft in die uferlose Weite geschleu-

dert wurde, waren alle Befürchtungen vergessen. Wer hätte das nicht selbst einmal erlebt: die halb ritziernde, halb verwegene Fahrt auf dem Riesentad, die aufwärts alle Seligkeit einer irdischen Himmelfahrt erzeugt, abwärts jedoch das beklemmende Gefühl, daß einem die Eingeweide aus dem Leibe gerissen würden? Beides zusammen freilich ergab erst das ganze Ausmaß der Lust, die immer eine kleine Ahnung vom Sterben enthält.

Für die kleineren Kinder aber gab es jene hölzernen Pfandchen, die nach dem Klang einer alten, blechernen Drehorgel ihre langsamen, bornenen Kreise zogen, die dem kleinen Fahrgast Zeit und Gelegenheit genug ließen, sich durch häufige Blicke der benachbarten Gegewart von Mutter oder Großvater zu versichern.

Da fehlte auch nicht der blinde Leierkastenmann am Rande der Vergnügungswiese, dessen verzimmtes Instrument immer nur ein einziges Stück zu spielen vermochte: den Radetzkymarsch oder das Lied vom kleinen Jährling. Der Großvater warf ihm eine Krone in das Netz, die dem Kind heimlich ein ganz kleinwenig leid tat, angesichts der zwei Karussellfahrten, die man dafür haben konnte.

Pfötzlich war die Großmutter da mit einer Wolljacke über dem Arm. „Komm heim, Kind, es wird kühl.“

Und das Kind ging zuerst noch ein wenig murrend, aber doch schon müde und sat nach Hause im Bewußtsein, daß das Fest und irgendwie auch der leuchtende Sommer zuende war.

Laß dich nicht blenden
von den rillen Dingen
und wiß die Menschen
nicht nach Fingerringen!

Du willst Dir Deine Zeit vertreiben?
O, bist sie lieber, sie soll bleiben!
Max Tandler

Aus alter Zeit

„Vergiß die Hamit not“, mahnt Günther seine Eragebigger. Der Riesengebigger aber singt: „Nur das eine, nur das eine, läßt mich in der Heimat ruhn!“ Seine Heimat ist für ihn Schönheit, seine Heimat ist seine Liebe, seine Heimat ist Arbeit und wieder Arbeit. Kann man anderweitig auch nicht müßig gehen, hier im Riesengebirge heißt es doppelt und dreifach arbeiten, wenn man leben will. Die Menschen haben hier seit Jahrhunderten gearbeitet. Genaueres läßt sich über den Beginn von Hohenelbe nicht sagen. Die ersten Siedler waren unzweifelhaft auf Bergbau eingestellt. Die Kirchenmühle ist früh nachweisbar, dergleichen ein Meierhof, der der Wohnsitz des Waldgrafen der Elbeberge war. Der Hof lag im nördlichen Teile des Schloßgartens, dem jetzigen Gemüsegarten. Wie die letzten Holzhäuser (Zand bis Weid) sahen, waren die ersten im Riesengebirge Eisenschmelzen. Sie wurden erst in den letzten Jahren entdeckt. Ein Eisenschmelzen konnte im Museum geborgen werden. Um 1400 stand die Kirche, 1409 wurde in ihr bereits ein Seitenaltar gestiftet.

Die Tschechen haben in das Schicksal des aufstrebenden deutschen Dorfes (es heißt urkd. Sawisdorf, Giehdorf) böswillig eingegriffen. Alles wird zerstört, Hammerwerke, Hochöfen vernichtet (hamry, pastyrni urkd.). Damals sind etliche Deutsche geflohen, haben sich in die Wälder gerettet, die Heimat erhalten. In die Städte und Dörfer um das Gebirge zieht tschechischer Adel als „Neuherr“ und „Besitzer“ ein. Er ist den ihm gestellten wirtschaftlichen Anforderungen der Zeit nicht gewachsen. So bricht er nach kurzer Zeit wirtschaftlich und moralisch zusammen. Die Adoligen überfallen, erschlagen einander, daß ihre „Stücke in Backenflagen von der Straße getragen“ werden. Ordnung wird in die Gegend durch den Deutschen Christoph von Gersdorf ge-

bracht, der 1534 als Herr in Hohenelbe einzieht, in kurzem das gesamte Gebiet Ostböhmens mit Ausnahme von Amau und Braunau sein eigen nennt.

Damals blüht in Hohenelbe die Spinnerei und Weberei an. Sie kann die Bergwerke und Eisenschmelzen zunächst nicht verdrängen, ja, diese beiden Wirtschaftszweige erreichen unter Albrecht von Wallenstein, der 1634 ermordet wurde, den Höhepunkt. Albrecht war Hohenelber Stadtherr ab 1623.

Unter dessen Nachfolgern, den Morzin, geht es mit dem nach 1634 immer mehr absteigenden Hohenelbe wieder langsam aufwärts. Aber nur rastlose Arbeit bringt neue Blüte. Von jetzt ab ist die Spinnerei und Weberei immer mehr im Vordergrund. 300 Jahre wird der Faden gesponnen, webt, die Gewebe sind sehr feinspinnig und wertvoll.

Unter den Gersdorff ist die alte Holzkirche in Stein neu gebaut, unter Paul von Morzin umgebaut worden. Die alten Grundmauern, massiv und fest, wurden gestützt, einseitige Gewölbebogen darübergespannt, Schnitzereien aller Form fanden in ihr Aufstellung. Grundriß und eine Marienstatue hat das Museum gehütet.

Mit dem Jahre 1650 begannen für die Menschen neben der Not die Sorgen um Glaube und Heimat.

Damals haben die Morzins alles getan, um den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Stadt aufzuhalten. Wieder hat sich die Stadt dank der Arbeit der Menschen erholt. Sie brauchte dazu zwei Geschlechterfolgen. In den Jahren 1732-1735 haben die Bürger ihr Rathaus gebaut. Das Schloß wurde umgebaut, Straßen gepflastert, die wundervolle Statue aufgestellt: Maria auf der niederkletternden Schlange des Unglaubens stehend.

Arbeiten! Arbeiten!

Neuordnungs rückt die Not des Krieges in Stadt und Land. Frankreich gibt keine Ruhe. Erst Ludwig, dann Napoleon. Dieser hat Rußland besiegen wollen. Es ist mißlungen. Der erste Völkerverbund, damals durch den Flamenkongreß in Wien vertreten, versagte. So stieg die Not der Menschen auch in Hohenselb. Cholera gewaltete zum Hunger. Das Webererleiden war gewaltig. Da konnte auch die Revolution von 1848 den Hohenselbfern nicht helfen, obwohl sie im „Schwan“ seit den dreißiger Jahren im Rahmen der Lesehalle Debatten für Freiheit, Ehre und Vaterland führten. Die Polizei hat bei einzelnen nach verbotenen Schriften Hausdurchsuchungen veranstaltet. Wie sich die Geschichte doch wiederholt! Man läßt also diese politischen Debatten und spielt Theater, das von je in Hohenselb in Pflege stand. Andere versuchen sich als Maler, denn die Malerei war immer als frohe Kunst im Ort geschätzt. Wer hat sich all die erhaltenen Bilder Hohenselbfer Maler im Kloster angesehen, im Braunauer Stif und im Museum? Die Gemäldewerkstätten und Kupferstecherei, der Steinbildhauer waren als Handwerk geübt. Konrad Wünners Vater gehörte zu dieser Gilde. Wenzel Langhammer war der letzte Vertreter einer langen Reihe dieser Kleinkünstler. Er wohnte im Hause des Klempners Lauer am Kirchenplatz. Über die Hohenselbfer Maler und Stecher ließe sich manches und vieles sagen.

Arbeiten! Arbeiten! Spinnen und weben! Wie oft könnte die Länge des in Hohenselb gesponnenen Fadens die Erde umspannen? In welcher Form ist die Webe gestaltet worden? Als Tischbrett, Sargelien (16. und 17. Jahrhundert), als Schleiher (18. Jahrhundert), Manchestersamt, Atlas, Damast, Kattin, Barchent, Affenhaut u. a. Man muß schon Spezialist sein, um all die Sorten aufzuzählen, die Tausende von Männern und Frauen in den Jahrhunderten werden ließen. Mitten in dieses Sargen der Maschinen kam der erste Weltkrieg, 1918 der erste Völkerverbund. Sein Wirken hat nicht so lange Bestand gehabt wie der Wiener vom Jahre 1815. Die Hohenselbfer haben gleich den anderen Süddeutschen den Geist der Männer von 1918 verspürt. Als der zweite Dreißigjährige Krieg 1914 bis 1945 zu Ende war, mußten nicht 11,4% der Menschen die Heimat verlassen, sondern alle. Die bursitische Ära mit ihrem Kommunismus und nationalen Fanatismus feierte Dryden. Jeder Hohenselbfer, jeder Mann und jede Frau des Ortes kann gleich ein Dutzend Menschen nennen, die erschlagen, erschossen, erhängt, verprügelt wurden. Alle kamen um Hab und Gut und mußten ins Elend. Das Volk hat 1424 und 1648 überlebt, es wird die jetzige Notzeit 1945–1949 auch überleben. Es wird arbeiten, nicht verzweifeln und die Heimat sich zum dritten Male erwerben.

Heimatlos!

Herrgott, Deine Welt ist groß,
gib Herberg, wir sind heimatlos!
Von Haus und Hof sind wir vertrieben,
nicht Hab' noch Gut ist uns geblieben.
Die Kinder sind vor Hunger starben,
die Alten sind vor Gram verstorben,
wozu sind wir noch auf der Welt?
Als Schrei nur der zum Himmel geht,
als Fluch, als Saat zu neuem Kriege.

als Prüftain wahrer Nächstenliebe,
als Sühne für die Sünden andrer,
als müde, schuldbeladene Wanderer?
Herrgott, der Du Völker lenkst
und weiter als die Mächtigen denkst,
du weißt wozu, Du kannst es lenken
und uns ein gutes Plätzchen schenken
und Wohnung, Arbeit, Brot und Ruh
und Heimat, wo'ge Heimat du!

Franz Steininger



Katharinenkirche Braunau



Im Aupaal in Grenzgebiet,
im stillen Waldesgrunde,
da liegt ein Dörflein traut und still,
ein Glied vom Deutschen Bunde.

Und dieses Dörflein ist mein Heim,
ein Heim von deutschen Brüdern,
sie stehen für das Deutschum ein,
in Wort und Tat und Liedern.

Die deutsche Maid nicht minder stark,
trägt bei zu deutscher Sitte,
deutsch ist die Maid in Mut und Mork,
echt deutsch ist ihre Sitte.

einzig. Der 1863.
Genl. Gräbe
F. Dullek.

Die Aupa sei für uns der Rhein,
am Lore Wacht zu halten.
Das soll die Pflicht von Bousnits sein,
so haben's unsere Alten.

Die Geschichte des Liedes vom Riesengebirge

Eine schlichte Weise, die in guten und schlimmsten Zeiten die Sudetendeutschen und die Schlesier wie ein treuer Freund begleitete, ist des Riesengebirglers Heimatlied. Zwei Lehrer, beide Söhne der schönen Gebirgsheimat, haben das Lied in den Jahren 1914 und 1915 geschaffen: Oskar Fiebiger schrieb die Worte, der Verfasser dieses Berichtes die Weise.

Fiebiger erzählte gerne, wie er auf einer Karmenwanderung in der gemütlichen Peterbaude eingekerkert war, wo – wie immer – die Zither klang und die Gäste manches Lied mitsängern, aber keines vom Riesengebirge dabei war. Er schlich hinaus in die Berg einsamkeit und schrieb im Anblick der wunderbaren Bergwelt:

Blaue Berge, grüne Täler,
mitt' drin a Heida klein,
herrlich is des Stückle Erde
und ich bin ja dor' d'raus!
Und noch am selben Abend hat er seinen
Freunden in der Baude vor:
O mein liebes Riesengebirge,
wu die Elbe so heimlich rinnt,
wu der Rüb'zohl mit seinen Zwergen
heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, Riesengebirge,
meine liebe Heimat da!

Die Dialektdichtung wurde im Jahre 1914 in der Festschrift des Trautemauer Gesangsvereines „Harmonie“ anlässlich seines achtzigjährigen Bestandes erstmalig abgedruckt.

Im Frühling 1914 übernahm ich eine neue erzieherische Aufgabe in dem aufstrebenden Bergstädtchen Hohenelbe und trat dort in kunstfreundliche Kreise ein. Ich erlebte damals eine Blütezeit der Liebhaberszene unter der Leitung des begabten Willy Jentz und sah in würdigen Aufführungen Goethes Faust, Schillers Tell, Kleists Hermannschlacht, Hebbels Nibelungen, Gerhart Hauptmanns Versunkene Glocke und den

Fuhrmann Hentschel. Für die Hauptrollen wurden öfters erstklassige Schauspieler aus Wien und Dresden gewonnen. – Die „Liedertafel“ stand unter den strebsamen Obmännern Fritz Flech und später Dr. Hubert Schrimpl über dem Niveau der Gesangsvereine. Erstklassige Künstler wurden zur Mitwirkung bei den Konzerten eingeladen. Auch im Vereine selbst gab es gute Kräfte. Der lyrische Tenor Hans Göllner sang gern ernste Lieder. Der Chordirektor Rudolf Rösler, dem stets die Augen leuchteten, wenn er von Mozart und seiner Kunst sprach oder reden hörte, phantasierte öfters am Flügel. Dr. Rosell heuldigte der heisteren Muse, Sang und Begleitung waren bei ihm aus einem Guß und wirkten prächtig. Das Soloquartett des Vereines (Göllner, Müller, Zinecker und Arkoth) wurde auch auswärts gerne gehört. In diese Kreise trat ich mitwirkend ein.

Der Elbe Wälzberg blick aus, die Köhnen der Sänger lichtsüßten sich. Um den restlichen Chor beisammenzuhalten, sorgte man für eine gemütliche Nachprobe. Für diesen kleinen Kreis vertonte ich Fiebigers Dichtung vom Riesengebirge. Ich hatte das Lied für mich, für meine Singstimme geschrieben und dachte nicht daran, daß es einmal in die Welt ziehen könnte. Die Dialektform ist mir heute nicht mehr geläufig, ich gebe das Lied in der Schriftsprache wieder.

In ruhig gehenden Achtelnoten ahmte ich den bedächtigen Riesengebirger nach und führte die Melodie im gleichen Rhythmus aufwärts.

Im Refrain versuchte ich den Inhalt der Verse auch in den Tönen anzudeuten, soweit dies in der bedmäßigen Stimmführung möglich war. Wie die Bergwellen steigt die Melodie an (1., 3. und 5. Verszeile), die Elbe zieht talwärts, deshalb fällt auch die Melodie der 2. Zeile, die Sagen und Märchen

übergannern gleichsam das Gebirge, die 4. Zeile steigt im auffallenden Bogen anpor, der Schluß ist der Ausdruck tiefer Heimatliebe. Als ich das Lied das erstmal den Freunden vorsang, war der Erfolg unerwartet glänzend. Einige Urlauber, die damals zufällig anwesend waren, gestanden mir ihre tiefe Rührung ein. In den folgenden Nachproben mußte ich immer wieder das Lied singen. Bald verlangten die Sänger, das Lied vierstimmig zu singen. Ich schrieb es für Männerchor mit Bariton solo, und so wurde es Mitte März 1915 erstmalig öffentlich aufgeführt. Von dieser Zeit an zog das Lied weitere Kreise über Hohentalbe hinaus.

Auf dem Gebirge sang ich das Lied erstmalig in der Wossekothaude am Westhang des Reifstügers. Mit den Wirtsleuten Enderl war ich befreundet. Der Wert war von der Weise gerührt, ich mußte sie ihm zum Abschied noch einmal vorsingen. Dann begleitete er mich ein Stückerl auf dem Wege zur Elbschlafte, blieb einmal stehen und riefte auf die schneeigen Gipfel des Reifstügers mit den Worten: „Dort oben müßte eine Baude stehen.“ Der Erste Weltkrieg ging verloren, Österreich zerfiel in einzelne Nationalstaaten. Enderl wurde aus der Wossekothaude verdrängt, und bald danach begann er auf dem Gipfel mit Hilfe deutschböhmerischer Freunde die Baude zu bauen; es wurde eine der schönsten Bauden im Gebirge. Er genoß sie nicht lange. Ein Sprichwort sagt: Ist das Haus fertig, dann kommt der Tod. Enderl war ein stiller, in sich gekochter Mann. In einem Anfall von Schwermut beschloß er sein Leben. Sein letzter Wunsch, am Grabe das Heimatlied zu singen, wurde ihm erfüllt. In Hohentalbe und Umgebung war das Lied zu einer Volkweise geworden, lange bevor es gedruckt wurde. Um das Jahr 1920 erschien das Lied in Liederbüchern. Daraufhin wurde die Klavierausgabe einem Musikverlage angeboten, der es mit der Begründung ablehnte, daß ein Heimatlied nur einen kleinen Abschmuckerkreis habe. Da gab

ich im Selbstverlage eine Liedkarte und die Ausgabe für Gesang und Klavier heraus. Ich konnte beobachten, wie in Nordböhmen eine Stadt nach der anderen von dem Lied erobert wurde und wie es auch über die Berge hinüber nach Schlesien drang. Schöne Erinnerungen knüpfen sich an jene Zeiten. Die Kinder sangen die Weise im Freien. Ein Bauer fuhr auf das Feld und pfliff das Lied vor sich hin. Als ich durch die Felsenstadt Wykaldorf wanderte, klang das Lied aus einer Flachsbrüche, Mädchen sangen es bei der Arbeit. Nach Beendigung des Gesanges sagte ich zu den Mädchen, daß ich das Lied vor einigen Jahren komponiert habe. Man sah sich erstaunt an und lachte dann spöttisch: „Ja, das könnte jeder sagen.“ Mir wurde an jenem Tage bewußt, daß ich mit dem Liede den schlichten Menschen eine kleine Freude in das Leben gebracht hatte. Bald darauf erschien das Lied auf Schallplatten. Der Dirigent Dobrindt nahm es in die Rundfunkprogramme der „Schönen Weisen“ auf. Der Dichter Hans Christoph Knittel fügte das Lied in sein literarisches Werk ein, was dem Heimerfolge wurde ein deutscher. Zu Anfang der dreißiger Jahre bekam ich aus Brasilien die Nachricht, daß das Lied als Männerchor bei einem Wettzingen den ersten Preis errungen habe. Der Mitteilung lag eine Spende für die von mir geleitete Anstalt bei.

Das Volk sang sich die Weise zurecht und beim Anhören der rhythmischen oder melodischen Veränderungen staunte ich, wie folgerichtig sich die Schöpferkraft des Volkes auswirkte. Auf diese Art sind wohl in alten Zeiten unsere Volkslieder zugeschliffen worden. Als Beispiel bei meinem Liede führte ich eine Veränderung der Melodie im dritten Takte an, die ich einem Freunde abgelauscht und in die nächstfolgenden Auflagen aufgenommen habe. Bei dem Heimerhede zeigten sich auch mancherlei Auswüchse: es wurde als Walzer getanzt, ein Kapellmeister machte einen Marsch daraus; aber das Lied war nicht umzubringen.

An dem Texte wurde wenig geändert, man hat lediglich statt der Wiederholung des Wortes Riesengebirge in der vorletzten Zeile das Refrains „Schönes Gebirge“, „Märchengebirge“ oder „deutsches Gebirge“ gesungen. Die letzte Fassung wurde gedruckt. Die Tschechen nahmen daran Anstoß und verboten die öffentliche Aufführung des Liedes. Das Volk aber sang das Lied um so lieber. Es verband die Menschen innig mit dem Boden und schlug auch eine Brücke zu den stammverwandten Schlesiern jenseits der Berge.

Nach dem Umbruch im Jahre 1918 klang das Lied öfters im Rundfunk. Bald aber merkte man, daß es an höheren Stellen zurückgesetzt wurde und begründete es damit, daß die Weise slawischen Charakter habe. Man nahm Anstoß an dem Rüb-zählbilde des Hohenelber Malers Fritz Hartmann, das alle Ausgaben schmückte, es entspreche nicht dem Bilde des Berggebirges, das im Volke lebe. Der Verlag Ebel u. Co., der das Lied 1918 übernommen hatte, wählte alle Liedtexte umstämpelt und alle Druckplatten des Polka-Abgebens. Auf die Verbreitung des Liedes hatte diese Maßnahme keinen Einfluß, das bewiesen die Wunschkonzerte im Winter 1941/42, in denen das Lied weit über zweihunderttausend Mark einbrachte.

Das Schlimmste, was den heimatreuen Menschen treffen kann, ist die Vertreibung von der Scholle. Das Lied zog mit Millionen Menschen in die Fremde. Und wo auch die Riesengebirgler zusammenkamen, da erklingt ihr Lied in alter Wärme und beliebt die Herzen. Nun singt man auch zwei neue Strophen von einem unbekanntem Dichter.

Blaue Berge, grüne Täler,
witten drin ein Häuschen klein.
Heimlich ist dies Stückchen Erde
und ich bin ja dort drinheim.
Als ich einst ins Land gezogen,
hat's die Berg' mir nachgesehn,
mit der Kirchen, mit der Jugend,
wollt selbst nicht, wie mir geschah.

Oh, mein lieben Riesengebirge,
wo die Erde so heimlich ruht,
wo der Rübzahl mit seinen Zweigen
best nach Sagen und Märchen spürt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge,
meine liebe Heimat du!

Ist mir gut und schlecht gegangen,
hab' gesungen und gelacht,
doch in manchen bangen Stunden
hat mein Herz ganz still gepocht.
Und mich zog's nach Jahr und Stunde
wieder heim ins Elternhaus,
hieß's nicht mehr vor lauter Schwachheit
bei den fremden Leuten aus.
Oh, mein lieben ...

Heiß'ge Heimat! Vater! Mutter!
Und ich leg' an ihrer Brust
wie demütig in Kindheit Tagen,
da von Leid ich nichts gewußt
Wieder klingen fromm die Glocken,
wieder streicht ihre Hand,
und die Uhr im alten Stübchen
tickt wie träubend von der Wand.
Oh, mein lieben ...

Für uns schlag die Mit're Stunde,
aus dem Tal und wir verberg,
das was alle mit ihr schick
heiß'ge Heimat sich gesung.
Wieder blühen Anemonen,
Hahnschnitz und Enzian,
doch es freut kein deutsches Auge
in der Heimat sich daran.
Leb' wohl, mein lieben ...

Besond ruhen wir zum Himmel:
Vater, höre unser Flehen,
laß nach dieser Zeit der Prüfung
uns die Heimat wiedersehen!
Und der Herrgott wird es geben,
daß der rebe Haß vergeht,
daß die schwarzrotgoldene Fahne
wieder auf der Kappe weht.
Oh, mein lieben ...

Und kommt's einstens zum Begraben,
mögt ihr euren Willen tun.
Nur das eine, ja das eine:
Laßt mich in der Heimat ruhen!
Wind der Herrgott mich dann fragen
oben nach dem Heimatschein,
will ich deutsch und stolz und deutlich
von dem Himmelstüme schrei'n:
Bin aus dem lieben Riesengebirge,
wo die Erde so heimlich ruht,

Die Schlacht bei Königgrätz

Die am Zusammenflusse der Adler und Elbe in Böhmen gelegene ehemalige Festung Königgrätz wurde berühmt durch die am 3. Juli 1866 geschlagene Entscheidungsschlacht zwischen Preußen und Österreichern. Die Schlacht bei Königgrätz zählte vor den beiden Weltkriegen zu den größten aller Zeiten und machte in ganz Europa einen ungeheuren Eindruck. Noch nachhaltiger waren die sich an sie anschließenden politischen Umwälzungen.

Zu der Entscheidungsschlacht kam es nach den für die Österreicher unglücklichen Gefechten bei Nacho, Trautmanau und Gitschin. Der Bahnhof von Böhmisch-Studitz (kleines Städtchen an der Aupa) war die letzte, mit besonderer Zähigkeit verteidigte Position der Österreicher in dem Gefecht vom 28. Juni 1866 zwischen dem von Glatz her vorgerückten 5. preußischen Armee-Korps (Stülpnagel) und dem 3. österreichischen Korps des Erzherzogs Leopold. Nach diesem hatte Benedek alle österreichischen Streitkräfte zusammengezogen und diese eine starke Verteidigungsstellung nordwestlich von Königgrätz beziehen lassen. Mittelpunkt dieser Stellung waren die Dörfer Chlum, Lips und Probus auf dem höchsten Teile des sich stufenartig erhebenden Geländes.

Der preußische Angriff begann am 3. Juli um 8 Uhr morgens mit dem 2. und 4. Armee-Korps unter der Leitung König Wil-

helms I., der seinen Standort auf dem Berg Boskon bei Sadowa hatte. Der Angriff machte, nachdem auch die preußische Eisenarmee von Nechanitz bei Prim und Probus her in die Schlacht eingegriffen hatte, bis 10 Uhr vormittags sichtbare Fortschritte, dann aber wirkten sich die Feuerüberlegenheit der österreichischen Artillerie und die an Zahl stärkeren Feindkräfte auf den Kampf aus und der preußische Angriff kam allmählich zum Stehen. Die Österreicher gingen nun ihrerseits zum Angriff über und bedrängten besonders hart die 7. preußische Division Fransecky, welche den Swiepowald besetzt hielt und versuchten, diese zu werfen. Die Division leistete aber trotz vierfacher Übermacht fünf Stunden erbitterten Widerstand und hielt sich, obgleich sie schwere Verluste hatte, bis zum Eingreifen der seit den frühesten Morgenstunden in zweifacher auf Howitzern befindlichen Armeen des Kronprinzen Friedrich Wilhelms, welche den erschöpften Kräften der Division im Augenblick höchster Not die ersuchte Hilfe brachten.

Die Aufgabe des 2. und 4. österreichischen Armee-Korps unter den Generälen Grafen Festetics und Thun war, das im Zentrum des preußischen Angriffs gelegene Dorf Chlum gegen die heranziehenden Streitkräfte des Kronprinzen zu decken, statt dessen hatten sie durch den eigenmächtig unternommenen Gegenangriff auf den Swiepowald diesen Schlüssel der österreichischen Hauptstellung fast erblüht, wodurch es der 1. preußischen Gardedivision beim ersten Anlauf gelang, die Stellung in Besitz zu bringen. Zwar warfen die Österreicher alle ihre eiligst herangezogenen Reserven in die Schlacht, doch trotz dieser verzweifelten Gegenangriffe gelang es ihnen nicht mehr, den Feind aus der Stellung zu vertreiben. Damit war das Schicksal dieses denkwürdigen Tages entschieden. Den punktierten

wo der Rittersatz mit seinen Zwergen
 heut' noch Sagen und Märchen spinnt.
 Riesengötze, deutschen Gebirgs,
 meine liebe Heimat da!

Der Wert des Liedes liegt doch nur darin,
 daß es die heimattrauen Menschen ange-
 regnet und sich zu eigen gemacht haben
 und es zu allen Zeiten hochhalten. Ist die
 Geschichte des Heimatliedes zu Ende?
 Nein, die Zeit schreibt sie weiter!

Rückzug der geschlagenen österreichischen Streitkräfte deckte als einziges in Ordnung gebliebenes Korps das der verbündeten Sachsen.

Die blutigen Verluste, welche die Schlacht gefordert hatte, waren besonders auf österreichischer Seite (Kiesenzstärke der am Kampf beteiligten österreichischen Armeen 215000 Mann mit 770 Geschützen) erschreckend hoch. Sie betragen 373 Offiziere und 12700 Mann an Toten, 738 Offiziere und 16130 Mann an Gefangenen. Außerdem verloren die Österreicher 160 Geschütze und fünf Fahnen. Die mit ihnen verbündeten sächsischen Streitkräfte hatten 58 Offiziere und 1523 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen zu beklagen.

Die Verluste der Preußen, deren Armeen mit 221000 Mann in die Schlacht gegangen waren, beliefen sich auf 370 Offiziere und 8812 Mann an Toten und Verwundeten.

Die Besichtigung des Schlachtfeldes mit seinen zahlreichen Denkmälern nahm fast einen ganzen Tag in Anspruch. Am besten fuhr man mit einem Wagen auf der Gschiner Straße hinaus über das Dorf Wiestal und weiter nach Rosberitz, wo sich ein schönes Denkmal für die Gefallenen des Regiments Deutschmeister befand. Von Lipsa aus gelangte man nach dem Aussichtsturm in dem Wäldchen westlich von Chlum, in dessen Nähe Benedek's Standort gewesen war. Ein Denkmal gedachte hier der Gefallenen der dort gestandenen Batterie. Von Chlum aus konnte man entweder nach der Lindehöhe von Horonowos oder auf dem „Heldernweg“ durch den heilungstrinkenden Swiepwald nach Cistowos gehen, an dessen Ausgang ein schönes Denkmal für die österreichischen Jäger stand. Zahlreiche weitere Grabkreuze und Gedenkstätten befanden sich im Bereiche der Stellungen der Elbarmee und der Sachsen bei Broblus.

www.riesengebirgler.de

„Am steinernen Ritter“

Ein seltsam geformter Felsblock im Riesengebirge

Zu den vielgestaltigen Schönheiten, die das Vorgebirge unseres schlesischen Berglandes aufzuweisen hat, gehört auch der Kräuberberg mit seinen interessanten Felsbildungen.

Auf schönen Waldwegen ist der Kräuberberg von Arnsdorf wie auch von Seidorf oder der Gebirgsseite bequem zu erreichen, und auch der Weg bis zum Gipfel ist wenig beschwerlich.

Während des Aufzuges bietet sich dem Wanderer zu jeder Zeit ein herrlicher Ausblick über Bergland und Ebene, der sich immer mehr und mehr ausweitet, je näher das Ziel, der Gipfel, rückt.

Zuerst sehen wir einen zerklüfteten Felsblock, zu dessen Hochfläche ein schmaler Steig hinaufführt. Hier oben genießt man

einen ganz hervorragenden Rundblick. Mächtig zieht sich das Massiv des Gebirges dahin, stolz strebt die Große Sturmbaude empor, in der Ferne grüßen im blauvioletten Dunst des Horizontes Redfräger und Hochstein. Zu unseren Füßen aber liegt der Kynast, rechts davon lagt der schlanke Turm der Heinrichsburg zwischen den Blumen hervor. Zwischen Wiesen und Feldern schlingt sich das helle Bandgewirr der Wanderwege und Landstraßen, und wenn wir unsere Blicke nach dem Tal schweifen lassen, zeigen sich uns auch die beiden spitzen Kegel der Falkenberge, hinter denen die zinnenartigen Felsgebilde der Friesensteinse und auch die des Mariannenfelsens zu sehen sind.

Trunken hängt das Auge an all den Schön-

heiten, die hier zu Füßen des Wanderers liegen. Über dem weiten Gebirgsland scheint es gleich einem seltsam herüberklickenden Hauch zu liegen, wenn alles überflutet, übergollet ist vom Licht der Sonne, und nur schwer vermag man sich von diesem Anblick zu trennen.

Der Felskoloß, auf dem wir standen, erweist sich bei näherer Betrachtung als ein wuchtiges, zackiges Gebilde mit zerklüfteten, zerrissenen Säulen und Quadern, aus demigen Gestrüpp aufsteigend. Man nennt diese ungefüge Felsgruppe sehr bezeichnend die „Kleinen Dolomiten“ unserer schlesischen Berge.

Nur wenige Schritte haben wir noch zu gehen, dann stehen wir vor dem „versteinerten Ritter“. Aus niedriger Tannenschonung steigt einsam und völlig unzusammenhängend mit seiner steinernen Umgebung ein stark verwitterter Stein empor. Wenn die Sonne hoch am Himmel steht, sind die scharfen Konturen des „versteinerten Ritters“ deutlich erkennbar, besonders wenn die Sonne sich in das hellste Licht setzt. Die Schatten verteilen sich in Fugen und Höhlen so, daß der Wanderer sofort die einzelnen Teile eines Menschenantlitzes zu erkennen vermag. Das Gesicht des „versteinerten Ritters“ ist der Schrockkoppe, dem stolzesten Gipfel des Riesengebirges, zugewandt.

Auch von hier oben ist der Blick über das weite Land von bezaubernder Schönheit. Hier stehen wir etwa 780 m über dem Meeresspiegel, unmittelbar vor dem eigentlichen Gebirgskamm der Sudeten, und wer einige geologische Kenntnisse besitzt, wird gern an diesem Platz verweilen und den Aufbau, das Werden dieser Berge zu ergründen versuchen.

Wenden wir uns wieder talwärts und wandern den serpentinartig abwärts führenden Weg entlang, den wir hinaufgeklettert sind, so gelangen wir an der nach Seidorf zu gelegenen Seite des Berghanges an eine alte Quelle, die 1212 zum ersten Male als

heilkräftig erwähnt wurde. Jetzt hat man sie in Stein gefaßt und mit einem hölzernen Giebel überdacht. Die Arbeit des Holzbildhauers zeigt ein sich zur Quelle niederbeugendes Reh. Dicht hinter der Quelle steht eine kleine Bergkapelle, unter deren Altar dieses murmelnde Wasser dem Felsstein entspringen soll. Außerlich will sich diese Bergkapelle nicht recht in das schöne landschaftliche Bild einfügen, doch wer sie betritt, wird überrascht werden von dem sinnigen Zauber, der in ihr herrscht. Durch die kleinen Fenster dringen die Strahlen der Sonne und flimmern auf den Steinstufen zu Füßen des Altars. Nur wenige Bänke stehen in dieser Kapelle und die Empore ist so winzig, daß sicher nur zehn oder zwölf Menschen auf ihr stehen können. Die tiefe Stille der kühlen Bergkapelle steht in einem eigenartigen Kontrast zu dem Walde, der sich da draußen vor der Tür weitet und in dem die Vögel jubulieren, in dem die schraun Haseln dahinhuschen und von der flirte Reh seinen dem frischen Wasser der Quelle schlürft.

Wer das Riesengebirge liebt, wird immer ein Freund des Vorgebirges sein, das zahllose verborgene Perlen birgt, von denen die Schönheiten des Krüßberges zu den besten zählen; denn sie werden nie einen Freund der Natur enttäuschen.

Berghelmat

Dort, wo die wilden Wasser rauschen
im dünnverdunkelten Waldehain,
lieg ich so gern mit stillem Lauschen,
des Bergwinds Singen wiegt mich ein.

Er beugt die Wipfel hoher Tannen,
die Sonne flimmert im Gezweig.
Bergpfad ruft und zieht von dannen.
Ein Reh springt über meinen Steig.

Wohl muß' ich aus der Heimat gehen:
Doch stieg im Traum ich manches Mal
vorbei an stolzen Bergeshöhen
hinab ins traute Kirchweibel.

Hanns Kappeler

Riesengebirgs-Marterln

In Rübezahls Reich, auf der böhmischen und schlesischen Seite des Gebirges, gibt es eine Anzahl Gedenksteine, Wegkreuze und Bildstöcke, welche als Marterln anzusprechen sind, da sie auf Grund von Unglücksfällen, Mordaten, Wilderrebegrenzungen usw., errichtet wurden. Die meisten dieser zum Teil noch vorhandenen Gedenkzeichen befinden sich auf der Südseite des Riesengebirges, wo es z. B. im Riesengrund mehrmals zu Lawinenstürzen und Erdrutschen (Mauern) gekommen ist, die mehrere Menschenleben forderten. Ein noch existierender Bildstock im Riesengrund weist eine Kupferplatte auf, in welche nachstehende Inschrift geritzt ist:

„Zum frommen Andenken an die wunderbar Rettung des Johann Bösch, dessen Weib Maria und dessen Schwägermutter Juliana Bachberger, welche beim Hochwasser vom 29. - 30. Juli 1877 mit dem Hebe Nr. 108 an dieser Stelle durch eine Felsrinne verschüttet wurden, sowie an Abtiss Großmann und Maria Bösch, welche dabei ums Leben kamen.“

Am 14. Febr. 1865, nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, wurde an der Sacherlehne der Forstadjunkt Berger von einer abgehenden Schneelawine verschüttet und konnte nur noch tot geborgen werden. Der ihn begleitende Forstpraktikant Prasil erlitt dem weißen Tod nur dadurch, daß er der plötzlich in Bewegung geratenen Schneemasse schwärts davonlaufen konnte. An dieses Lawinenunglück erinnert an der Sacherlehne (südlich von Spindlermühle, dort wo topographisch links die Klause in die Elbe mündet und wo einst die Michelmühle stand, gegenüber am Steilhang, standen die Sacherbauden und hier ist die Sacherlehne!) die nachstehende, in eine Felswand eingemeißelte kurze Inschrift:

Vincenz Berger

Forstadjunkt

Schneelawine · 14. 2. 1865

Ebenfalls von einer Schneelawine verschüttet im Riesengrunde wurde am 1. April 1900 der wackere Bergführer und Winterwächter der Rieserbaude, Dax, an dem hinter dem sogenannten „Kiesgraben“ rechts am Wege ein eisernes Kreuz erinnert. Als das Unglück geschah, hatte Dax die Leiche seiner Frau nach Aupa schaffen wollen. Das Kreuz besteht noch und trägt nunmehr eine Tafel mit tschechischer Inschrift.

Am Wege von der Geiergucke zur Wieserbaude, wurde vor vielen Jahren am Bergsattel dieses Weges, eine kleine Steinkapelle zum Gedenken an Wenzel Renner aus der Wieserbaude errichtet, der an dieser Stelle beim Holztransport südlich verunglückte. Diese später aus Glimmerschieferplatten errichtete, wetterlose Kapelle, wird auch „Gewitterkapelle“ genannt, weil dort die Unwetter öfters Opfer forderten. Vom Blitz verschlagen, wurde am 22. August 1918 bei dieser Kapelle am Hochwasserberg ein Mädchen aus Gablonz. Auch fand 1925 dort ein Wintertourist den Erfrierungstod. Diesen Toten wurde ein Jahr später ein Gedenkstein gesetzt. Ein weiteres Kreuz an diesem Wege, gedenkt des verunglückten Jakob Renner, der am 11. April 1868 mittags durch Schneesturm ums Leben kam. Jakob Renner war der Eigentümer der Wieserbaude und Bruder des vorerwähnten Wenzel Renner.

Am Nordhang des Silberkammes über dem strahlbällenden Hainer Schneeloch, befindet sich ein Denkmal für vier am 22. Dezember 1929 im Schneesturm erfrorenen Skiläufer. Über dieses Unglück berichtet der „Wanderer im Riesengebirge“, Nr. 2, Febr. 1930, die folgenden Einzelheiten: „Am 22. Dezember 1929 verließ eine nationalsozialistische Sportabteilung (Berliner und Hirschberger) die Spindlerbaude in Richtung Prinz-Heinrich-Baude, gegen 15 Uhr, trotz Schneesturms. Von der Gesellschaft

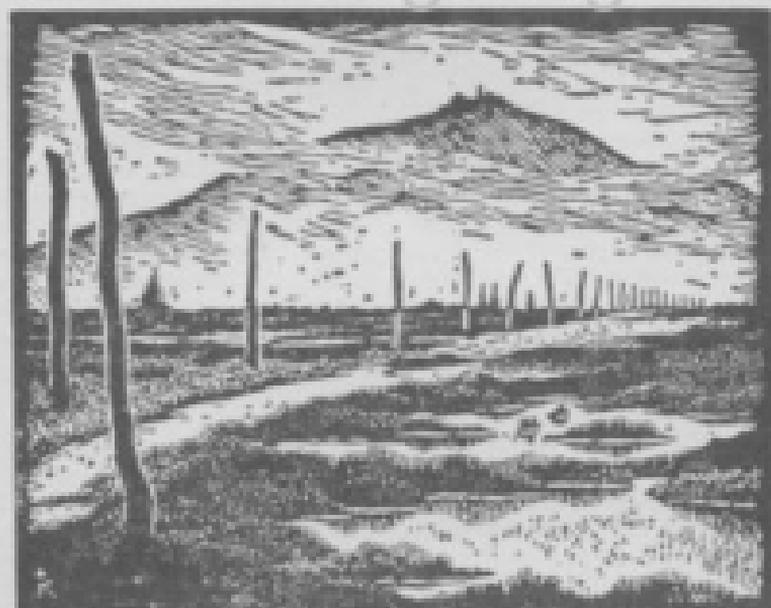
kehrten einige auf halbem Wege um und kamen zur Spindlerbaude zurück. Drei Mann trafen auf der Fritz-Heinrich-Baude ein. Von beiden Bauden gingen Hilfstropfen aus, die noch mehrere Leute retten konnten. Aber den Berufsschüler Werner Wessel, den Buchbinder Fritz Radloff und die Kantoristin Hildegard Schönfeld, fand man am Silberkamm nur noch als Leichen. Der 26jährige Landwirt Hans Tesche aus Hirschberg, wurde erst am folgenden Mittag, im sogenannten „Schneeloch“ tot aufgefunden.

Zwei Gedenksteine standen auf dem schmalen und langen Rücken des Riesenkammes (1420 m) am Faltiswege. Das eine Denkmal gedachte des dort beim Schneeschlaufen, bei schümmendem Wetter im Winter 1909 ums Leben gekommenen Lehrers Max Wobus aus Hermsdorf südlich und trug folgende Inschrift: „Hier verunglückte am 27. 2. 1909 Lehrer Max Wobus aus Hartau, st. ein eifriger Förderer des R. G. V. Orangerie Hermsdorf v. Mielitzdorf.“ Der zweite Stein, dessen Inschrift

Gedenkstein war für einen im Schneesturm verunglückten Hirschberger Schüler, namens Jeschke, gesetzt worden.

Vom sogenannten „Gehärgeweg“, der von Krummhübel mit starker Steigung (auf 6 km Weg, 800 m Steigung) auf den Kopperplan führt, zweigte am Beginn der Kriechholzregion rechts ein Pfad (Fürststeig) nach Westen ab, der ohne eigentliche Steigung über den Rücken des „Breiterberges“ (landläufig Botterberg) in etwa 10 Minuten zu dem Denkmal (1322 m) des dort im Jahre 1877 von Wilddieben erschossenen Fürsten Frey aus Wolfshaus führte. Der oder die Täter hat man nie erwischt. Angeblich soll der Tatverdächtige nach Amerika ausgewandert sein. Theodor Fontane, der mehrmals in Krummhübel zur Sommerfrische weilte, lieferte diese Wildererbegebenheit den Stoff zu seinem Roman „Quitt“, der erstmals in der Zeitschrift „Gartenlaube“ veröffentlicht wurde. Dieses Denkmal dürfte noch erhalten sein.

Folgt man in Auerswald dem dort bei der Schule verlaufenden Faltisweg, so



terweg“, der als prächtiger, chaussierter Waldweg durch die weiten, dunklen Waldungen des Schindelgrundes an den „Drei Urten“ vorbei nach Schreiberhau führt, so kam man bald zu einem steinernen Wegweiser, wo rechts ein Fahrweg nach Kieselwald abbiegt. Dieser Weg führt an „Maywalds Tode“ vorbei, einem Denkmal, das an einen Förster erinnert, welcher hier mit hoher Wahrscheinlichkeit bei einem Karopf mit Wäldern, von ihnen mit seinem eigenem Gewehr über den Kopf geschlagen wurde. Er kam blutüberströmt noch bis zu seinem Haus, wurde aber besinnungslos und starb ohne angeben zu können, wer ihn tödlich verletzt hat. Das Denkmal trägt folgende Inschrift: „Hier fand seinen Tod G. Maywald d. 17. Sept. 1838.“ Zwei äußerst widersprüchliche Aufsätze über die Geschichte dieses Märterl erschienen im „Wanderer im Riesengebirge“, Heft 5, 1. Mai 1906 und in Nr. 9, September 1938. Bei dem letzteren war ein gutes Foto des Denksteins dabei.

An eine weitere traurige Episode erinnert ein Stein im Kalmoweg unmittelbar bei Hartsteine (1390 m) befindlicher Gedenkstein. Dort wurde der Baudenwirt Alois Hollmann aus der Woscherbaude grausam ermordet. Lessenthin berichtet darüber in seinem Buche „Das Riesengebirge im Winter“ (Breslau 1901) die nachstehenden Einzelheiten: „Alois Hollmann aus Kranschauden wurde am 24. September 1871 im kräftigsten Mannesalter in der Nähe der Woscherbaude das Opfer eines ungestraft gebliebenen Verbrechens. Er verblutete unter den Händen eines Raubmörders. Mit 24 Messerstichen war der Körper des Ermordeten bedeckt. Seine Barchaft und die neuen Stiefel waren die Beute des Raubmörders geworden. Hollmann, ein Mann stark und gewandt wie kein zweiter im Gebirge, war offenbar hinterrücks überfallen und nach langem heftigem Kampfe überwältigt worden. Der Urheber des Verbrechens ist trotz aller Anstrengungen der österreichischen Sicherheitsorgane nicht

ermittelt worden. Man vermutet, daß der Raubmörder identisch war mit einem zu derselben Zeit aus dem Gefängnis zu Olmütz entlassenen, gefährlichen Einbrecher, dessen man nicht wieder habhaft geworden ist.“

Erwähnt sei noch, daß sich ein Gedenkzeichen in der Laurentiuskapelle direkt auf der Schneekoppe befand. Ob dieses noch existiert, ist nicht bekannt! Über die Geschichte dieses kleinen Denkmals berichtet der „Wanderer im Riesengebirge“ 1910 folgendes: „In der Kapelle auf der Schneekoppe befindet sich ein kleines Denkmal, gekrönt von einer Marienfigur, welche von den zwei Schwestern eines vorunglückten russischen Studenten aus Warschau angefertigt wurde. Das kleine Denkmal ist an der Wand der Kapelle neben dem Altar aufgestellt. Im Jahre 1828 versank dieser Student auf der Moorwiese zwischen der Wiesen- und Riesenbaude.“

Einen weiteren Gedenkstein an ein Opfer der harten Gebirgswinter finden wir unweit auf der Höhe des Orlauer Hahnenkammes bei Woscherbaude auf einer drei- bis vier Quadratmeter großen Fläche. Der knapp einen Meter hohe, schiefstehende Stein, trägt eingemeißelt die noch gut lesbare Inschrift:

„Franz Fries

erlösen 2. März 1903.“

Hier sei eingeschaltet, sowohl dieser Gedenkstein als auch eine ganze Anzahl alter aber auch neuerer Erinnerungszeichen an tödliche Geschehnisse, sind in der ausgezeichneten Riesengebirgskarte (Ausgabejahr 1983) genau eingezeichnet. Vorstehendes Märterl wird mit rotem Kreuz und der Bezeichnung: „Friesau nahrobek“ angeführt.

Nicht vergessen zu erwähnen soll auch das Denkmal auf der Goldhöhe für die 1913 im Schneesturm ertrunkenen zwei tschechischen Skiführer Harč und Vybata werden. Über dieses tragische Geschehen gibt die nachstehende Notiz Auskunft: „Bohumil Harč nahm am 24. März 1913 an dem 50 km Langlauf teil, welcher Start und Ziel

bei der Elbfaldbauade hatte. Es kam ein Schneesturm auf, und die meisten Teilnehmer (Deutsche und Tschechen) gaben auf und blieben in der Baude. Harß wollte es, trotzdem er auch schon sehr erschöpft war, erzwingen, und lief weiter. Auf der Goldhöhe, wo er wieder zusammengebrochen war, kam ihm sein Freund Václav Vrbata zu Hilfe. Letzterer war aber nicht Teilnehmer des Wettlaufes. Er zog seine Jacke aus und streifte sie Harß über. Trotzdem kam Harß dann nur noch ein Stück weiter und brach erdgültig zusammen. Tod durch Erschöpfung und Erfrieren. Aber auch Vrbata widerstand auf Grund seiner nunmehr unzureichenden Kleidung nicht mehr lange dem Schneesturm und der Kälte, und erlief gleichfalls. Die heutige Denkstele bezeichnet den Ort, wo Vrbata seinen Tod fand. Zum Gedenken dieses aufopfernden Freundes wurde die 1964 eröffnete Baude auf der Goldhöhe „Vrbata-Bauade“ genannt. Im Folgenden wollen wir nun über fünf weitere noch bestehende Märtersteine am der Zehgrunde in diese wichtige Kurzgeschichte. Die Angaben dazu verdanken wir wieder unserem rührigen Gebirgsfreund und Heimatforscher Emil Novak in Neustadt an der Tafelberg, der freundlicherweise auch die deutsche Übersetzung der teilweise tschechischen Märterfinschriften besorgte, wofür ihm herzlich gedankt sei. Herr Novak ist Mitverfasser dieses Aufsatzes.

Ein schöner Gedenkstein befindet sich unterhalb der Hofbauden auf der Fläche der hinteren Rennersbauden. Die deutsche Inschrift auf dunkler Kunststeintafel des gut erhaltenen Märtersteins lautet:

„Nach tritt der Tod den Menschen an
Es ist ihm keine Frist gegeben
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es rißt ihn fort vom vollen Leben.
Zur Erinnerung an den jugendlichen Schneesportler Josef Zinner, der in der Nähe den Tod fand - 1913.
Ortsgruppe Rennersbauden D. B. A. D. i. B.
Schneesportklubverein Köberitz“

Kurz vor den „Mannsteinen“ rechts südlich

vom Kammweg in Richtung Peterbaude, ist an einer Tafel, die an einem kleinen Steinendenkmal befestigt ist, eine tschechische Inschrift zu lesen, die ins Deutsche übersetzt lautet: „An diesem Ort verunglückte tragisch bei einem Schneesturm der Direktor der Pressekanzlei Richard Kalman am 13. 1. 1929.“ Dies ist das zweite Märterl. Vom dritten ist folgendes zu berichten: Neben dem alten Fahrweg von den Schlüsselbauden zur jetzigen „Jesůbabaouda“ steht ungefähr in der Hälfte, der Wegstrecke ein Erinnerungsamal, dessen nunmehr tschechische Inschrift, aufs Deutsche übersetzt, verkündet:

„Jadr. Jiř Vrabec
Jadr. Míla Machek
21. 1. 1933 endeten hier
die Spuren im Schnee,
überwältigt im ungleichen Kampf
mit der Natur.“

Ergänzend dazu berichtete der „Wanderer im Riesengebirge“, Nr. 3, März 1933, Seite 48, im folgendem Einzelschein „Zwischen dem 21. und 22. Januar 1933, nahm der aus Reichenberg stammende Auskultant des Kreisgerichtes Machek und der Rechtspraktikant Dr. Vrabec im Gebiet der Goldhöhe bei einem Schneesturm ums Leben.“

Etwa 250 m oberhalb der Wosserbaude ist rechts am Wege eine kleine Tafel angebracht, welche den Namen Rudolf Starck (in Schreibschrift) und die Daten *23. 3. 1885, + 1. 2. 1935 aufweist. Der „Wanderer im Riesengebirge“, Nr. 3, März 1935, Seite 47 meldete dazu: „Am 1. Feber 1935 wurde Ing. Rudolf Starck, nur wenige hundert Meter von der Wosserbaude entfernt, Opfer eines Schlagenfalles.“

In einem der letzten Hefte des „Wanderers im Riesengebirge“, etwa März 1942, findet sich folgende Mitteilung: „Von einer Lawine verschüttet wurde am 16. Feber 1942 bei Petzer auf dem Wege zur Zehgrundaude der Skilehrer Otto Hallmann aus Giersdorf. Vor den Augen seiner Kamerad-

den wurde er von den plötzlich abgleitenden Schneemassen in den Zehgrund geschleudert. Obwohl er nach kaum einer Viertelstunde geborgen wurde, blieben die Wiederbelebungsversuche erfolglos". An diesen Verunglückten erinnert auf einem großen Block im Bachbett des Zehgrundes die heute noch deutlich lesbare Einsenkung:
„2. 7. 1911–16. 2. 1942

Hier verunglückte im Dienst südlich
Feldweibel Otto Hoffmann.

Fl. II. Kdr. Königgrätz."

Das sind die fünf noch bestehenden Markeln (bis 1945!) auf der böhmischen Gebirgsseite des Riesengebirges. Bei den sogenannten „Ladersteinen“ (einem auch „Hinterkamm“ genannten Querkamm, den der Hauptkamm von der Einsenkung des „Lächels“ (1150 m) nach Norden ausen-

det), befand sich lange Zeit ein Bildstock, der an den Erbauer der Peterbaude, Ignaz Pittermann aus Ochsengruben erinnerte. Ignaz Pittermann (vielleicht fälschlich „Pettermann“ genannt) erbaute die Peterbaude 1811 als „Sommerbaude“ und verkaufte diese 1844 mit allen Nutzungen, Rechten und Lasten an seinen Pflegesohn Johann Zincker; er selbst behielt als Ausgedinge die lebenslängliche freie und unentgeltliche Wohnung sowie für 2 Nutzkühe die freie Fütterung und Stallung. Der alte Mann konnte sich aber nicht lange dieses Ausgedinges erfreuen, 1849 von einem Besuch in Agnerendorf zurückkehrend, wurde er von einem plötzlich auftretenden furchterlichen Schneesturm überrascht und am anderen Morgen bei den erwähnten „Ladersteinen“ erfroren aufgefunden.

Otga Brauner

Nebelschwaden um unseren Berggeist

Wie viele Kinder bei uns in der „Kälte“ (18) ein Kind im Föhnwind und im Orkan erste Sprünge machte, da wurde ihm schon der „Rübbezahl“ vorgestellt. Seine Riesengestalt verlor sich in fernem Weiten angeregter Fantasie, Nebel und Wind zerzausten ihm Haare und Bart, wie er überhaupt als Berggeist keine klar umrissene Gestalt besaß. Niemand wußte, was für ein Gewand ihn bekleidete. Er, der Blitze schludern ließ und seinem Großen in furchterlichem Donner Ausdruck gab, war – wie hätte es auch anders sein können – von allem Menschlichen himmelweit entfernt. Unheimliche Wirklichkeit und rätselhafte Unwahrscheinlichkeit umhüllten ihn.

Die Vorstellung des Kindes aus dem Riesengebirge beschäftigte sich weit mehr mit ihm als mit einer anderen Sagen- oder Märchengestalt. Zu diesen fand es irgendwie mühsam eine nähere Beziehung. Aber der Berggeist hauste so geheimnisvoll in den Bergen, daß der Gedanke an ihn herbe, angstvolle Bangigkeit in sich barg.

So wie die Kinder sich vom Föhnwind wiehelfend windend gelüht, wußten un-ärztlichstesten über ihn zu erzählen verstand. Mit kreisrunden Augen, staunend und unglücklich zugleich erschaute das Kind die Welt, in der ein Riesengeist sein Wesen trieb. Auf unerklärliche Weise konnte er jederzeit seine Gestalt verändern. Er vermochte weiße Laubblätter in pures Gold zu verwandeln, war oft hilfsbereit – jedoch sein Schutzbrot war gefürchtet.

Eingeflochten in seltsame Erzählungen rund um ihn zeichnete sich vor den Augen des Kindes der gewaltige Riesenkamm ab, der Rosenkränzen, der Brunnhog, die Schneeköpfe. Es sah hinab in die Schluchten des Riesengrundes und der Schneegruben. Es gewahrte zwischen Steingeröll wunderbare Blumen wie Habichtskraut, Bergnelkenwurz, Fingerkraut, Steinbrech, Arnika, Erxian und noch viele andere mehr. Marschen Stein überzog eine winzige, isländische Flechte, die wunderbaren Vögelchenluft verbreitete. Überhaupt, die ganze

Welt dort oben war in ungeahnten Zauber eingehüllt. Vom Sonnenaufgang erröhten die großen Leute als von einem herrlichen Naturschauspiel, ebenso von Wolkenspiegeln, von Elirfessern, Irlichtern und anderen Besonderheiten.

Das Kind blieb von den Schilderungen tief und nachhaltig beeindruckt. Die Sonnenwege von der Schneekuppe aus zu sehen, das war der große Wunschtraum. So gruben sich die Erzählungen wie mit scharfem Griffel ein, so malten sie in leuchtenden Farben das Landschaftsbild ins Herz des aufmerksam lauschenden Kindes noch lange bevor es zur Schule ging. Später ergänzte der Lehrer das Wissen um die göttlich-schöne Bergwelt und um die Sagen-gestalt des „Rübezahl“. Der aber blieb geheimnisvoll, wesentlos, schattenhaft. Er weiterleuchtete durch die Jahre der Kinderzeit, er beglückte und verängstigte, er drohte und belohnte – kurz – er nahm einen breiten Platz ein in der Welt des Riechgebirgslandes, und – seiner Funktion. Die großen Schwärzlinge, auch bekannt als Schwarzschatzbaude – und wie es der schönen Ziele so unendlich viele gab – brachten unvergessliche Stunden tiefen Erlebens und Erfüllens für das naturliebende Kind. Behutsam pflückten die kleinen Hände die seltenen Blumen, wenn es der Lehrer erlaubte. Viele der Nützlichen Kostbarkeiten standen schon damals unter Naturschutz, welche Maßnahme Kinder oftmals eher begriffen und respektierten als große Leute.

Eine Wonne, unter hohen Schmelzen auf einer Bergwiese zu liegen und in den Himmel zu schauen! Mehr noch, eine Seligkeit! Ob einstens die „ewige“ auch so wunderbar sein wird! ... Weitum reichten sich die Bergketten, Kuppen, Waldhänge bis an den Horizont, wo klar und wie ein Thron aus Fels die Schneekuppe in den Äther ragte. Unsere Schneekuppe!

Und dann kam der erste Aufstieg. Er war und blieb der Höhepunkt aller Jagdtrönde und Wandertust, die Krönung allen Erle-



bens in der Natur – der Heimat. Ingerwie hatte man, von Hochgefühl getragen, in die weite Welt hinausgeschaut, ihre Verlockungen, aber auch ihre Gefahren erahnt. Man wurde einsilbig und nachdenklich beim Schauen um sich her. Alles lag offen, hoch über der Welt, die Gott geschaffen.

Aus den Gräben aufstrebende Bergfluren kamen uns wie Adler vor, wenn sie die höchste Spitze umkreisten und im fernem Blau wieder verschwand. Waren uns, von Fetzler aus, die Berge unendlich hoch vorgekommen – man lagte sie unter uns. Die mächtigen Waldhänge, die Baudern, der Koppenteich, die weite Ebene hinein ins Schlesierland. Draußen, an die Steilhänge des Brunnberges stellte eine unbewußte Vorstellung den Rübezahl mitten hinein ins Teufelsgrütlein. Im Steingeröll hinter Knieholzblüschchen sah man die sieben Zwerge vor sich. Kurz – Wunder über Wunder – in dieser Welt der Sagen!

Unauslöschlich groß erwachs im Herzen

die unwandelbare Liebe zur schönen Heimat!

Im Gegensatz dazu wartete auf manches Kind eine Enttäuschung in vereinzeltten Bauden, wo in der Ecke der Stube ein nachgeahmter Rübezahl stand. Wohl groß, mit langem Zaunhaar und Bart, aber doch wie ein Mensch aussiehend. Das Kind verglich kritisch den Berggeist, den es aus den Erzählungen heraus sich selbst geformt hatte, mit dieser Gestalt und konnte oft der Begeisterung der Mitschüler nicht folgen. Zu tief saß in ihm die Erinnerung an die ersten Geschichten über einen Herrn der Berge aus der Welt von Sturm, Donner und Blitz, angehaun nur mit Nebel- und Wolkenschwaden.

Aus Kindern wurden Leute, sie kamen hinaus in die Fremde. Wohl dem, der vom Schicksal mit einer neuen Bergheimat beschenkt wurde! Viele aber wurden in die Ebene verschlagen - geschlagen. Dorthin, wo das Auge vergebens den Horizont absucht nach dem abgewohnten Bild. Glatt, kaum merklich fließt ein Fließ durch Schotter und Kiesland ohne sprudelnde Lebendigkeit, die dem Ohr so sehr fehlt. Lange noch lebt es, wie aus der Ferne - das Brausen schäumender Wasserfälle, das To-

sen von Bergbächen und Seifen, liebliches Gemurrel von Quellen und Wasserlein.

Immerwährendes Suchen nach schäumender Bewegung und nach lebgegewesenen Geräuschen stürzender Wasser. Lange lange Zeit ging uns das ab in der lautlosen Stille fernab der geräuschvollen, neuzeitlichen Welt, die die Natur zerstört.

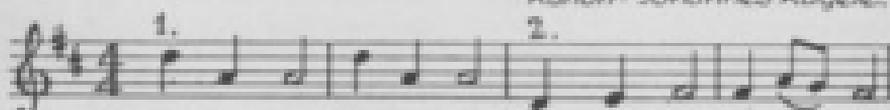
Wir sind überglücklich, in der neuen Heimat andere Berge zu sehen und zu erleben. Viel gigantischer sind sie als die unsren. Wir bestaunen himmelstürzende Achen voll stürzender Kraft und Gewalt und hören andächtig gestimmt das Rauschen solcher Natursymphonie.

Doch dann gehen unsere Gedanken wieder der jungen Elbe, der Aupa oder dem Bober entlang und hören wie von Ferne ihr Geschlämme.

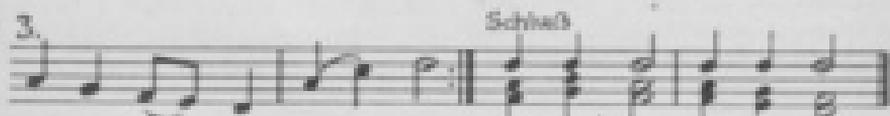
Weite Entfernungen legen Dunstschleier über Landschafts- und Bildausschnitte der Erinnerung. - Jedoch der Berggeist? - Die nebelverschwommenen Zeichnungen aus Kindertagen fallen fast wie Wiedergeschichte. Aus einer Verlesung von Erinnernissen taucht unverwehrt eine beschlagene Zeit auf: „Die Kinderzeit im Riesengebirge!“

Rübezahl, Rübezahl

Kanon: Johannes Kügele.



Rü-be-zahl. Rü-be-zahl! Komm doch schnell in dein Tal.



nel-le uns-re Hei--mat! Rü-be-zahl. Rü-be-zahl!

Als ich den „Rübezahl“ spielen mußte

Während meines letzten Volksschuljahres war von der Lehrerschaft in unserem Gebirgsdörfchen eine Weihnachtsaufführung von zwei Theaterstücken geplant, deren Reinertrag für die armen Dorfkinder gedacht war. Das eine der beiden Stücke, das sozusagen die Hauptattraktion bildete, hatte den Titel „Rübezahl als Weihnachtsmann“. Wie der Verfasser hieß, weiß ich leider nicht mehr, obwohl mir unglücklicherweise die Hauptrolle zugewiesen war, nämlich die des Berggeistes Rübezahl. Natürlich hatte ich mich heilig gegen dieses Ansinnen geföhrt, denn nichts kam mir damals verwerflicher und gefährlicher vor als Theaterspielen, ganz abgesehen davon, daß ich fest davon überzeugt war, daß es eine Katastrophe gäbe, wenn ich tatsächlich dieser Rübezahl sein mußte. Aber soviel ich auch Bedenken ins Feld führte, ich kam nicht durch damit. Denn ich war nun leider einmal die größte Sorge in der Klasse und für den Rübezahldarsteller mußte man einen großen Kerl haben und keinen Liliputaner, wie der Lehrer Schuberth sich ausdrückte. So nahm denn die Sache ihren Lauf.

Die Rollen, die wir auswendig lernen mußten, waren uns schon im Oktober ausgehändigt worden, und es fanden zweimal in der Woche nach dem Nachmittagsunterricht Probelesungen statt. Sogleich bei der ersten Lesung erlitt ich eine ungewollte Anerkennung durch unseren jungen Klassenlehrer O. Jäger. Ich hatte gerade erst eine Strophe von dem Einleitungsge-dicht „Desaußen vom Walde komme ich her, ich muß euch sagen, es weihnachtet sehr“ abgelesen, als der Lehrer bereits das erstemal „Halt!“ gebot und begeistert ausrief: „Bravo, Krause! Das machst du wunderbar! Du bist der geborene Rübezahl!“

Nun, das fand ich ja gerade nicht; die freundlichen Worte des Lehrers taten mir

aber trotzdem wohl und stärkten mein Selbstbewußtsein ganz erheblich, wenn auch die anderen Kinder alle lachten. Jedenfalls las ich mit tiefer Bruststimme weiter, ohne gerügt zu werden. Aber schon am nächsten Tage ereignete sich etwas, was meiner revolutionären Stimmung gegen das Theaterspielen und den Rübezahl wieder neue Nahrung gab und zu einer regelrechten „Meuterei“ ausartete. Als ich nämlich kurz vor Unterrichtsbeginn unsere dritte Klasse betrat, herrschte ein furchtbarer Tumult unter den Schülern. Man schien auf mein Eintreffen gewartet zu haben, denn alles umringte mich und bestürmte mich mit Fragen. Ich hörte, daß sich ein Mädchen, das so ziemlich das dümmste in der Klasse war, beim Oberlehrer beschwert hatte, bei der Verteilung der Rollen für die Schüleraufführung übergangen worden zu sein. Das schlug natürlich dem Fuß dem Kerl aus. Der Sohn des Arbeiters, dem man gleich mir ganz gegen seinen Willen eine lange Rolle aufgedrängt hatte, rief darum: „Was schlägst du in diesem Falle vor, Krause?“

„Was ich vorschläge?“, erwiderte ich und tat so, als ob ich darüber nachdächte. Doch schon im nächsten Augenblick rief ich: „Ich bin dafür, daß wir dem Lehrer unsere sämtlichen Rollen auf Schreib-pult pfeifen! Soll er sehen, wie er damit fertig wird!“ Dieser Ausruf ging in einem allgemeinen Begeisterungssturm unter, und so türmte sich innerhalb weniger Sekunden ein Berg Theaterrollen auf dem Pult des Lehrers. Auch die Mädchen hatten ihre dazugelegt, was wir ihnen hoch anrechneten. Die Simon Erna, welche Vortragsschülerin war, legte ihre Rolle als letzte drauf.

Im fast gleichen Augenblick öffnete sich die Klassentür und wir sprangen auf. Mit den gewohnten Worten „setzt Euch!“ schritt der Lehrer mit langen Schritten auf das

Schreibpult zu. Beim Anblick der vielen Rollen starrte er, drehte sich um und rief mit verzerrtem Gesicht: „Was soll das heißen? Seid Ihr plötzlich alle blind geworden? Wie hat Euch befallen, die Rollen einzusammeln?“ Niemand antwortete. „Na, wird's oder habt Ihr auch noch die Sprache verloren?“ donnerte es. Da sich noch immer nichts rührte, hob der Lehrer den Fußdeckel in die Höhe und schmetterte denselben mit einer solchen Wucht nieder, daß es sich anhörte, als wäre ein Kanonenschuß gefallen. Dabei schrie er, daß sämtliche Fensterscheiben und Tintenfläser zitterten: „Wollt Ihr nun reden oder nicht?“

Gerade noch im rechten Augenblick, bevor ihm der Knagen vollends platzte, erhob sich die Sirm Erna und schilderte den Hergang der Revolte. Ich befürchtete das Schlimmste, aber glücklicherweise erwähnte sie meinen Namen nicht. Der Lehrer befahl: „In zwei Minuten sind mir die Rollen hier vom Pult oder ich sperr Euch ein, bis Ihr schwarz seid!“ (Zurück über die einzige Mäntelzug), schickten sich einige zum Pult hin und holten die Rollen wieder ab. Habel Fritz und ich hatten sich unsere mitbringen lassen, das heißt, die Sirm Erna hatte die Güte, sie uns mit einem verschmitzten Lächeln in die Hand zu drücken. Dieses Lächeln, in dem der Jungemüchterschaft saß, ließ uns unseren Ärger etwas vergessen. Ja, im stillen freute ich mich sogar schon auf den Tag, an dem ich mit Erna, welche die Mutter einer armen Hotzracherfamilie darzustellen hatte, den Räuberahl spielen durfte. Die Aufführung selbst, welche einen Sonntag vor Wehrachten vor „unverkauftem Haus“ – einem Dorfparhaus – stattfand, nahm wider Erwarten einen ziemlich glimpflichen Verlauf, obwohl es noch einen Tag vorher bei der Generalprobe so ungeheuer hatte, als ob die von mir befürchtete Katastrophe tatsächlich eintraten sollte. Bei dieser Probe blieb ich natürlich während des zweiten Aktes mitten im Text stecken und fand trotz eifriger Hilfe der

hübischen Souffleuse nicht weiter. Ich war plötzlich verwirrt und aufgeregt, am liebsten wäre ich auf und davon gelaufen. Der Lehrer Schubert, der während über mein Versagen war, machte die Situation auch nicht besser, als er mich anschrte: „Du Esel, wenn du uns morgen die ganze Aufführung verdarbst, dann grade die!“ Aber wie gesagt, es ging noch einmal alles gut. Es gab sogar einen stürmischen Beifall, und der junge Lehrer Jäger verdammte es nicht, mir nach jedem Akt ermutigend auf die Schulter zu klopfen und auszurufen: „Bravo, Krause! Du machst deine Sache gut. Ich bin richtig stolz auf dich!“

Als wir dann nach der Beendigung der Vorstellung kurzzeitig als „Ehrentagelöhner“ auf der Tribüne saßen, um der zweiten Aufführung unserer Mitschüler als Zuschauer beizuwohnen, gesellte sich der Habel Fritz zu mir, der mir erregt ins Ohr flüsterte: „Na, was sagst du, Krause! Ist die Sache nicht prima gegangen? Ich habe aus meiner Rolle mehrere Sätze ausgelassen und niemand ist das aufgefallen, nicht einmal der Lehrer!“ – Da kam mir ein Tag, sagte: „Wirklich ein dankbares Publikum, unsere Geübter!“

Kleine Angst

Die Mutter war schon wie dazwischen,
 von Fremden ließ sich kein Stück machen,
 sie konnte's ja gut im Blick sein,
 sie machte überhaupt nicht los.
 Da kam's a mal, dass es sich a mal,
 vor sich auf'n als Kera hobeln,
 springt od der Stühle od so was,
 so wullt' halt em a Teil aus helben. —
 Da kam mer einer Bards Hede
 groß Lohr-Vint verbot em Wasche,
 a hert' 'n große Kramp em Helm
 so schickte merch als linker Ardein,
 Die Mutter selbe: „Fremde, sieh,
 professor vom Fieser kann abend,
 ich glaub, der Bua merch heit dich —
 der locht nämlich die linke Kender!“
 Freme wullt a Kramp em Helm: Na, na,
 mer dass Kall hermet du mich aus abend,
 so schickte a vordringelbe selb,
 her her schon so'n ein Helbe merch!“



Erzbfamilie in Trautenau

Das letzte Märchen

„Wecke mich erst wieder, wenn Menschen „Rübezahl!“ rufen.“

„Wecket mich erst“, befahl der stolze König, „wenn wieder Ruhe auf Erden ist!“ – und schlug die goldene Tür seines graniternen Schlafsaales hinter sich zu.

Sieben Jahre später, als die Karrenen seit langem verstummt waren, hielt der oberste der Zwerge die Stunde für gekommen und schlug mit seinem Bergmannshammer dreimal gegen die Tür, die wie Glockenortz läutete. Trotz des gewaltigen Schalles kam kein Zeichen, daß der Schläfer erwacht sei, und der Zwerg öffnete, trat an das riesige Bett und rief: „Herr, Herr!“ Als aber der König nach jetzt nicht erwachte, griff er zum wirksamsten Mittel, das freilich gefährlich war, und rief: „Rübezahl, Rübezahl!“

Ungewöhnlich war das Erwachen des Berggeistes. Im Nu saß er steil aufgerichtet, packte bei festem Fichtenzweigen, die als größte Kacke neben ihm lag, und fragte mit schecklicher Stimme, wer sich erdreche, seiner im eigenen Schlosse zu spotten. Aber der Zwerg antwortete, ein dreister Traum müsse ihn heimgesucht haben, und hier stehe nur er ganz allein und sei gekommen, ihn zu wecken, denn Ruhe herrsche wieder auf Erden, und das Gebirge leuchte vom goldensten Sommer seit Zwergengedenken.

Da lachte der König, so daß die graniternen Wände von seiner Freude widerdröhnten wie kurz zuvor von seinem Zorn, und er brauste hinauf und hinaus ins Freie, so sehr gelüfte es ihn nach Sonne, nach Bergwind und auch nach den Menschen, die er liebte, obwohl er sie Narren schalk. Und er stand auf dem höchsten Gipfel seines Gebirges, den das Volk die Schneekoppe nennt, blickte mit lodernden Freudenäugen über Berge und Täler und bis in die blaugolden flimmernde Ebene, trank entrückt den Duft der endlosen Wälder und wurde

stille und sanft vor Wiederschensglück. Aber die hunderttausend Blüme spürten den König und erhoben ein wildes, frohes Rauschen; die Singvögel schnellten sich ausgelassen in die blaue Luft und schütteten Lieder auf ihn herab, und Bussarde und Hähner woben stille Schwebekreise als Girlanden um ihres Gebieters Haupt.

„Und wo blieben die Menschen!“, rief er heiter, „ich sehe ja von meinen Menschen nichts!“ Es war noch frühestes Morgen, aber er kannte ihren Fleiß und wunderte sich, daß Felder und Wiesen, zu denen er hinabsah, ganz ohne Regung blieben. So brach er auf, um die Menschen zu suchen. Die Bergwinde stoben herbei, damit er auf ihnen zu Tale reite, aber er schickte sie fort, er wollte seinen Füßen die Wonne nicht rauben, endlich wieder den geliebtesten Schwestern den er spürte. Er sah ein Schloß, Waldgrund, Weid und Moos, und er verwandelte sich in ein weißhaariges, krummes Bäuerlein, um durch seine Gestalt niemanden zu erschrecken.

Er freute sich auf den ersten Menschen, der ihm begegnen werde, und wünschte, es möchte ein ganz hilfloser und verzagter sein, denn wollte er bald helfen, denn wollte er Feuer in den müden Augen anzünden! Das Krütlein der Verjüngung wollte er ihm schenken, das krumme Rücken wieder streckt, einen Sack voll Blätter für die Ziege wollte er ihm geben, und in der Krippe daheim sollten die Blätter zu Gold werden. So eilte er mit freundlichen Schalkgedanken talwärts.

Seltsam, daß er noch immer keinen Menschen traf! Er kam an die erste stille Wiese, da weidete kein Rind, keine Ziege, kein Fohlen, und als er gar das erste Feld erreichte, stand er verwirrt und erschrocken. Ein gnadenloses Winter mußte hier gewüten haben, zerschlagen, verschlammt, verlaßt

lag die vorjährige Frucht am Boden, und kein Pflug hatte in diesem Frühling den Acker berührt. Er ging, nun nicht mehr so eilig, kopfschüttelnd weiter. Ach, was war geschehen? Feld bei Feld, und alle lagen verwahrlost.

So betrat er bange das erste Dorf, das noch immer in urheimlicher Ruhe blieb, denn aus keinem Schornstein stieg der blaue Holzrauch, den er so liebte. Es war ein richtiges Dorf und dennoch wieder keines, wie auch ein Leichnam kein richtiger Mensch mehr ist: Die Scheiben waren alle zerschlagen, schmutzige Fetzen hingen aus den Löchern, und in Töpfen hinter den Fenstern standen längst verdorrte Blumen. Die sauberen Gärten von ehemals wucherten als Dickicht, aus keinem Stalle murrte und mahlte das warme Frühlingslicht. Er hörte kein Wehern, kein Geirazen, er sah weder Gans noch Huhn; nur verwilderte Herde und Katzen, die den Körig auch in der Verwüstung erkannten, ließen winseln und schreiebelnd herbei. „Wo sind die Menschen?“ fragte er, und sie blickten traurig zu ihm auf und duckten sich wie schuldbehaftet. Da trat er endlich an eines der Fenster und blickte zwischen den blinden Scherben hindurch. Hier wohnte niemand, das erkannte er sogleich, nein, hier konnte keiner seiner Menschen wohnen, hier war nur Unrat und Zertrümmerung, und er blickte noch durch viele Fenster, und es grauste ihn vor dem Unbegrifflichen. Er rief mit so lauter Stimme, daß man ihn im fernsten Hause noch hätte hören müssen. Niemand gab Antwort, niemand kam, das Dorf war menschenlos.

So schauerlich starrte fand er auch das zweite und das dritte, aber im vierten, das am tiefsten talwärts lag, sah er schon von weitem Menschen und eilte überglücklich hinein. „Na, nu, Herr Nachbar“, sagte er zum ersten Manne, den er antraf, „was ist denn mit denen da hinten los, he?“ Der Mann starrte übermüdet oder vielleicht angstvoll, obwohl er das alte Bäuerlein wahrscheinlich nicht fürchten mußte, und

stammelte etwas in einer Sprache, die Rübzahl noch niemals vernommen hatte.

„Das ist ein Verrückter“, dachte der Berggeist und sprach eine Frau an, aber sie versteckte ihr gutmütiges Gesicht erschrocken hinter dem bunten Kopftuch und riet ihm durch eine verstaubte Gehärde zum Schweigen, dann eilte sie scheu davon. Rübzahl stand betroffen und blickte ihr grübelnd nach. Kinder sammelten sich um ihn, und sie sahen so fremdartig aus, daß er sie fragte, ob sie schon immer hier wohnten, aber kaum hatte er ein paar Worte gesprochen, als sie laut schreiend in die Häuser stürzten, und aus allen liefen Männer und Frauen herbei, umringten ihn und schrien auf ihn ein. Auch von ihren Worten verstand er kein einziges, doch daß sie ihn beschimpften, erkannte er. Und dann nahmen sie Steine und Knäppl und rückten näher, als sie alle zerschmettern können, aber das Unfaßliche verstörte ihn so sehr, und er verwandelte sich in einen Falken und stieß über die Köpfe der Entsetzten nach in die Luft.

Und als er einen Mann im Walde Reissig sammeln sah, senkte er sich nieder und trat in Gestalt eines Wanderers vor ihn hin, aber ehe er noch ein Wörtlein hätte sagen können, warf sich der Mensch, ein klapperdürre Geis, auf die Knie, hob die Hände wie betend, weinte und liefen gar jämmerlich: „Jagen Sie mich doch bloß nicht fort, lieber Herr! Lassen Sie mich bloß noch den Sommer dahier, es wird mein letzter sein, ich bin ja achtunddreißig Jahre alt! Ich wohne ja in keinem Häusel, bloß in einer Höhle, und ich eh euch ja nichts weg, ich such' mir bloß Wurzeln und Kräuter! Ich will doch nicht in die Fremde, ich will ja bloß hier sterben, lieber Herr!“

Rübzahl schauderte es, weil auch dieser ein Verrückter war, und er sprach freundlich: „Warum soll ich dich denn fortjagen? Kennst du mich denn? Du tust doch nichts Böses, also bleibe getrost!“

„Sie sind ein Deutscher?“ flüsterte der Alte, „wirklich ein Deutscher?“

Da ergrimmte der Berggeist und schrie den Jammersing an: „Was soll ich denn sonst sein, du Simplinger Gamsel?“, und erst jetzt, da der Mensch sich auf schlesisch einen dummen Kerl genannt hörte, gewann er Mut und lachte und weinte. „Und jetzt erzählst du mir, was mit euch Verflückten eigentlich los ist...“

„Ja, wissen Sie's denn nicht? Wie ist denn das möglich? Und wissen nicht das Schrecklichste seit Erschaffung der Welt? Er weinte schon wieder, aber so groß war die Wohltat, wieder einmal sprechen zu dürfen, daß er keine Fragen mehr stellte, sondern nur vom unfälligen Unheil erzählte: Schlesien gehöre dem fremden Volk, alle Deutschen hätten fortziehen müssen, und nur er verleihe sich wie ein Tier, er sei der letzte Deutsche. „Ich will bloß noch daheim sterben“, schloß er.

Da gab sich Rübezahn zu erkennen und schnitt ihm eine Wurzel, die unsichtbar machte, damit er die wenigen Tage, die ihm beschieden waren, noch angstlos lebe. Und der Herr der Berge rief den Zwerg und

zu seinem Schloß hinauf und rief den obersten der Zwerge und befahl: „Nun wecke mich erst wieder, wenn Menschen „Rübezahn“ rufen!“

„Wie, Herr?“ fragte der Zwerg. „Rü...?“ und wagte den Spottnarren nicht zu Ende zu sprechen.

„Ja“, antwortete der Berggeist, „weil es ein deutscher Name ist!“ Und er lachte traurig und verschwand hinter der goldenen Tür. Der Zwerg stand wie betäubt. Plötzlich zuckte er zusammen, stierte voll Grausen.

Denn hinter jener Tür von Golde vernahm er den jammersvollen Laut, den er bis dahin nur ein einziges Mal vernommen hatte, vor vielen hundert Jahren an jenem Tage, als die Menschenprinzessin dem Herrn der Berge, der sie liebte, mit List und Hohn entwichen war. Der Zwerg zog behutsam seine hölzernen Schuhe aus und trug sie in den Händen um nicht zu klappern. So schlich er zu seinen Brüdern und erzählte mit ätzendem Flüstern: „Er wohnt“ und

Olga Brauner

Das Rosenweiblein von Johannisbad

Kaum ein Blumengeschäft in einer großen Stadt konnte mehr ertrücken, als der Standplatz der Rosenweiblein am oberen Eingang zum Karplatz in Johannisbad!

Karplatz in Johannisbad!

Da stand ein Weiblein neben dem anderen, hübsch und sauber gekleidet, ein schwarweißes Köpfchen! untorn Kinn gebunden, vor sich einen Buckelkorb voller tauffrischer, in der Morgenfrühe geschnittener, herrlicher Rosen aller Farben und Arten, kurz- oder langstengelig, wahrlich zum Beten schön! Das liebliche Bild, von verzauberm dem Duft umgeben, im Schatten alchewirdiger Bäume, verlockte jeden Vorübergehenden, einen Augenblick zu verharren, auch wenn er nicht die Absicht

hatte, Rosen zu kaufen. Plötzlich aber hielt fast jeder einige prachtvolle Knospen in der Hand, einfach weil man nicht anders konnte.

Die Herren, die schon früh vom Baden kamen, kauften fast täglich für ihre Damen einmal eine einzelne Rose, dann einen kleinen Rosenstrauß und manchmal ein großes Bouquet. Mit Geschicklichkeit und Farbensinn ordneten die Weiblein ihre Rosen zu wahren Gedächtnis. Es war eine Augenweide, den Rosenstandplatz morgens aufzusuchen, es gehörte vorzuzugern zur Kar.

Stammkunden – und das waren die Herren von damals fast allesamt – bekamen einen besonders freundlichen „Guten Morgen“ und ausgesucht schöne Rosen. So schlicht

und primitiv dieser Blumenladen im Freien war, so dominierte doch hier die Königin aller Blumen!

Wieviel Freude ist jeden Sommer den Rückenstreifen der Rosenweiblein entnommen worden! Jeder Käufer ging beglückt von dannen und malte sich schon am Wege die schöne Überraschung aus.

Ehrlich und rechtschaffen, wie diese Weiblein aus den umliegenden kleinen Dörfern waren, berechneten sie nur einen Bruchteil der Kaufsumme, die man dafür zu zahlen in der Stadt gewohnt war.



Einmal geschah es, daß ein besonders feiner Herr an einen Stand herantrat und mit dem Weiblein verhandelte. Es möchte doch einen Strauß besonders schöner roter Rosen auf die Terrasse des Hotel Schloßberg tragen, wo an einem Ecktisch eine einzelne Dame beim Frühstück sitze. Das Weiblein versprach bereitwillig, den Auftrag sofort und gewissenhaft auszuführen. Darauf händigte ihm der Herr ein Geldstück ein und ging seines Weges. - Wie aber erschau die Frau, als sie bemerkte, daß es ein Goldstück war! Sie wollte ihm nachlaufen, doch er war in der Menge schon verschwunden.

Da nahm sie ihren Buckelkorb, der noch bis obenhin mit den herrlichsten Rosen gefüllt war, auf den Rücken, sagte den anderen Weiblein Bescheid und bog sich auf den Weg zu dem genannten Hotel.

Vor dem Eingangskommen, versperrte ihr ein goldbetreuer Türsteher den Weg und wollte sie nicht einlassen. Doch mit samt ihrem Buckelkorb bahnte sie sich geschickt und links den Weg frei, die Zurufe des Angestellten nicht beachtend.

Am ersten Ecktisch der sonnendurchfluteten Terrasse sah das Rosenweiblein eine wunderschöne Dame allein beim Frühstück. Mit freundslichem Gruß stellte es den Korb voller Rosen neben den Tisch. Erstarrt fragte die Dame, was das zu bedeuten habe. Daraufhin berichtete das Weiblein, daß vor einer Viertelstunde ein vornehmer Herr bei ihm einen Rosenstrauß bestellt habe. Da er aber so viel Geld dafür gab, daß damit der ganze Korbinhalt bezahlt war, bringe es eben alle Rosen, die es noch habe. Lächelnd suchte die Dame einige rote Rosen heraus mit dem Bedenken, die vielen anderen weiter zu verkaufen und überreichte für so viel Ehrlichkeit und Biederkeit einen ansehnlichen Betrag. Auch der junge Portier bekam einen Obolus und stiftete jetzt bereitwillig die Tür. Im Weg zum Rosenstand nähete sich unser Weiblein vor, diesem Herrn das nächste Mal die schönsten Rosen auszusuchen. - Doch er kam nicht mehr. - Die bestellten roten Rosen sollten wohl ein Abschiedsgeschenk sein!



Erinnerung an Abt Dominikus

Am Tag des Schönauer Kirchweihfestes, dem zweiten Septembersonntag 1945, vor zweiundvierzig Jahren, sollte ich den Braunauer Abt Dr. Dominik Prokop endlich persönlich kennenlernen, von dem ich später, während meiner Gymnasialzeit in Rohr, noch so vieles lernte und erfuhr. Das „Dritte Reich“ hatte sich ja auch in Braunau der Kirche und der Geistlichkeit gegenüber nicht eben freundlich verhalten, trotzdem war „der Prälat“ eine hochverehrte, anerkannte Autorität im Bezirk und darüber hinaus. Als Oberminister der Braunauer Dekanalkirche kannte ich mich in der kirchlichen Hierarchie schon einigermaßen aus und wußte, daß ein Benediktinernabt – nach meiner Meinung mindestens – eine so hohe Würde wie ein Bischof besitzt. Darüber hinaus war der Braunauer Abt noch böhmischer Landesprälat.

Ich war gerade mit meiner Mutter und den Töchtern, aus einem Exil bei Nachod, wo wir auf einem Bauernhof für unbestimmte Zeit zwangsverpflichtet worden waren, wieder glücklich nach Braunau zurückgekehrt und hatte auf dem Großdorfer Meierhof ein Untertaninnen gefunden. So war ich froh, wieder halbwegs in Freiheit zu leben, zumal auch mein Vater glücklich von Militär zurückgekehrt war. Am zweiten Septembersonntag also waren wir bei meinem Taufpaten in Schönau zur „alten Kirchweih“ eingeladen, dem Fest Mariä Geburt, und so wollten wir natürlich auch am Hochamt in der Schönauer Pfarrkirche teilnehmen. Ich ging daher noch am Sonntagnachmittag ins Kloster, um mich zu erkundigen, wer von den Patres die Gottesdienste in Schönau celebrieren werde und mich als Zeremoniar mitnehme. Als ich erfuhr, der hochwürdigste Herr Abt werde selbst hinzufahren, wollte ich schon wieder gehen, aber P. Basilak Burkard ließ mich warten, sprach

mit Abt Dominikus und sagte mir, ich sollte mich frühzeitig am Sonntagmorgen beim Klosterportal einfinden. Dann instruierte er mich noch über die Besonderheiten, die ein Zeremoniar bei der Abreise zu beobachten hat.

Am Sonntagmorgen fand ich mich natürlich rechtzeitig vor dem Klosterort ein und befand mich ziemlich in Aufregung. Hatte ich den Herrn Abt doch schon mehrmals von Ferne im Ornat, mit Mitra und Stab, bei der Feier des Pontifikalamtes gesehen, und jetzt sollte ich ihm persönlich gegenübertreten. Während meiner Überlegungen war aber schon das Tor geöffnet worden, und die Kutsche, von zwei schwarzen Pferden gezogen, rollte heraus. Der Kutscher, ein sehr freundlicher Mann, der meinen Vater gut kannte, hielt an, stieg vom Kutschbock herab, öffnete mir die Wagentür auf der rechten Seite der Kutsche und half mir ins Innere. So hatte ich – außer mir – keinen Mann und keinen Hund. Am Dominikus mit einem lusten „Grüß Gott“. Ich wußte, daß man bei der Begrüßung vor dem Prälaten eine Kniebeuge zu machen hatte, aber sie fiel nicht sehr elegant aus, da die Pferde eben ansetzten, und so war ich froh, daß ich mich im Gleichgewicht zu halten vermochte. Auch den Ringkuß brachte ich nicht fertig, aber daran war keineswegs mangelndes Mitleid von meiner Seite schuld. Vielmehr ergriff Abt Dominikus meine Hand so, daß sein Ring für mich versteckt blieb, und ich merkte zum erstenmal, daß er auf persönlichen Zeremonien in seiner Bescheidenheit keinen Wert legte.

Ganz erstaunt war ich, wie nett man sich mit einem so hoch gestellten Herrn unterhalten konnte. Auf die Frage, die er mir nach unserem Ministrantendienst in der Dekanalkirche, nach meinen Eltern und meinem Arbeitsaufenthalt im Tschechischen stellte, antwortete ich bald frühzeitig und begann selbst zu erzählen und zu

fragen, nach liturgischen Regeln, nach Fragen des Religionsunterrichts und den benediktinischen Ordensregeln. So kamen wir auch auf den Bau der Schörauer Pfarrkirche und den damals noch nicht vollständig geklärten Tod der Patres Alban und Ansgar zu sprechen, die von Soldaten abgeholt worden waren. Während dieses ersten Gesprächs fahren wir schon durch Rosenthal, und man sagte Abt Dominikus, müßten wir wieder still sein, denn er müsse sich durch das Breviergebet auf den Gottesdienst vorbereiten. Ich erlebte zum erstenmal, wie sehr ihm das Gebet nicht nur Pflicht und berufliche Aufgabe, sondern vielmehr persönliches Gespräch mit seinem Herrgott war.

Eine Überraschung brachte mir freilich unsere Ankunft in Schörau, die mich fast in Verlegenheit gebracht hätte. Als wir vor der Pfarrkirche ankamen, waren schon viele Schörauer versammelt und erwarteten die Ankunft des Prälaten. Die Kutsche hielt an, und zwar so, daß die rechte Seite des Wagens (die Kirche) und die linke Seite (das Gewäss) war! Auf dem rechten Sitzplatz saß aber nicht der Abt, sondern sein Zeremoniar, und der war ich. Und so geschah es dann, daß etwas von dem Ansehen des Abtes und Landesprälaten auf mich fiel. Der Kutscher öffnete die Tür, und der Kirschner – wie die Braunauer den Mesner stets nannten – reichte die Hand hinauf,

um beim Aussteigen zu helfen. Was blieb mir zu tun übrig? Ich konnte ja den Herrn Abt nicht gut über meine Füße zur Tür klettern lassen. Also ergriff ich kurz entschlossen die hilfreiche Hand des Mesners, stieg aus und schritt gemessen durch das Spalier der wartenden Ministranten und Pfarrkinder, selbstverständlich nicht ohne mich zu vergewissern, daß der hochwürdigste Herr Abt mir auch folgte und die Grüße der Wartenden erwiderte, die ich zu beantworten mich nur durch ein Kopfnicken genierte.

So partizipierte ich an der Würde des Abtes, während wir unter seinem Segen in die Kirche einzogen. Schon damals konnte ich bemerken, daß es vor allem seine persönliche Bescheidenheit und seine religiöse Gesinnung waren, die ihm die Zustimmung seiner Umgebung erwarben. Das zeigte sich erst recht beim Neuaufbau der Benediktinerabtei Braunau in Reith, wenn Abt Dominikus als Pfarrer den Kontakt zu seiner Gemeinde aufnahm. Verschiedene und teilweise zu Fuß anfertigte und verarbeitete am Gymnasium Unterricht erließ.

Das war weit weniger der Landesprälat von Böhmen, den man „Euer Gnaden“ titulierte, sondern viel mehr der Vater der ihm anvertrauten Mönche, der Pfarrgemeinde und der Schüler, wie ihn der heilige Benedikt in seiner Ordensregel vorstellt.

Dominik Prokop

's Tilstermannla

Sagen und Geschichten aus dem Braunsch.

Vom letzten Hause in der Lederhose zu Otterndorf zieht sich ein Graben nach Süden gegen den Berg hin. Das Volk nennt ihn Tilstergraben und er war dicht mit Haselbüschen verwachsen und hatte einen sehr üblen Ruf. Junge Mädchen und furchtsame Leute männlichen wie weiblichen Geschlechtes wichen dieser Grabengegend weit aus und vor allem zur Nachtreit mochte

sich niemand in der verfahrenen Gegend sehen lassen. Denn alle, die es wissen mußten, die schworen steif und fest, daß im Tilstergraben ein Märlein hause, ein Schatzhütergeist, der sorgfältig über die Reichthümer wache, die ihm anvertraut. Und die Fischer, die damals in den alten Zeiten Butter ins Froulische schleppten, die hatten bei ihren Nachtfahrten den be-

wulsten Geist gesehen. Wenn man so um zwei Uhr nachts von der Lederhose aus hinüber über die Grenze wandelte und der Mond recht helle schien, so konnte man das seltsame geisthafte Männlein erblicken, wie es auf einem Steine saß und Ausschau hielt auf verwegene Menschenkinder. Die Schätze des Tilstergrabens, von denen viel Rede ging im Dorfe drinnen abends bei den winterlichen Rockengängen, hätte man ja gemocht, wenn nur das Tilstermannla nicht gewesen wäre. Denn wer kann dem Gespenste trauen, wer weiß, was der schatzhütende Kobold einem antun würde. Die Weiber sprachen natürlich nur mit großer Vorsicht und nur hinter verschlossenen Türen von all diesen Dingen. Die Männer nahmen sich mehr Mut und manchmal spekulierten sie beim qualmenden Schleißerlichte in späthall erleuchteter Stube von den sagenhaften Reichtümern. Sie rieten hin und her, was sich da tun ließe, ob man es doch nicht wagen könnte, den vergrabenen Dukaten und Talern da draußen holz zusammen. Der eine sagte, ja, weil, es war im dem Männlein wahr sei, ein anderer sagte, man könnte es halt doch probieren, es werde wohl nicht gleich den Kopf kosten. Und der dritte war ganz furchtlos und hätte es am liebsten gleich gewagt. So furchtsam und erschrocken aber, wie das Kitzelgeschlecht, wollte keiner sein und so taten sich vier Männer zusammen, die auf die Schatzsuche ausgehen wollten. Man machte nach vielem Überlegen, denn schließlich war die Sache halt doch nicht so einfach, eine Nacht aus, in der der Schatz gehoben werden sollte. Nicht ohne eine ziemliche Furcht gingen die vier Helden an ihre nächtliche Arbeit. Als sie den Tilstergraben vor sich sahen, da begann dreien von den vieren das Herz hörbar zu klopfen und dem vierten wäre es wohl in die Hosen gerutscht, wenn er nicht den Leibriemen recht scharf umgebunden hätte. Wäre es nicht um die Schande gewesen, ich weiß nicht, ob der eine oder der andere nicht doch noch zu guter letzt das Hasenpanier ergriffen hätte.

Nun aber gab es so kein Zurück mehr. Man fand glücklich den bewulsten Ort, an dem der Schatz ruhte, grub voller Eifer und nach einer Stunde stieß der eine Mann, es war ein Häuslamm aus der Lederhose, mit seiner Schaufel auf einen festen eisernen Gegenstand. Ohne ein Wort zu reden, denn beim Schatzgraben darf weder ein Sterbenswörtlein gesprochen, noch ein Auge von ihm abgewandt werden, wurde nun die Arbeit verdoppelt. Und nach einer weissen halben Stunde sahen die Männer wie verrückt einen großen eisernen Trog vor sich liegen. Rasch hatten sie ihn ganz freigelegt und sie stießen nun die mitgebrachten Hebebäume unter, um ihn ganz an die Oberfläche zu befördern. Schon hatten sie die Hebebäume auf den Achseln und der Trog gackte bereits aus der Grube heraus.

Die Männer aber konnten sich vor Freude und Goldgier kaum mehr beherrschen. Da plötzlich hören die glückseligen Schatzgräber ein Geräusch. Es kommt von hinten einer hergeriffen. Allen fährt es durch den Kopf, ja, kann nur die Tilstermannla sein. Aber sie wenden sich nicht kein Auge von ihrem Schatze. Doch da scheint es schon ganz unheimlich hintern Rücken: „Heda, heda, wecha nammert! Das ei da ruta Metzre.“ Da hält es der betreffende Mann vor Angst doch nicht mehr aus, er dreht sich um und sieht lebhaftig das Tilstermannla. Im selben Augenblick aber macht es einen lauten Kracher und die Schatztruhe versinkt wieder auf immer. Seither hat man den Schatz noch oft gesucht, aber nichts mehr gefunden.

Wißt ihr, wie der Mann mit der roten Mütze das Tilstermannla beschrieben hat? Es war ein kleines, schwarzes Männchen, ganz unheimlich und saß auf einem dreibeinigen Ziegenbocke. Nun ist der Schatz weg, aber auch das Tilstermannla will niemand mehr gesehen haben und der Tilstergraben hat all seinen Schreck und gespenstigen Ruf verloren.



Stadt und Kloster Braunau

Das am rechten Ufer der Glotzer Steine gelegene und zum Teil noch mit alten Stadtmauern umgebene uralte sudetendeutsche Städtchen Braunau (405 m) bildet den Mittelpunkt des durch das Hainischengebirge geographisch vom übrigen Böhmen abgeschlossene Braunauer Ländchens, welches wegen seines rotbraunen Erdbodens mit Recht den Namen der „Braunau Aue“ trägt. Bereits im Jahre 1171 mit Mauern umgeben und 1308 mit dem Stadtrecht ausgestattet, erstreckte sich die Stadt ursprünglich zwischen der Marienkirche und dem südwestlich gelegenen Weckersdorf. An ihrer jetzigen Stelle wurde sie neu erbaut, 1321 kamen die Benediktiner nach Braunau und gründeten an Stelle einer alten Burg, welche ihnen der Landvogt 1322 für ein „Klosterlein“ überließ, das berühmte, historisch gewordene Benediktinerstift, das mit der prächtigen, nach dem goldenen Schnitt von 1725 von Kilian Ignaz Dientzenhofer im Barockstil neu erbauten Stiftskirche auf dem felsigen Ufer der Steine thront.

Die Basilika, an deren reicher Ausschmückung bedeutende Bildhauer, Maler und Kunsthandwerker gearbeitet haben, wurde 1861 mit beträchtlichem Kostenaufwand renoviert. Sie enthält eine Anzahl Gemälde von hohem Kunstwert, größtenteils von Michael Willmann, einem der bedeutendsten deutschen Maler des 17. Jahrhunderts, dessen Tätigkeit sich hauptsächlich auf den schlesisch-böhmischen Raum beschränkte. Als besonders wertvoll gelten das Hochaltarbild „Der heilige Adalbert“; und das Bild am ersten Altar „Tod des heiligen Benedikt“. Eine weitere bildliche Darstellung bezog sich auf die von den Hussiten 1421 im Braunauer Kloster und an den Mönchen verübten Gräueln. Sehenswert waren die in der Sakristei befindlichen, mehrere Jahrhunderte alten, von Mönchen angefertigten Schränke, sowie die dort auf-



benutzten prächtigen Meldegewänder und eine Mitra, die in ihren schönen Gold- und Silberstickereien auf Brokat und Seide wertvolle Belege mittelalterlicher Kunstfertigkeit darstellten. Bemerkenswert ist auch die aus Italien stammende Marmorbalustrade, die im 18. Jahrhundert auf direktem Wege nach Braunau gebracht wurde und deren Transport zwei volle Jahre in Anspruch nahm.

In dem im Klostergebäude von den Mönchen eingerichteten humanistischen Gymnasium mit Museum und großer Bibliothek (letztere mit herrlichen Deckengemälden) wurden in der Naturhistorischen Sammlung u. a. auch die zwei berühmten bei Braunau gefallenen Meteorsteine gezeigt. Der größere der beiden Steine, welche am 14. Juli 1847 ganz nahe bei der Stadt niedergingen, wog 24 Kilogramme und wurde, noch ganz warm, 60 cm tief in die Erde eingedrungen, gefunden, während der kleinere, 17½ kg schwer, das Dach und die

Zimmerdecke eines Hauses durchschlag und im Fußboden stecken blieb.

Die am Niederturm an der Südseite der Stadt befindliche kleine Kirche zum heiligen Wenzeslaus steht an der gleichen Stelle, auf der sich die Protestanten im Jahre 1609 auf dem Grund und Boden des Klosters eigenmächtig ein Gotteshaus gebaut hatten, das der Abt des Klosters 1618 schließen ließ. Dieser Vorfall und die zur gleichen Zeit in Klostergrab im böhmischen Erzgebirge unter Verletzung der protestantischen Glaubensfreiheit erfolgte Niederreißung der dortigen evangelischen Kirche führten zu den beiden Hauptbeschwerden der böhmischen Stände in Prag, aus deren weiterer Behandlung sich zunächst der Prager Fenstersturz und dann der 30jährige Krieg entwickelte.



Braunauer Rathaus

Eine besondere Sehenswürdigkeit zu Braunau bildete ferner die auf dem Friedhof südlich der Stadt gelegene hölzerne Begräbniskirche „zu unserer lieben Frau“, welche angeblich schon im Jahre 1127 errichtet worden sein soll. Sie brannte später nieder, wurde aber um 1450 wieder aufgebaut. Das basilikal sehr interessante Gotteshaus gilt als eines der ältesten Holzbauwerke von Böhmen und Deutschland.

An industriellen Betrieben besaß Braunau,



Kirche St. Georg in Braunau

welches auch als Sommeraufenthalt besucht wurde und etwa 7250 deutsche Einwohner zählte, eine Uhrenfabrik, Bilderwerkstätten, Weberei, Spinnerei und Appretieranstalten. Das Stiftsgymnasium, in welchem Ordensbrüder als Lehrer wirkten, wurde bereits 1939 von den Nationalsozialisten geschlossen und mit der Vertreibung der deutschen Bevölkerung nach 1945 auf der 1948 einmündigen Klosteranlage in der Zelenohorskawaldenbruch auch das kirchliche Leben in der Stadt. Die aus dem Kloster vertriebenen Benediktinermönche mit ihrem Abt Dominik Prokop fanden in dem niederbayerischen Kloster Rohr ein neues Domizil, wo sie auch wieder ein Gymnasium unterhalten und die alten Traditionen, die dem Namen Braunau einen so guten Klang gaben, weiter pflegen.

Zum Kloster Braunau gehörig war auch noch die auf dem Berggipfel des Stern (674 m) eine Stunde südwestlich der Stadt über dem Ort Weckersdorf gelegene Kapelle „Maria Stern“ (St. Maria stella matutina), die einen vielbesuchten Wallfahrtsort bildete. Neben dem Kirchlein befand sich eine Pfarrei und ein Gasthaus. Die Erhebung wurde auch von Touristen stark besucht, da man von der Veranda des Gasthauses und dem höchsten bei gelegenen Punkt, dem sogenannten Elisabethhöhen (704 m), eine herrliche Fernsicht genöß.

Die Kirche Wang

Ein Kleinod im schlesischen Riesengebirge war und ist bis zum heutigen Tag in Brückenberg, am Fuße der Schneekoppe, die Kirche Wang. Eigenartig der Bau, doch nicht minder interessant seine wanderarme Geschichte.

In der Stille der norwegischen Bergbauern-gemeinde Valdres hatte man eine aus Stein erbaute neue Kirche erstellt, weil durch den desolaten Zustand des Jahrhunderts alten, aus Holz gebauten Stabkirchleins eine Vergrößerung und Renovierung nur mit sehr hohen Kosten hätte unternommen werden können. So sollte das geliebte alte Kirchlein abgebrochen werden.

Glücklicherweise gab es in der Gemeinde auch einige mutige Männer, die sich zu damaliger Zeit schon als Denkmalschützer verstanden und die versuchten, das Kirchlein zu retten. Der bedeutende norwegische Maler Olafsjøe ließ sich in Verbindung mit Unterstützung, damit das Bauwerk im Oktober Schloßpark oder auf einem Besitztum eines Grafen wieder aufgestellt werden konnte. Als einzigen Ausweg fügte die Behörde eine wohl einzigartige Entscheidung, daß die Kirche an den Meistbietenden versteigert werde.

Schließlich kam Dahl auf den Gedanken, den Ankauf des Kirchleins dem von allen Zeitgenossen als Kunstförderer gerühmten Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. vorzuschlagen. Der kunstsinrige und fromme Herrscher sagte begeistert zu, und ebends wurden die Verhandlungen zwischen Valdres und Berlin aufgenommen.

Am 18. Januar 1841 fand die mit Spannung erwartete Versteigerung statt. Dahl gab das höchste Angebot ab und damit – das wollten allerdings nur wenige – kam das Stabkirchlein in den Besitz des deutschen Königs.

Schon im gleichen Sommer wurde mit dem Abbruch begonnen. Zuvor hatte ein deut-

scher Architekt den Auftrag erhalten, das aberlärmliche Gebälde in seiner ursprünglichen Form zu zeichnen und dann auch die Zerlegung zu überwachen. Nach Wochen mühseliger Arbeit und nicht ohne Zwischenfälle, begannen dann die schwierigen Fahrten. Ende August ging die kostbare Fracht per Schiff über Bergen durchs stürmische Skagerrak und Kattegat nach Stettin. Am 21. Oktober war die gefährliche Fahrt, trotz erheblicher Beschädigung des Schiffes und der Ladung, glücklich beendet. Ein geräusiger Lastkahn brachte das alterschwache Gebälk bis nach Berlin, wo es über den Winter in einem Museum aufbewahrt wurde.

Zunächst hatte der romantische König verlangt, das Denkmal ultrordischer Baukunst auf der Pfaueninsel bei Potsdam wieder aufrichten zu lassen. Doch bei Anfertigung im Lößbergschloß Erdmannsdorf im Vorlande des Riesengebirges, brachte bei die Gräfin Breden, die Schloßherrin von Buchwald dazu, das Kirchlein wieder im Gebirge aufzustellen. Der König war einverstanden und hat die Gräfin, einen geeigneten Bauplatz zu suchen.

Am schwarzen Berge Brückenbergs war die geeignete Stelle gefunden. Als die brüchige Last von Berlin aus nach vierzehntägiger Fahrt auf der Oder und weiteren siebenzehn Tagen mit Pferdegespannen in Hochsüßental einzuf, war der Anblick der Höhen alles andere als ermutigend, denn die erworbenen Kirchenreste machten nur einen geringen Teil der zum Wiederaufbau der Stabkirche erforderlichen Höhen aus. Nun waren es die stammgefeierten Weiterlichten des Riesengebirges, die gutes Baumaterial lieferten. Der junge Zimmermeister Grosser aus Schmiedeberg, leitete umsichtig das Aufgebot der Handwerker. Graf Schaffgotsch, der Grundherr, hat in aller Stille auch viel zum Gelingen beigetragen. Mit

seltener Begeisterung spannten sich alle Kräfte bis zur Vollendung des edlen Werkes ein.

Vom König bis zum ärmsten Brückenberger Häusler und den Bewohnern aus der Umgebung halfen alle mit. Mit großer Anteilnahme und Sachkenntnis verfolgte der König die Vorbereitungen, entwarf die Skizze für den Glockenturm, und gab Anweisungen zum Bau. Friedrich August Stüler, der geniale Erbauer der Berliner Nationalgalerie, des neuen Museums und der Schloßkuppel, beteiligte sich mit Entwürfen und Vorschlägen. Großen Anteil am künstlerischen Gesamterfolg lieferte ein kleiner Handwerkermeister: der Holzschnitzer Jacob aus Kupferberg. Die zierlich gearbeiteten Kapitelle und die stilgerechte Ergänzung verlorengegangener Schnitzereien, und als Krönung das einzigartige Eichenholz-Kreuz. Nur mit Unterstützung von allen Seiten war es dem strebsamen Baumeister Harrmann möglich, seiner schweren Aufgabe gerecht zu werden. Auch die Buchwörter

Jahre, mit viel Geschick und sicherem Verständnis die schwierigen Verhandlungen bis zum glücklichen Ende.

Durch edle Gemeinschaft ist damals viel geleistet worden. Der von Witterungsunbilden mehrfach unterbrochene Bau wurde nach zwei Jahren fertiggestellt. Am 28. Juli 1844 war der Tag der Einweihung.

Eine riesige Menschenmenge, aus vierzehn Ortschaften herbeigezogen, erwarteten die Ankunft ihres Landesvaters und der Königin, die mit nicht endenwillendem Jubel begrüßt wurden.

In Anerkennung und Dankbarkeit ließ der Preußenkönig neben der Kirche den Redenbrunnen mit folgender Aufschrift errichten:

„Die uralte Kirche von Wang in Norwegen vom Untergang gerettet, wurde auf ihren Rat hier neu aufgerichtet“.

So war der Kulturwelt ein Denkmal alt-nordischer Baukunst erhalten worden, durch die Tat eines Preußenkönigs und dem edlen Gemeinschaffen der Völker.



Kirche Wang

Vaterland

Heinrich Heine's Gedicht.

Sei mir gegrüßt, du Land der alten Sagen,
Wo einst der höchste Heldenthum gekämpft,
Wo früher keine stolzen Turgen lagen
Dem sichern Aufenthalt in Krieg und Zeit!

Sei mir gegrüßt, ihr Hüden Heldenmänner,
Durch die der Weltstrom sich hingießt voll,
Wo alle, keine Mäcker, keine Frauen,
Die Hiebe aller Zeiten, fremd gewollt. —

Sei mir gegrüßt, ihr stolzen Bergeshöhen,
Wo keine Aussicht sich dem Auge lost,
Der mächtigen Berggipfel's Tüfte werden
Im auch der Jugendalter, nicht Zeit!

Sei mir gegrüßt, ihr heiligen, stillen Hüter,
In euren Schutten nur ist froh die Brust,
Wo oftmals jag kein trüben Morgenstern
Der trübe Sieger aus der Weltmannschaft.

Sei mir gegrüßt, verblühter heiliger Schutten,
Die man mit Ehrfurcht und Bewunderung verehrt,
Die einst so trübe hier gemagert hatten,
Und deren Ehre die Geschichte verehrt.

Sei mir gegrüßt, du meine Grabeshütte!
So ruh' ich noch, wenn einstens kriecht mein Bild,
Dann hier' ich auch im tiefen Erdbette
Und trübe still von Nacht vergangener Zeit!

Als Großvater die Großmutter nahm

Es liegt im Riesengebirge ein deutsches Dörfchen hart an der tschechischen Sprachgrenze. Man schrieb das Jahr 1863. Dort lebte ein aufgewecktes, fleißiges, begütertes Bauernmüdel, „s' Tischler-Arnla“. Ihr Vater, dessen Vorfahren schon viele Generationen hindurch da lebten, war Tischler, betrieb die Kleinbesserei und schenkte nebenbei noch Bier aus. Die Fabrikeute, die mit ihren müden Gläuln vor den Pflachsfuhrwerken von Weißer, von Lemberg, von Warschau oder aus der Wierstadt heimkehrten, hielten noch einmal vor dem letzten Hügel, dem Kapellenberg, Rast und kehrten zum Trunke in der Schenke ein. So war das „Tischler-Arnla“ bei allen Fuhrleuten bekannt und beliebt. Aber weder diese lustigen Gesellen, noch die Bauernsöhne des Dorfes hatten Glück bei ihr. Sie war bereits 20 Jahre alt und wartete noch immer auf ihren „Auserwählten“. Da kam ein emsig tschechisch mit Schickanitz (sic) trinkend ein Bier bringend „Anala“ und Wotta bei. Noch lebten zu dieser Zeit die beiden Nachbarvölker in friedlicher Eintracht. Doch, daß sich Tischlers Arnla einen „Fremden“ nahm, wurde von jung und alt des Dorfes aufs höchste mißbilligt und machte ihr den Brautstand schwer. Aller üblen Nachrede zum Trotz heiratete sie ihren Sattlermeister und zog mit ihm ins Nachbarstädtchen „Hoch an der Elbe“ gelegen. Sie zog aus mit gefüllten Truhen, selbstgesponnener und gewebter Leinwand, mit ihrer seidernen und ihrer Werktagstracht, ihrer Gold- und Silberhaube und sechs wundervoll gestickten weißen Krütchenhauben. Schön polierte und zum Teil eingelagte Eichenmöbel zierten das neue Heim. Noch heute sehe ich im Geiste die schöngeformten Tassen und Teller im Glaschrank, auf dessen gute Sprüche genau waren, wie „Wohl bekomms“, „Dein Glück blühe“. Eines der schön gezielten „Tüpfeln“ hatte seine besondere Bedeutung. Es stand in der Ecke

von der „Almer“ und war das Spornüpfel der guten Großmutter. Die ersten Spargroschen galten der Abzahlung der „3 begobten Gulden“, mit deren das kleine Geschäft begonnen worden war. Im zweiten Jahr der jungen Ehe rollten über die Wiege des ersten Kindes die Kanonendonner von Trautenau im preußisch-österreichischen Kriege 1866. Großmutter hatte bereits ihr Bündel geschickt und wollte mit der Nachbarin in ein Gebirgsdorf flüchten. Es blieb aber damals nur bei den Vorbereitungen. Das junge Eheglück blühte. Fast Jahr für Jahr kam ein Kind zur Welt, immer schön der Reihe nach ein Müdel und ein Junge, von denen ein einziges Kind als Säugling starb. Elf Kinder wurden großgezogen. Drei von ihnen starben im Entwicklungsalter. Alle übrigen, drei Söhne und fünf Töchter, wuchsen zu tüchtigen Menschen heran. Durch Mutter und Kinder wurde der tschechische Vater ein Deutscher. Deutsch waren die Gebote, deutsch die Mutterplache, deutsch die Schule und deutsch der Kundkreis. Alle Kinder konnten aber auch die tschechische Sprache, da der Großvater in seiner Werkstatt von Jahr zu Jahr mehr deutsche und tschechische Lehrbuben und Gesellen einstellen mußte. Alle allen gemeinsam am Familientisch und wurden gemeinsam vom Meister erzogen. Viele dieser Lehrbuben und Gesellen waren tschechischer Herkunft, da zu jener Zeit zumeist nur die bescheidenere und anspruchlosere tschechische Jugend ein Handwerk erlernte. Die deutschen Jungen waren meist aus dem Bauernstand, blieben auf den elterlichen Höfen oder wurden Fuhrknechte, die die weißberühmten Leinen- und Schleierstoffe des Riesengebirges auf ihren Pflachswagen durch die Welt fuhren. Es kamen aber auch die 70er und 80er Jahre, in denen die ersten Flachspinnereien und Wöbereien mit Maschinenantrieb in unserem Städtchen entstanden. Dorthin gingen

deutsche Jungen und Mädel schon während ihrer Schulzeit spulen und huseln und blieben lieber Fabrikarbeiter oder wurden Schreiberlein, als daß sie ein Handwerk erlernten. Die Deutschen hatten zum Großteil, sehr zu ihrem Schaden, das alte Sprichwort „Handwerk hat goldenen Boden“ vergessen. Und das Handwerk jener Zeit hatte wirklich goldenen Boden. Selbstverständlich mußte eiserner Fleiß dahinter stehen.

Das Handwerk meines Großvaters erblühte mit dem Reichwerden der Fabrikanten. Diese hielten sich schöne Pferdegespanne für Schwer- und Leichtfahrwerke, reichliches, schönverziertes Geschirr- und Sattelzeug, bestausgestattete offene und geschlossene Kutschen für den Sommer und weichepolsterte und schön geschnitzte Mutschschlitten für den Winter. Alle diese Fahrzeuge und alle Geschirre fertigte mein Großvater mit meisterlicher Geschicklichkeit an. Die Großmutter und die heranwachsenden Töchter nähten und häkelten oft bis tief in die Nacht Filze, Decken und Bekläge für die Pferde. Großvater hatte indessen sein eigenes Haus gebaut. Zwei Kutschlaternen im Wohnzimmerfenster waren das Wahrzeichen des Hauses. Eine Bank vor dem Hause, recht lang und breit, für die große Kinderschar am Tag und für den feiernden Meister mit den Gesellen am Feiertagabend, oder für einen nachbarlichen Sonntagsplausch war stadtbekannt. Von Jahr zu Jahr vergrößerte der emsige Meister an Seite seiner arbeitsschaffenden, energischen Frau sein Geschäft. Er war nicht Sattlermeister allein geblieben, er gründete mit seinen heranwachsenden Söhnen eine Wagenbauerei. Die Söhne hatten das Schmiedehandwerk und die Wagnererei erlernt, einer hatte die Handelschule besucht, Meistergesellen arbeiteten in der Lackiererei und wieder andere in der Sattlerei. Trotz dieses Aufschwunges blieb der Großvater seinem erlernten Handwerk treu und trug stets bis ins hohe Alter seine grüne Sattlerschürze mit Stolz



und in Ehren. Einige wenige Jahre nach der Jahrhundertwende legte er sich eines Tages mitten aus der Arbeit heraus auf das Sofa und den nächsten Morgen war sein arbeitsreiches, äußerst anspruchsloses Leben beendet. Noch in seinen letzten Lebenstagen war es ihm gegönnt, die zukünftige Existenz eines stieggebauten Gesellschafterkindes zu sehen. Das mitteleuropäische, ein rotes, plätscherndes und stinkendes Urding, sah er kopfschüttelnd die Straße daherkommen. Dies war die Parfüm einer neuen Zeit. Die gute alte gemütliche Kutschzeit war vorbei, die Pferdegespanne wurden durch die Maschine ersetzt. Nach dem Tode des Großvaters stand man die Großmutter allein mit ihren heranwachsenden Töchtern und Söhnen vor einem schönen Erbe. Der Wohlstand war nicht allein durch die Arbeit des Großvaters gewachsen, er war zum Großteil auch ihrer Sparsamkeit und ihrem nie rastenden arbeitsamen Leben zu danken. Wie oft erzählte Großmutter, daß sie in den ersten Jahren ihrer Ehe bis zum frühen Morgen gearbeitet hat. Sie mußte ja Tag und Nacht neben der Hausarbeit und der Versorgung der vielen Kinder noch tüchtig im Geschäft des Mannes mithelfen. Freudentage waren es für sie, wenn ihre Freundinnen vom Dorfe sie besuchten

und sie ihnen den von Jahr zu Jahr wachsenden Segen der Arbeit vor Augen führen konnte. Da zeigte sie mancher von ihnen in vertwäter Stunde die Vorräte an Ausstattung für ihre Töchter. Jede der fünf Töchter bekam in den Hausstand alles so, wie es Bürgertöchtern der damaligen Zeit ziemte. Alles dies hatte sie mit den Spargroschen aus dem schön bemalten „Tüpfel“ in der „Armer“ nach und nach geschaffen. Und wieviel Paar Strümpfe strickte sie eigenhändig! Bekam doch jede der Töchter über 12 Paar handgestrickten Strümpfe in die Ausstattung und die Söhne ihre Socken.

Rudolf Kluge

Eine erfolgreiche Predigt

Es war ein gewöhnlicher Werktag. Die Pfarrkirche in einem Ort des Riesengebirges war aber trotzdem bis zum letzten Platzchen gefüllt. Ein Fremder hätte die Augen aufgerissen vor Staunen über den Anblick dieses riesigen Pfarrkirchens. Der neue Herr Pfarrer jedoch hatte seine Schäflein bald durchschaut und wußte schon die Böcke von den Schafen zu unterscheiden. Er wollte auch, was heute so viele im Kirchlein lieb. Die Neugierde war es. Nach dem Frühgottesdienste fand nämlich eine Trauung statt. So etwas ist aber die Bewohner seiner Pfarrgemeinde nicht zu Hause. Wer nur halbwegs abkommen konnte, der mußte dabei sein, sonst wäre ja die Trauung nicht göltig gewesen. Und die das ganze Jahr fürchteten, durch ihren Eintritt vielleicht das Gotteshaus zu entweihen, die waren bei solchen Anlässen die ersten. Da reckten sie ihre Häse wie es die Gänse tun, wenn sie wo einen Zopf wackeln sehen. Da ließen sie auch ihre Müschchen, die sie sonst beim Gottesdienst mit Not und Mühe bezwangen, öfters auf- und zuklappen. Und wenn es net tat, da stiegen sie auch mit ihren parfümierten Fußbehältern auf die Bänke, um ja recht gut – nicht zwar auf

Was das ein eifriges Schaffen und Nühen, wenn wieder eine Tochter im Brautstand war! Das bedeutet nicht nur für die Töchter und Söhne, auch für die nimmermüde Mutter des Hauses die „Hohe Zeit“. Für alle die Sorgen und Plagen bereiten die Kinder in Dankbarkeit ihrer Mutter einen schönen Lebensabend. 15 Enkel sah sie noch zu ihren Füßen spielen und zu rechtschaffeneren Menschen heranwachsen. Damit hatte sie die Krone des Lebens erhalten. Höchstbetagt starb sie, ihr Leben blieb als Vorbild in den Herzen ihrer Enkel erhalten.

den Altar – sondern auf das Brautpaar sehen zu können.

Als dies ihr neuer Pfarrer zum ersten Male gesehen hatte – wäre es möglich gewesen – so hätte sie wofen hinauslaufen und umst die Heiland die Verkäufel an dem Tempel. Er sann also auf ein anderes Mittel und nun hatte er es gefunden. Nur noch das Brautpaar mußte seiner Bitte willfahren und dann sollten seine Pfarrkinder von ihrer Neugierde geheilt werden. Das Herz klopfte ihm schon vor Freude, da er sich die immer länger werdenden Gesichter seiner Schäflein vorstellte.

Der Augenblick nahte. Das Brautpaar kletterte an den Altarstufen. Der Pfarrer trat hinzu. Heute war er nicht wie sonst einen zürrenden Blick auf die sich drängende Menge. Dafür aber neigte er sich zum Bräutigam, den er gut kannte, um ihm etwas leise ins Ohr zu flüstern. Er fragte ihn nämlich, ob er nicht auf dem feierlichen Auszug durch das Haupttor verzichten und durch die Sakristei die Kirche verlassen möchte. Auch den Grund dieser Bitte hatte er beigelegt. Der Bräutigam und sein liebes Brautchen waren gern einverstanden. So war dann alles in Ordnung.

Die Trauung war vorüber. Das Brautpaar und die Hochzeitsgäste verloren sich in die Sakristei. Alles wartete. Sie kamen nicht. Langsam begann es in den Köpfen der „Ardächtigen“ zu dämmern. Sie drängten sich zu den Türen, doch – welcher Schreck! – sie waren alle versperrt. Ein Rasen ging durch die Menge. Mancher hatte seinem Zorn freien Lauf lassen wollen, aber soviel Ehrfurcht vor dem geheiligten Raume hatte sich doch jeder aus seiner Kindheit herübergerettet, um dies zu unterdrücken. Was aber machen? Ein Ausgang war zwar noch, durch die Sakristei. Doch da trat gerade der Herr Pfarrer heraus und schritt bedächtig dem Predigtstuhl zu, langsam, wie einer, der von der Geduld seiner Gläubigen bis ins Innerste überzeugt ist. Er bestieg die Kanzel, überschau mit einem ruhigen Blick das ganze Gotteshaus und begann dann mit herzlicher Stimme:

„Meine lieben Pfarrkinder! Vor wenigen Augenblicken haben wiederum zwei brave Kinder unserer Gemeinde den Band fürs Leben geschlossen. Mit Freude begrüßen

wahrgenommen, daß Ihr alle so regen Anteil an ihrem Schicksale nahmet und so geduldig hier ausharret. Damit aber Eure Teilnahme dem neuen Ehepaare nicht von Segen sei, wollen wir nun gemeinsam vom himmlischen Vater eine reiche Fülle von Gnaden auf sie herabrufen.“

Er kniete sich nieder und begann nun recht andächtig eine lange Litanei vorzubeten, an die er noch etliche Gebete anfügte. Die verdutzten Kirchgänger – nämlich jene, deren Kniegelenke infolge des wenigsten Gebrauchs bereits eingeroset waren – mußten nun gleichfalls in die Knie sinken, um nicht von den anderen übersehen zu werden. Und als der Pfarrer endlich geendigt hatte, da arbeiteten sie sich mit Mühe wieder in die Höhe, um mit beschwerlichem Schritte den Türen zuzueilen, die sich ihnen nun öffneten.

Still verloren sie sich in ihren Klausen, um diese schmerzliche Predigt zu verdauern. Von ihrer Neugierde aber waren sie geholt. Dabei hatten sie noch gelernt, wozu man dem Geirg in die Kirche geh.

Gerold Effert

Sonnenblumen

Sicher, ich hatte geglaubt, daß dieser Abstecher auch enttäuschend erden konnte; was war schließlich von einem Wiederschen nach dreißig Jahren zu erwarten, nach einem ganzen Menschenalter, wie man früher sagte? Ein Unterrichtsler wie ich derikt nichtern, auch über sich selbst, und ich wußte, daß ich nicht mehr das halbe Kind von damals war, sondern ein Mann in mittleren Jahren, mit Bauchansatz und Geheimnissecken. Und auch Jarmila war nicht mehr das Mädchen mit schwarzen Zöpfen; sie hatte längst geheiratet und mußte zwei oder drei Kinder haben.

Während ich von Prag aus, wo ich früher als erhofft meinen Vertrag abgeschlossen hatte, nordwärts fuhr, versuchte ich mir vorzustellen, wie sie aussahen mochte: etwas

rundlich war sie geworden, und um die Augen zeigten sich erste Falten, aber das Lachen saß ihr locker in der Kehle wie früher, und sie redete noch immer so schnell, daß sie sich manchmal verhaspelte. Vielleicht war sie ihrer Mutter ähnlich, stand wie sie hinter dem Schwarztisch, spülte mit linker Hand die Gläser, drehte am Zapfhahn und ließ das Bier schräg in die Becher laufen, bis die Schaumkrone über den Rand stieg und trotzdem kein Tropfen hanblief.

Es regnete während der ganzen Fahrt, und auf der Straße standen große, lehnbraune Plätzen. Obwohl mir schlechtes Wetter sonst nichts ausmacht, spürte ich, wie eine ganz grundlose Mißstimmung in mir aufkam. Dieses Gefühl hätte mich warnen

müssen: wäre ich nach Prag umgekehrt, um durch die Stadt zu bummeln und den Abend in einem Kabaren oder Marionettentheater zu verbringen, eine Enttäuschung wäre mir erspart geblieben. Statt dessen fuhr ich in ein böhmisches Dorf, wo ich geboren war und meine Kindheit verlebt hatte, Tür an Tür mit Jarmila.

Während die Scheiberröcher mechanisch hin- und herpendelten, sah ich sie auf einmal vor mir, die Größten in ihren Wangen, ihre dunklen Augen; aus ihrer Schürzentasche holte sie eine Handvoll Sonnenblumenkerne und reichte sie mir hin. Während wir über die Wiese hinter dem Gasthaus rannten und uns im Schatten des Walnußbaums lagerten, liessen wir die schwarzen Schalen auf, holten den wirzigen Samen heraus und aßen ihn. Er schmeckte süß und ölig, fast so gut wie die Walnüsse, die noch, grünschling geschützt, im Wipfel reifen. In jedem Frühjahr pflanzte Jarmilas Großmutter Sonnenblumen an, um im Winter die Vögel damit zu füttern, und wenn der Regen nachließ, an gewissen Jarmila und ich die nach wachsenden Pflanzen, die uns bald überragten und langsam ihre Blütenblätter entfalten. Wahrscheinlich trug mich die Erinnerung, aber es mußten viele Dutzende von Sonnenblumen sein, die von einem gelbflammenden Blütenkranz umgeben, über uns im Wind schaukelten, und noch bevor die Samen reif wurden, machten wir uns daran, dem Vorbei der Großmutter zum Trotz, den letzten Stengel herabzubiegen und zu pflücken.

Als ich in den Ort hineinfuhr, schaltete ich in den zweiten Gang zurück. Es war schwieriger, als ich vermutet hatte, mich in die Vergangenheit zurückzutasten; vieles war mir fremd geworden. Hasel- und Nistdornbüsche wucherten, wo früher ein Gehölz gestanden hatte, und gleich hinter einer Straßenbiegung war ein breites Mietshaus gebaut worden, vielfenotrig und längst nicht mehr neu, während damals an dieser Stelle ein ausgedehnter Grasgarten gelegen hatte,

wo wir Kinder manchmal Kirschen und später im Jahr Äpfel gestohlen hatten.

Noch wäre es möglich gewesen, umzukehren oder weiterzufahren, an Jarmilas Haus vorbei, und mir in der nächsten Kreisstadt ein Quartier zu suchen. Aber ich unterdrückte die Enttäuschung, parkte meinen Wagen da es zu regnen aufgehört hatte, vor unserem alten Haus, das offenbar noch bewohnt war.

An der Haussocke, mit einem Nagel tief in den Verputz eingekratzt, fand ich neben dem Anfangsbuchstaben meines Vornamens ein J, und ich erinnerte mich, an welchem Tag wir die Zeichen eingeritzt hatten: am Ende eines Augustabends unten am Fluß, als wir uns versprochen hatten zu heiraten, wenn wir erst erwachsen wären. Das mußte im letzten Sommer zu Hause gewesen sein, kurz bevor ich mit meiner Familie ausgewiesen worden war.

Zwischen unserem Haus und dem Gasthof lief jetzt, von Dornenhecken gesäumt, ein schmaler Weg, und während ich ihn entlangging, um die Häuser von rückwärts zu sehen, kam mir die alte Schlacke unter meinen Füßen. Der Walnußbaum stand noch, und einige Äste ragten über die Hecke hinweg. Auf dem Weg lag, noch halb von der behäuflich leulenden Hülle umschlossen, eine Walnuß. Ich hob sie auf, löste sie heraus, wobei ich mir die Finger schmutzig machte, und ließ sie in meine Manteltasche gleiten.

Dann kehrte ich um und ging, da der Regen wieder einsetzte, auf das Gasthaus zu. Irregulär war die Fassade neu gestrichen worden, aber an manchen Stellen begann die Farbe bereits wieder abzubliättern; man konnte sogar unter der tschechischen Aufschrift die alten Frakturlettern erkennen.

Ich stieg die Sandsteintreppe hinauf, blieb einen Augenblick im Flur stehen, wo sich nichts verändert zu haben schien, und betrat dann die Gaststube. In der Ecke saßen einige kartenspielende Männer, und Schwaden von Tabaksqualm hingen in der Luft. Während ich auf den freien Ecktisch

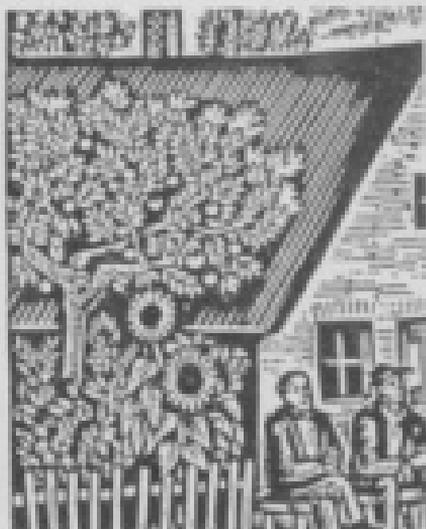
zuzuging, blickte ich hinüber zum Ausschank, hinter dem eine dunkelhaarige Frau stand. Kein Zweifel, das war Jarmila. Aber wie hatte sie sich verändert! Ihr Haar hing ihr unordentlich in Strähnen herab, und selbst auf die Entfernung konnte ich sehen, wie fleckig ihre Schürze war. Statt auf sie zuzugehen, legte ich meinen Mantel ab, befründet, verwirrt und setzte mich hin. Sie trat auf mich zu, redete mich tschechisch an, und ich blickte zu ihr auf, wartete gegen alle Vernunft darauf, daß in ihren Augen etwas aufflackerte, die Freude des Wiedererkennens oder Verlegenheit, und bemalte, obwohl ich es auch in ihrer Sprache hätte sagen können, auf deutsch ein Bier. Sie nickte müde, und ich bemerkte, daß ihre Gesichtshaut talgig und blaß aussah.

Jarmila, wollte ich sagen, erkennst du mich nicht mehr? Aber sie hatte sich bereits abgewandt, ging zu den Kartenspielern hinüber, die ebenfalls Bier bestellten; einer rief ihr etwas zu, was ich nicht verstand, worauf die anderen in Gelächter ausbrachen.

Während sie die Eier an ihren Tisch und die Gläser laufen ließ, nahm ich mir vor, sie anzusprechen, wenn sie mich bediente; aber ich wußte, der Augenblick war bereits verpaßt, und es war zu spät, sie anzufragen und lachend anzusenden. Ich war beinahe froh darüber, daß sie mir mein Glas rasch hinschob, wortlos, und mit dem Tablet zu den anderen Männern hinüberging.

Das Bier war kühl und schmeckte mir, auch tat es mir gut nach der langen Autofahrt, mich umtätig zurückzulehnen. Trotzdem beüllte ich mich, das Glas auszuheeren und zu bezahlen. Ich hatte auf einmal Angst, sie könne auf mich zutreten, mich in ein Gespräch ziehen und doch noch wiedererkennen. Jarmila aber saß auf einem Hocker hinter dem Scharitisch, blätterte in einer Zeitung; nur manchmal, als ich zum Fenster hinausah, glaubte ich sekundenlang ihren Blick zu spüren.

Der alte Schuppen, wo wir oft Verstecken gespielt hatten, stand immer noch. Rechts daneben bemerkte ich das Beet mit den



Sonnenblumen; aber die tellerförmigen Blütenkörbe waren schon abgeschnitten und hingen unter dem Schuppensdach zum Trocknen. Manche Stängel hatte man umgehauen, so daß sie auf dem rassen Boden lagen.

Ich hatte es eilig, mein Glas auszuräumen und zu bezahlen. Noch einmal nahm ich mir vor, Jarmila zu sagen, wer ich sei; ihr Freund, ihr Spielkammerad von früher, doch während sie starrte das Wechselgeld auf die fleckige Tischplatte klirpern ließ, brachte ich kein Wort über die Lippen. Verstört über meine Befangenheit, verließ ich die Gaststube, ohne noch einmal zum Ausschank hinüberzusehen. Blickte sie mit, als ich rasch zu meinem Wagen ging, hinter den Scheibergartinen nach? Hatte sie mich vielleicht doch erkannt? Ich weiß es nicht und werde es nie erfahren.

Nachdem das Dorf hinter mir lag, hielt ich an, um zu überlegen, was ich tun und wo ich übernachten sollte. Dabei glitt meine Hand nervös in die Manteltasche und griff nach der Naß. Ich stieg aus, hob einen Stein vom Straßennord auf und schlug, wie ich es als Kind viele Male getan hatte, damit die Schale auf. Sie war leer.

Unterirdischer Gang bis nach Schatzlar

Der Fürstenkretscham in Michelsdorf im Riesengebirge

Vom Schmiedeberger Paß (722 m), einem der schönsten Aussichtspunkte im Riesengebirge, wo sich mehrere Straßen und Wege kreuzen, führt die Schmiedeberg-Liebauer Chaussee über das sogenannte „Ausgespann“ (791 m) in Köhren hinab in das bewaldete Goldbachtal und weiter über Klette und Herrsdorf städtisch nach dem Kirchdorf Michelsdorf (530-560 m), das sehr schön am Goldbach und am Fuße des Kolberkarrens gelegen ist.

Am Beginn des Dorfes steht rechts an der Straße ein malerischer Block- und Fachwerkhau aus dem 16. Jahrhundert, genannt der „Fürstenkretscham“, dessen Grundmauern gegen 900 Jahre alt sein sollen. Nach den Resten alter Urkunden, die sich in der Schöppnblade des Dorfes befanden, ist ein böhmischer Fürst Wladysken der Erbaser (1017-1019) Besitzer des Gebietes gewesen. An diesen Fürsten soll auch noch die in der SW an dem Ort ansteigende Anhöhe „Fürstenknoche“ (605 m) erinnern.

Der geschichtlichen Überlieferung zufolge aber hat der alte Kretscham seinen Beinamen erst nach einem heimlichen Treffen deutscher Staatsmänner in der Zeit der Befreiungskriege erhalten. Am 14. September 1810 konferierten in dem Kretscham der in Österreich in der Verbannung lebende Minister Reichsfreiherr von Stein und Staatskanzler Fürst von Hardenberg im Beisein des Grafen Roden (Buchwald), nachdem Stein vor den Franzosen nach Österreich geflüchtet war und in Brünn im Exil lebte. Bei dem Grafen Freiherr W. v. Roden (1752-1815) und dessen Gemahlin, geb. Freiin von Riedesel, auf Schloß Buchwald im Riesengebirge hatte der große deutsche Staatsmann Freiherr v. Stein auf seiner Flucht nach Böhmen im Winter 1808/09 für einige Tage herrliche Aufnahme und Hilfe gefunden.

Als Stein vor Napoleons Häschern auch in Buchwald nicht mehr sicher war, brachte ihn der Graf selbst im eigenen Schlitzen in einer Winternacht über den Schmiedeberger Paß nach Trautenau. Mit einem österreichischen Paß, den ihm seine Gemahlin besorgt hatte, passierte der gestürzte und gelichtete Freiherr als ein „Herr von Voigt“ auf der Paßhöhe bei Liebau die österreichische Grenze. In seiner Begleitung befand sich Graf Karl von Geffler, ein Freund Rodens. Von Trautenau aus schrieb Stein am 16. Januar 1809 einen Brief an die Familie Roden in Buchwald, in dem er dieser seine Dankbarkeit und Liebe für die gemessene Gastfreundschaft bekundet und seine Weiterreise nach Prag ankündigte, wo er am Abend des nächsten Tages zu sein hoffte.

Die sie gebrüchten Konversation, die Freiherr v. Stein mit dem Fürsten Hardenberg am 14. September 1810 in dem Kretscham in Michelsdorf führte und welche der Vorbereitung der Erhebung diente, lesen wir in dem Werk von Gerhard Ritter „Stein – Eine politische Biographie“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1958) u. a.:

„Seine Niederschrift diente ihm als Vorbereitung zu einer mündlichen Aussprache, zu der Hardenberg in großer Heimlichkeit (jedoch mit Einverständnis des Königs) am 14. September mit ihm an der böhmisch-schlesischen Grenze in dem Örtchen Herrsdorf zusammenfand. Über diesen Verlauf wissen wir nichts Näheres. Es scheint jedoch, daß die persönliche Anziehungskraft des großen Diplomaten auch diesmal ihren oft bewährten Zauber ausübte... Seit dem Tage von Herrsdorf sieht man ihn erst recht bestrbt, die Politik Hardenbergs gegen ihre Angreifer zu verteidigen; brieflich hat er ihm später noch

mehrfach seine politische Sympathien bezeugt“.

Die Braugerechsamten und Schankberechtigten als Kretscham dürfte der historische Block- und Fachwerkbau im Riesengebirge (Michelsdorf hängt mit Hermsdorf städtisch unmittelbar zusammen) bereits vor mehreren Jahrhunderten im Mittelalter besser haben. Sein letzter deutscher Besitzer war Herr Heinzel. Eine schöne Federzeichnung von dem Gebäude, das nach Dr. Ing. H. Franke 31,5 m lang, 12 m breit ist und eine Höhe des Fachwerks von 3,95 m aufweist, enthält das Buch von Dipl. Ing. Architekt Ludwig Loewe „Schlesische Holzbauern“ (Werner-Verlag, Düsseldorf 1969), in dem wir über den Bau und dessen Geschichte die nachstehenden Angaben finden:

„Die Straße von Liebau nach Hirschberg führt über den 942 m hohen Schmiedeberger Paß, eine Einsenkung zwischen dem Riesengebirge und dem Landesbater Kamm. Kurz vor der Paßhöhe (100 m) auf Michelsdorf (siehe zwei schwarze Kreise) enthält der Ort Kretscham, dessen Beiname auf hier stangefundene geheime Zusammenkünfte des Fürsten Hardenberg und des Feldherren von Stein zurückzuführen ist, die im Jahre 1813 den Widerstand gegen Napoleon unterstützten. Das auf einem mächtigen Sockelmauerwerk stehende hohe Fachwerk ist durch Mannfiguren gekennzeichnet. Der Dachstuhl wird von gewaltigen Säulenkonstruktionen getragen. Das Alter des Bauwerkes wird nach einer örtlich aufgefundenen Urkunde auf das Jahr 1612 zurückgeführt. Ein böhmischer Edelmann hat es errichtet. Nachweisbar ist ferner das Abhalten von bürgerlichen Gerichtssitzungen in der 10,8 x 11,5 m großen Stube. In ihrer Mitte stand eine Säule mit einem Durchmesser von 29x39 cm, an der die Delinquenten angeblich festgebunden wurden. Im Jahre 1940 konnte das schöne Gebäude in gemeinsamer Arbeit mit Herrn Prof. Dr. Grundmann instand gesetzt werden“.

Der Volkskundler Gustav Richter, der sich besonders um das östliche Riesengebirge verdient machte, hielt den ehrwürdigen Bau in Michelsdorf auf Grund seines Bauungspräges für die älteste Bauliste des Gebirges. In einem Beitrag „Die Gebirgsbauten“ in dem von Dr. Karl Hausdorff herausgegebenen Handbuch „Unser Schlesien“ (Karl Mayer-Verlag, Stuttgart 1954) schrieb er u. a.:

„Als die älteste dieser Bedarfs- und Gaststätten, dieser Bauten, kann der Fürstankretscham in Michelsdorf im Kreis Landesbater angesprochen werden, also gewissermaßen vor dem Anstieg der alten Straße von Liebau über den nur 725 Meter hohen Paß nach Schmiedeberg. Seine Grundmauern stammen etwa aus der Mitte des 11. Jahrhunderts. Hier war der Ausspann und Vorspann für die Fahrwerke, die über das Riesengebirge strebten...“

Richter bringt den alten Kretscham in dem Gebirgsdorf mit dem frühen Bergbau oberhalb Schmiedeberg zusammen. Die beiden Paßwerke (siehe auf der linken „Einzelkarte“) zwischen der Bergstadt Schmiedeberg in Schlesien und dem Böhmischem Bergstädtchen Schatzlar (gegründet 1136) in Verbindung, mit welcher Ansicht er sicher recht hat, aber „Bauwerk“ im eigentlichen Sinne wird der Gasthof nie gewesen sein, sondern immer nur „Kretscham“. Außer dem eingangs erwähnten „Ausgespann“ beim Schmiedeberger Paß, das den höchsten Punkt der Liebau-Schmiedeberger Chaussee bildet, gibt es noch das „Hohenwollauer Ausgespann“ (805 m) auf der alten Fahrstraße Schmiedeberg-Landesbater. Auf beiden Punkten wurden bei dem früheren starken Fuhrwagenverkehr die Vorspanne erlassen, welche nötig waren, um die beladenen Wagen zur Paßhöhe zu bringen.

Wie berichtet wird, sind die Außenfront und der große Saal des „Fürstankretscham“ noch immer unverändert, lediglich die Wirtschaftsgebäude wurden umgebaut.

Septembertage auf der Schneekoppe

„Die fernen Berge um Prag und die Türme von Breslau und Liegnitz sind an heißen Tagen von der Schneekoppe aus zu sehen“, hieß es im „Führer durchs Riesengebirge“. Breslau und Schneekoppe hatten die weite Fernsicht gemeinsam, weil sie am Rande der Ebene aufragten, aber sie hatten auch den plötzlichen Wetterwechsel gemeinsam, und so mancher, der voll Zuversicht beim hellsten Sonnenschein aus dem Tal aufstieg, kam oben bei dichtem Nebel, Regen oder Schnee an und sah nur wenige Meter weit, nicht aber die gepriesenen fernen Ziele. Auch bei hellem Wetter beeinträchtigte im Sommer das Flimmern der heißen Luft über der Ebene und im Winter der aufsteigende Bodendunst den Rundblick.

Im September aber habe ich einmal die traumhaft schöne Fernsicht über Schlesien und Böhmen gemessen. Nicht um Schonen, als ich zur Koppe aufstieg, zerrte ich an der Prophezeiung des Wetterwirts vom Observatorium, der angerufen hatte, daß der Tag klar werden würde. Der Hochwald war noch morgenfeucht, und strichweise wanderte ich durch Nebel, um die Knieholzseile auf dem Kamm flogen noch Wolkenfetzen. Je höher ich aber stieg, umso mehr entschleierte sich die Ferne, und die Luft war von jener unbeschreiblich klaren und durchsichtigen Heile, wie sie meist nur dem September und dem Hochgebirge eignet. Es war, als leuchte nicht nur der

Himmel und die Sonne, sondern als trage jeder Felsblock und Stein, jeder Taustropfen, jeder Baum und jeder Wasserlauf seinen eigenen Glanz und leuchte von innen her mit der Sonne um die Wette. Die Holzschindeln der alten Laurentiuskapelle, in der schon Goethe übernachtet hatte, schienen wie altes Silber, und die Fensterscheiben der Bauden hier und unten am Koppentopfen wirkten wie strahlende Spiegelgläser. Es war fast windstill und der Himmel von reinem, wolkenlosem Blau.

Wir waren oben auf dem Koppentopfe nur wenige Menschen, denn im September hat sich der Strom der Wanderer und Fremden schon verlaufen. Wir stritten miteinander, ob der feine, zarte Strich am westlichen Horizont wirklich Prag sein könnte; dann bewies uns der Blick durch das große Fernrohr, daß wir uns nicht geirrt hatten. Das weite, tief ins Riesengebirge hinein verstreute Land breitete sich nach dieser Richtung zu unseren Füßen aus. Alles, fruchtbares Kulturland, dessen Wohlstand und Gewerbetreibend bewiesen wurde durch die dichte Besiedlung und die ragenden Schornsteine und Kirchtürme. Steil unter uns sahen wir den schmalen Riesengraben und konnten in ihm nicht nur jedes einzelne kleine Haus, sondern auch die Fensterscheiben daran erkennen, daß es schien, als sei es nur ein kleiner Sprung dort hinunter, und wir wußten doch, daß die Tabohle fast 800 Meter unter uns lag.

Daß einmal der Rücken des Riesengebirges den Namen Kamm bekam, wurde bei dieser klaren Sicht selbstverständlich. Vom langgestreckten Grat der Berge fallen nach beiden Seiten die Täler steil abwärts. Kein anderer Berggipfel hindert uns die Sicht, so viele wir von hier oben auch sehen, auf der einen Seite das dunkelbewaldete Ibergebirge und fern am Horizont, mit dem

1975 Zimmer für Gäste eingerichtet werden sein. Michelsdorf selbst aber soll einen ziemlich trostlosen Eindruck machen. Die evangelische Kirche ist ausgeplündert und dient nichts Schaffherden als Unterkunft. Erwähnt sei noch, daß der Legende zufolge vom Kallergewölbe des „Fürstenkruschens“ ein unterirdischer Gang bis nach Schatzlar geführt habe.

unbewaffneten Auge kaum noch zu erkennen, die Landskrone bei Görlitz.

Nach Süden hin vermögen wir die Vielzahl der Berge nicht mehr mit Namen zu bezeichnen, obwohl wir alle das Land gut kennen. Wie erstarrte große dunkle Wogen ziehen sich die Bergkuppen bald höher, bald flacher bis zu den Glatzer Bergen hin.

Wie auf einer Flugkarte liegt das weite schlesische Land vor uns. Wieviel Geschichte, nicht nur preußische und schlesische, sondern auch europäische hat sich im Land zu unserem Füllen abgespielt. Auf der Ebene dort bei Liegnitz opferten die Schlesier ihren Herzog, um dem westlichen Europa den Mongolenanmarsch abzuwehren. Im waldigen Mordgrund, der unter uns dunkelt, finden die Bauern immer noch manchmal Tatarenreise, die kleinen Halbrisen der Mongolenpferde, die bis hierher versprengt wurden. Im Buchenwald dicht bei den Falkenbergern liegt das kleine Buchwalder Schloß. Das war die Zufluchtstätte des Reichsfürstlichen von Silesien (der die *Walden* in Büschen sich verborgen hielten) von dem Floh er über die österreichische Grenze, die auch mitten über die Koppe läuft. Wer weiß aber, daß in dem gleichen Schloß die ersten Zinnmühlen mit Steinkohle geheizt wurden, daß von da aus eine grundlegende Umstellung der Hausheizung ausging? Graf Roden, der Besitzer des Schlosses, war der Organisator des ober-schlesischen Berg- und Hüttenwesens.

Der helle Fleck an der Anhöhe schon jenseits der Bahnlinie Breslau-Hirschberg, die wir nur an der langen Rauchtöhre, die ein Zug hinter sich herzieht, ausmachen können, ist das Kätzloch, der Marmorbruch, aus dem der große Fritz sich das Material für den Potsdamer Schloßbau holte, der seinen Feinden nach den schlesischen Kriegen beweisen sollte, daß seine Kraft noch nicht erschöpft sei. In den Schlössern Fischbach, Erdmannsdorf und Ruhberg, die in das Grün der alten Acker- und Parkhäuser eingebettet liegen, spielte



sich die Liebesromanz des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. mit der Prinzessin Radziwill ab, die er nicht heiraten durfte. Der sagenarmwobere Kyras grüßt herüber, die Burg, wie aus dem Stein gewachsen, die niemals einem feindlichen Ansturm erlag.

Alle Orte aber, die wir sehen, tragen einen bairischen Namen: Schreiberbau, Petersdorf, Kiesewald, Arnsdorf, Hirschberg, Schindlersdorf, Kreuzbühl, Wolfers, Bräkerberg usw. Die markanten Felsengruppen ebenso: Die Marmsteine, Mädelsteine, der Minsagstein, die Friesensteine auf dem Landeshaute Karren, die Falkenberge, Pfaffenberg, die Esle usw. Deutsche rodeten den Wald und Deutsche machten den Acker urbar. Deutsche bauten die Talpöten und Sicherungen der Wasserläufe, um das Tal vor der Überschwemmung mit Wasser und Geröll zu bewahren. Hier oben formte ein Dichter das Lied: Was ist das Deutsche Vaterland?

Wir sitzen noch, als es uns draußen zu kühl wird, drinnen am Fenster der Baude und sehen die wechselnden Farben des sinkenden Tages über dem Land, wie sich langsam die Ferne verschleiert und die Täler sich mit Schatten füllen, während uns noch die Sonne leuchtet. Der Zitherspieler singt das Lied, das heute noch immer in uns klingt, obwohl wir fern der Heimat sind: Riesengebirge, deutsches Gebirge, meine liebe Heimat Du.

Gedanken über die Heimat

In Zeitungsberichten und Gesprächen liest und hört man häufig von der „neuen“ oder der „zweiten“ Heimat, die Vertriebene angeblich gefunden haben sollen. Das mutet wie eine Alibi-funktion oder ein Trostpflaster an, denn die Heimat ist nicht etwas, das man beliebig austauschen kann – ich breche heute meine Zelte ab, gehe wandern hin und befinde mich schon in der „neuen“ oder der „zweiten“ Heimat.

Es gibt weder eine „neue“ noch eine „zweite“ Heimat, sondern nur eine Heimat. Wer sie unter Zwang verlassen muß und nicht zurückkehren kann, oder wer sie freiwillig verläßt und nicht zurückkehren will, hat sie für immer verloren; er ist heimatlos. Wäre es anders, gäbe es in der deutschen Sprache dieses Wort „heimatlos“ und Begriffe wie „Zuhause“, „Heimweh“ und „Fremde“ nicht.

Es sei hier an Joseph von Eichendorff erinnert. (Wie in die Fremde wir wandern), lautet die erste Zeile des Gedichtes „Heimweh“, und „Mir graut im fremden Land“, heißt es in dem seinem Bruder gewidmeten, ebenfalls „Heimweh“ überschriebenen Gedicht. In „Abschied“ (Im Walde bei Lubo-

witz) stehen die Worte: „Fremd in der Fremde geh'rt“. Als Schluß Lubowitz 1823, nach dem Tode des Vaters, versteigert wurde, verlor Eichendorff sein „Jugendparadies“, seine Heimat. Das Gedicht „In der Fremde“ von 1833 läßt den Schmerz über den unwiederbringlichen Verlust ahnen.

„Ich habe ontsetzliches Heimweh... Das bedeutet enorme Telefonrechnungen und viele Tränen“, schrieb ein Auswanderer, und ein anderer bekannte in einem Brief: „Unsere Gedanken gehen... in die Heimat. Und etwas Heimweh und Wehmat ist auch dabei“.

Heimat bedeutet vor allem Bindung, denn sie ist das Land der Ahnen, die Summe von Herkunft, Bodenständigkeit, Familie, Erziehung, Kultur und Dialekt, die Landschaft, aus der ich stamme, in der ich durch meine Verfahren verjüngert bin. Heimat sind die Menschen, meine Art und Sprache, die mein Denken und Fühlen geprägt haben. Die Heimat ist der einzige wirkliche Besitz des Menschen; wohl dem, der ihn behalten und nach dem Tod in heimatlicher Erde ruhen darf.

Und jede Nacht . . .

Und jede Nacht Mordt mich dertelle Traum:
Ich bin behelm und geh' durch die Straßen
Der alten Dairheit, die kumst Mordig.
Und lach ein Faun – und kann nicht lallen,
Daß Trü und Trüm mit verhölfen lach,
Durd' die ich jurtend lach, als ich noch war ein Kind.

Da Mordt mich jede Nacht dertelle Traum,
Das mir im Sagger Freude noch gellichen,
Erlicht in Trud. Ich werde jede Nacht
Zule erst aus der Heimat ausgezriben.

Das Erntu 811

Protest gegen Bier und Schnaps

Der zunehmende Besuch der Riesengebirgsreisenden im 17. Jahrhundert bewog den Grafen Christoph Leopold Schaffgotsch auf dem Schneekoppeingipfel, der bisher keinerlei Schutz vor Sturm und Unwettern bot, eine Kapelle zu errichten, mit deren Bau um das Jahr 1668 begonnen wurde.

Obwohl, wie berichtet wird, bei den Bauarbeiten täglich 60 Mann beschäftigt waren, zog sich die endgültige Fertigstellung der Kapelle bis über ein Jahrzehnt hin, denn erst am 10. August 1681 wurde sie zu Ehren des hl. Laurentius eingeweiht. Ursache dieser langen Bauzeit waren vielerlei Hindernisse, wie häufige Nebel, Stürme und Ungewitter, vor allem die endlosen Winter. Schwierigkeiten bereitete auch der lockere Baugrund (man mußte beim Graben des Grundes 14 Fuß tief gehen) und die Höhenmühsal (siehe in der Zeitschrift „Auf Fuß der Länge“ befindet sich eine kleine Baude, in der die Arbeiter Schutz gegen das Unwetter fanden. Diese enthielt eine Stube mit einem Herd zum Kochen und eine Kammer).

Die Kapelle selbst, deren 1,25 m dicke Mauern von außen mit einem schützenden Mantel aus Holzscheiteln umgeben wurden, hat bis zur Spitze des Daches eine Höhe von 14 m, während der innere Durchmesser des runden Baues 7 m beträgt. Das Innere des kleinen Gotteshauses war einfach, aber würdig ausgestattet. Es fand in ihm fünfmal im Jahre, an den sogenannten „Koppentagen“ zu Maria Geburt, Maria Heimsuchung, Maria Himmelfahrt, Christi Himmelfahrt und St. Laurentius, Gottesdienst statt, welcher von den Mönchen aus dem Kloster in Bad Warmbrunn abgehalten wurde.

An einer geschützten Stelle des Gehänges über dem Kleinen Teiche war ein Gebäude aus Holz errichtet worden, in dem die Mönche übernachteten und das deshalb die

„Geistliche Baude“ genannt wurde. Vor Errichtung dieser Baude hatten sie immer in einer Klausur eines Einsiedlers am Seiffenberge Rast gehalten, doch mußte diese Zufluchtsstätte wegen Kälte und heftiger Stürme geräumt werden.

Für jeden abgehaltenen Gottesdienst in der Kapelle erhielt jeder der Mönche 1 Taler und 10 Silbergroschen, auch durften sie sich den Inhalt des Klingenbeutels teilen. Für den beschwerlichen Aufstieg zu der Koppe mußten den Geistlichen außerdem von den Bauern der Gemeinde Herischdorf zwei Reitpferde und ein Packpferd regelmäßig unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

Die Beteiligung an den „Koppentagen“ war jedesmal so groß, daß die vielen Menschen auf dem Koppen-Platzen, über das schon damals die böhmisch-schlesische Grenze verlief, kaum Platz fanden und die Heuschößern der benachbarten Bauden überfüllt waren. Viele der frommen Besucher mußten deshalb in den Heuschößern des Kammer übernachteten. Da sich auch viele Krimmer einfanden, die ihre Ware feilboten, herrschte oft ein regelrechter Jahrmärktebetrieb.

Dies änderte sich, als im Jahre 1810 die schlesischen Klöster aufgehoben wurden, was zur Folge hatte, daß ab 1812 der Gottesdienst in der Koppenkapelle ganz aufhörte. Das kleine einsame Gotteshaus stand nun lange unbenutzt und wurde mehrere Male von unbekanntem Tätern aufgebrochen, beraubt und geschändet.

Schließlich wurde es, nachdem es bereits Verfallerscheinungen zeigte, 1924 in eine Herberge für Koppengewanderte umgewandelt und dem Gastwirt Seiberhaus aus Warmbrunn in Pacht gegeben, der die hölzerne Bühne unter der gewölbten Decke mit Strohbänken und Wolldecken ausstattete, so daß zehn Personen ein düstiges Nachtlager finden konnten. Die Be-

wirtung in diesem Hospiz war natürlich denkbar einfach.

Auch war der Aufenthalt in ihm zur Sommerzeit nicht ganz ungefährlich, da die Kapelle wiederholt unter Blitzschlägen schwer zu leiden hatte. So kamen z. B. bei einem Gewitter am 18. Oktober 1828 mehrere Personen zu Schaden, als der Blitz binnen einer Sekunde fünfmal in die Kapelle einschlug und jedesmal einen Menschen verletzte.

Der Knecht Wimmer aus Groß-Aupa in Böhmen starb dabei an einer großen Brandwunde am Rücken. Gleichfalls durch Blitzschlag getötet wurde am 16. August 1834 ein am Ofen der Herberge legendar Truist aus Breslau, während sechs weitere Personen schwere Verletzungen erlitten. Am 10. August 1847 fuhr ein Blitz durch die Öffnung der Kapelle und verletzte einen mit Heizen beschäftigten Mann lebensgefährlich.

Versuche, diesen dauernd schadenbringenden Blitzschlägen dadurch Einhalt zu gebieten, indem man einen Ableiter erdvermittelnd in die Kapelle führte, erwiesen sich als nutzlos, da er im harten Gestein endete und die Blitze immer wieder auf das Gebäude übersprangen.

Dem Gastwirt Siebenhaar kommt das Verdienst zu, die berühmten „Koppenblücher“, die schon lange Zeit vorher in der alten Hempelbaude vorhanden waren, wieder eingeführt zu haben. Auch machte er sich dadurch verdient, daß er zehn Jahre lang meteorologische Beobachtungen betrieb.

In kirchlichen Kreisen, und nicht nur in katholischen, war jedoch die Verwandlung des Gotteshauses in eine Gastwirtschaft mit Müllken aufgenommen worden, da sie darin mit Recht eine Entheiligung der geweihten Stätte erblickten. So richtete der evangelische Pfarrer Kitzler in Hermsdorf eine erträgliche Beschwerde an den Grafen Schaffgotsch, daß an dem Ort „wo vordem so vielen Menschen Trost und Erhebung im Gottesdienst geworden“ sei, „jetzt Bier und Schnaps geschonkt werde“. Seine Bitte, das Gotteshaus wieder seiner Bestimmung

zurückzugeben, fand jedoch vorläufig kein Gehör.

Erst als sich herausstellte, daß das kleine Hospiz den Anforderungen der Reisenden nicht genüge und sich der spätere Koppenwirt Sommer (+ 1881) dazu erbot, neben der Kapelle eine Baude zu errichten, ließ Graf Leopold Schaffgotsch dieselbe wieder herstellen. Die Wiederinstandsetzung erfolgte im Sommer 1850 und kostete 85 Taler. Die Wiedereinweihung des Gotteshauses nahm der Fürstbischof von Breslau vor.

Es fand man wieder regelmäßig einmal im Jahr am Laurentiustag (10. August) Gottesdienst statt. Über der Eingangstür der Kapelle ließ die Ortsgruppe Berlin des Riesengebirgsvereins eine Gedenktafel zum Gedächtnis an Ludwig Reichardt anbringen, welcher am 3. August 1825 in der Kapelle das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“ komponierte.

Das 1850 von dem Gastwirt Sommer erbaute Gasthaus neben der Kapelle wurde 1857 auch böhmische Hand in Aach) gekauft (im Neudruck vertrieben im April 1862 der Blitz, worauf Sommer einen dritten Bau unternahm. Ein zweites Gasthaus errichtete der Besitzer einer Greterbaude 1868 wenige Schritte, weiter auf böhmischer Seite. Durch Tausch ging dieses Haus 1870 in Sommers Besitz über. Von diesem übernahm 1875 die beiden Koppenhäuser Friedrich Pohl.

Nach dessen 1886 erfolgtem Tod gingen sie an Pohls Erben über, die sie bis zur Vertreibung der Deutschen aus Schlesien und Böhmen bewirtschafteten. Das Observatorium (Gipfelstation 1. Ordnung) besteht seit 1899 und wurde am 5. Juli 1900 seiner Bestimmung übergeben.

**O laßt der Jugend ihren Traum
mit seinen sonnigen Rosen:
wie bald, ach, blühen
am Lebensaum
die ersten Herbststreuosen!**

Rübezahl und der Bettelmann

Der Winter hatte in Schlesien seinen Einzug gehalten. Die Berge und Wälder des Riesengebietes waren tief verschneit. In jenem Winter war besonders viel Schnee gefallen. Dazu herrschte noch außerdem ein sehr strenger Frost, der Stein und Bein im Nu gefrieren ließ. Obwohl die Bewohner des Riesengebietes große Kältegrade gewohnt waren, so hatten sie jedoch eine derartige Kälte seit Menschengedenken noch nicht erlebt. Der Frost lag grimmig, star und eisefüllt, in den Ländern der Riesengebiete. Wer nicht unbedingt draußen etwas zu tun hatte, verbarg sich vor ihm in den warmen und gemütlichen Gebirgsbläschen.

Die Natur ruhte im starren Frost des Wintertages. Die schmalen Bergstraßen waren menschenleer. Es war nachmittags, gegen drei Uhr. Die ersten Schatten des schneidehellen Tages lagen schon auf dem schneebedeckten Baumwipfeln des Erlösberges bei Arnsdorf. Da, auf einem der vielen Waldwege, sah man nun eine menschliche Gestalt durch den tiefen Schnee stapfen. Nur recht mühsam bahnte er sich vorwärts und er mußte recht oft stehenbleiben, da er wohl auch schon recht alt zu sein schien. Der Mann trug eine zerschlossene alte Lederjacke, dünne Hosen, durch die der Eiswind frostig blies, dazu steckten seine Füße in arg ausgetretenen Schuhen. Der Kopf des armen Mannes war mit einem uralten Filzhat bedeckt, unter dem Ohrenschützer sichtbar waren. Seine Handschuhe waren voller Löcher. In seiner Rechten hatte der Mann einen dicken Knotenstock, nach Art der Gebirgler. Auf seinem mageren Rücken hing ein armseliger Rucksack, an dem eine alte Wolfdecke befestigt war. Das Gesicht des Alten war von Wind und Wetter gerbt und tiefe Falten hatten sich darin gegraben. Sein grosser Bart war von Eis und Reif behängt. Krachend ging er auf dem

Waldwege, der nun allmählich steiler wurde, voran. Sein Atem dampfte und blieb starr in der winterlichen Luft stehen. Von den Bäumen der Kräuberberge, die unter der grossen Schneelast lücherten und stöhnten, stäubte keine der glitzernde Schnee auf den Mann herab.

Nach geraumer Zeit kam der Alte aus dem Walde heraus und er hörte plötzlich Stimmern von Menschen. Ja, dort vorn war ein grosser Teich, auf dem einige Kinder über das blanke Eis schlidderten. Gleich hinter dem Teich gewährte nun der Mann ein langes, gestrecktes Dorf. An dem tiefgefrorenen Weiher hielt der Alte inne und er sah eine Weile den Kindern auf der Eisfläche zu. Da fiel ihm seine Jugendzeit ein. Vor vielen, vielen Jahren war er einstmals auch so über das Eis gefährt, so wie diese Kinder dort. In Gedanken versunken, war er im Begriff, seinen beschwerlichen Weg fortzusetzen.

Da, was war das? Ein viestimmiger Aufschrei der Kinder liess den Alten alsbald zurückschauen. Und er erkannte sofort, daß auf jenem Teich ein Unglück geschehen sei. So schnell es seine alten und müden Beine vermoschten, lief er zum Weiher hinüber. Nun sah er es. Ein Knabe war am Ufer des Teiches in ein Eisloch geraten. Sein Oberkörper war noch zu sehen. Krampfhaft versuchte er sich auf der spiegelblanken Eisfläche zu behaupten. Jeden Moment konnte er im Wasser versinken. Panisch vor Angst liefen die anderen Kinder fort. Der alte Mann, am Ufer des Teiches, sprach nun dem Knaben besänftigend zu und er streckte ihm seine alten Hände entgegen. Und langsam, ganz langsam, zog er das angeerfahrene, vor Wasser tiefende Kind, an das rettende Ufer. Begütigend streichelte der Alte das Köpfchen des Knaben und er zog seine alte, zerschlossene Jacke aus und legte sie behutsam auf das frierende Kind. Dann

erkundigte sich der alte Mann noch bei dem Jungen, wo er denn zuhause wäre. Rasch, so gut es eben ging, lief nun der Alte zum nahen Dorf, um Hilfe herbeizuholen.

Die Leute im Dorf zeigten ihm den Weg, wo die Eltern des Jungen wohnten. Es waren reiche Bauernleute. Der arme alte Mann, abgerissen und ohne wärmende Jacke, naß und frierend, erzählte dem Bauern die Geschichte und bat ihn, seinen Sohn schnell heim zu holen.

Der reiche Bauer jedoch, ein vienschrüger und ein grober Mann, fuhr den Alten barsch an: „Scher! Dich schnell von meinem Hof! Ich habe keine Zeit, mir dein dummes Gefasel weiter anzuhören! Ich muß mich jetzt um meinen Jungen kümmern! Und laß dich hier auf meinem Hof nie wieder sehen, du nichtsnutziger Vagabund!“

Kein Wort des Dankes für den hilfsbereiten armen Alten. Nur die mitleidige Bauernfrau gab dem armen Manne heimlich eine alte Jacke und dazu noch ein Stück Brot. Traurig schritt der alte, müde Mann von dannen um sich irgendwo ein bescheidenes Nachtschlößchen zu suchen, da der Kalte nun immer grimmiger wurde. Am Rande des Dorfes aber wohnte eine arme Tagelöhnerfamilie mit ihren sechs Kindern, die selbst bitterarm waren. Als die gutberzige Frau den alten Mann kommen sah, so bat sie ihn gleich, in ihr bescheidenes Häuschen zu kommen. Alle mußten nun etwas enger zusammenschieben, zumal sie nun neun Leute im Zimmer waren. Die Frau bereite dem Alten sofort eine warme Milchzeit, zwar kal, doch sie gab gerne von dem Wenigen, das sie besaß. Eine warme Milchsuppe mit Brot, Ziegenkäse und Quark.

Vor dem Essen sprach die Frau ein Gebet, denn sie war gottesfürchtig und fromm. Dann trocknete sie die nassen Sachen des alten Mannes und bat ihn, solange bei ihr im Hause zu bleiben, bis er sich wieder erholt habe. Der Alte fühlte sich bald wie zuhause, bei dieser überaus freundlichen Frau und er unterhielt sich mit ihr und dem Mann und spielte mit den Kinderlein. So

eine gute Aufnahme hatte er bisher noch nirgendwo bekommen. Dem Himmel sei Dank dafür!

Dann erzählte er seine Lebensgeschichte, daß er durch ein großes Mißgeschick zum Bettelmann geworden sei und er schon seit vielen Jahren keine Heimat mehr hätte. Auf das Drängen seiner Gastgeber hin, mußte er auch von der Rettung des Knaben berichten und was ihm bei dem reichen Bauern widerfahren war. Ja ja, dieser Bauer war schon in der ganzen Umgegend als grob, geizig und menschenverachtend bekannt und er stand in einem denkbar schlechten Ruf. Der Tagelöhner und seine Frau meinten, die Strafe Gottes würde diesen gemeinen Karl auch wohl eines Tages treffen.

Grade als sie die Petroleumlampe löschen und zu Bett gehen wollten, hörten sie Pferdegetrappel draußen vor der kleinen Kute. Ein Wagen hielt vor der Tür und ein stattlicher Mann mit wallendem Bart, in ein grünes Ledensammet gehüllt, sprang gewandt vom Kutschbock. Er band die Pferde an und klopfte daran denn er suchte die alte herrliche Tür des Tagelöhners. Die Leute waren sehr erschrocken. So ein später Besuch und dazu noch so ein vornehmer und feiner Herr! Was hat das zu bedeuten, fragten sich die armen Leute.

Die Frau öffnete die Tür und fragte, was der Herr denn begehre. Dieser aber begrüßte einen jeden mit Handschlag, und er war über alle Maßen höflich und freundlich. Und er sagte nun: „Ja, ich habe mich wohl bei diesem großen Schnee so geirrt, daß ich in die falsche Richtung gefahren bin! Habt ihr, ehrenwerte Leute, nicht ein kleines Plätzchen für mich? Ich werde es euch auch sehr gut erlohnen!“

„Natürlich, gern“, sagte die gute Frau. „Kommen sie nur herein in unser bescheidenes Heim!“

Und der vornehme Herr ging ins Haus und er freute sich voller Dankbarkeit. Die Frau bereite ihm auch ein Mahl, von dem Wenigen, was sie hatte. Und dem Fremden gefiel es ausnehmend gut bei diesen ar-

ren, herzenguten Menschen. Ehe sie sich dann zur Ruhe begaben, fragte die einfache Frau diesen unerwarteten Gast, wo denn die Pferde mit der Kutsche über Nacht bleiben sollten. Der fremde Herr aber entgegnete geheimnisvoll, daß er sie schon heimgeschickt habe, sie ihn aber morgen in der Frühe, wieder abholen können. Die Frau aber schloß verbüßli die Haustür zu und sie machte sich so ihre Gedanken über den Besuch dieses Herrn.

Jedoch, ehe sie sich zur Ruhe legte, sagte der Fremde zu der Frau des Tagelöhners: „Mein Freund, der arme alte Bettelmann, ist doch sicher auch heute Nacht in eurem Häuschen!“

Die Frau sagte entsetzt: „Ja, das stimmt! Aber, woher wissen sie denn das?“

Darauf antwortete der feine Herr: „Liebe gute Frau, ich weiß viel mehr, als ihr es zu denken vermag! Dieser gute alte Mann, ist mein getreuer Freund! Er, der vom Schicksal hart Gepeinigter, steht unter meinem persönlichen Schutz! Wer ihm etwas zuleide tut, (er wird) mit mir persönlich wahren Rache!“ Und er sagte dem-über auch Schluß: „Meine Boten haben es mir schon vor einigen Stunden berichtet, was diesem guten Manne widerfahren ist!“

Die Frau bekam einen gewaltigen Schrecken. Ja, dieser Fremde hier, der ist wahrhaft unheimlich! Und sie wies dem Herrn eine ärmliche Bettstatt an. Eine bessere Schlafgelegenheit für diesen vornehmen Herrn hatte sie leider nicht. Die arme Frau wälzte sich noch stundenlang schlaflos auf ihrem Lager und gar böse Träume plagten sie, da sie die vergangenen Geschehnisse nicht vergessen konnte.

Als dann der nächste Morgen heraufbrannte, war der fremde Herr bereits fertig gekleidet und er wollte sich nun zur Heimfahrt rüsten. Des Tagelöhners Frau bestand aber darauf, daß sie alle gemeinsam das morgendliche Mahl einnehmen sollten. Die Frau sprach vorher ein Gebet. Dann aßen sie alle, auch der Bettelmann und der Fremde, von der karglichen Mehlsuppe mit

Brot, und sie waren mit dem Wenigen mehr als zufrieden.

Zu dem Bettelmann aber sagte der vornehme Herr: „Du da so viel Schwere im Leben hast erdulden müssen, so kommst du nun zu mir mit, in mein Schloß! Du sollst noch viele schöne Jahre bei mir verleben! Du, einer der Ärmsten, du hast es wahrlich verdient! Nie mehr in deinem Leben sollst du Not erliden! Komm, meine Kutsche wartet schon draußen!“ Und die Pferde mit dem Wägen, sie standen schon vor der Tür.

Der Bettelmann aber wurde bleich vor Schrecken und auch vor glückseliger Freude. Er konnte es immer noch nicht fassen. Kurz vor der Wegfahrt steckte der vornehme Herr der Tagelöhnerfrau einen seidenen Beutel mit Goldstücken zu und er sagte zu ihr: „Ich schenke für deine große Liebe und Güte, dir und deiner Familie, zehn blanke Goldstücke. Du darfst von diesen Goldstücken aber immer nur höchstens neun davon ausgeben! So werden dann abends immer zehn neue Münzen in dem Beutel sein! Wenn du so bist, wie ich dir sage, so werden dir alle bis an dein Ende keine Not mehr haben! Es soll ein kleiner Dank dafür sein, daß ihr mich und meinen Freund, den Bettelmann, liebevoll beherbergt habt! Und nun Adh! Ich komme bald mal wieder bei euch vorbei!“

Die Tagelöhnerleute konnten ihr großes Glück kaum fassen, das ihnen ins Haus gekommen war. Und später wußten sie es. Der Fremde, war der Borgeist Rübezahl gewesen, der bei ihnen zu Gast gewillt hatte.



DIE HEIMAT FÜR KINDER UND ENKEL – IM BUCH



Schlesien
Sudetenland-Bildwerk
ISBN 3-8083-1082-0 DM 68,-



ISBN 3-8083-1090-1 DM 40,-



In Vorbereitung 1989
ISBN 3-8083-1095-2 DM 40,-

Weitere Sudetenland-Bücher:



ISBN 3-8083-1087-1 DM 45,-

HEIMAT NORDBÖHMEN
HEIMAT WESTBÖHMEN
NORBÖHMEN IN FARBE
WESTBÖHMEN IN FARBE
SUDETENDEUTSCHE
GESCHICHTE
SO LACHT AUF IN
SUDETENLAND



ISBN 3-8083-1074-X DM 45,-



Neuauflage 1989
ISBN 3-8083-2003-6 DM 36,-



ISBN 3-8083-1163-0 DM 35,-



In Vorbereitung 1989
ISBN 3-8083-1180-0 DM 38,-

Adam Kraft Verlag · 6800 Mannheim 52



An kleinen Teich von Willi Mayer

www.riesengebirgler.de

Behüt es mir!

Kennst du mein Bergland aus Granit,
wo wild die Wolken ziehn,
wo Traufstein und Habichtsklamm
und Erosion erblicken?

Wo noch in tiefer Einsamkeit
die alten Götter wohnen
und ohne Raun und ohne Zorn
auf ihren Felsen thronen?

Behüt es mir viel tausendmal,
du Herr der Berge - Rübcrab!

Kennst du mein Bergland aus Granit?
Und bist du wand und müde,
kumm her, tritt ein, sei wieder Kind,
hier blüht die stiller Fröude!

Das Krieholz ruart, die Quelle rinnt,
der Alltag flüht von hinnen,
die Ferne rändert Lichte an
dort auf des Morgens Zinnern.
Behüt es mir ... !

Kennst du mein Bergland aus Granit
auf deinen Wanderskinn?

Die Mondnacht zaubert Wunder dir,
und Eis und Schnee erblicken.
Dein Herz schlägt laut, du stromst kurz.
Du kennst dich selber rinnen.
Und deine Seele kriecht vor Gott
in all dem Glanz und Schimmer.
Behüt es mir ... !

Kennst du mein Bergland aus Granit?
Und mußt es einst geschoben,
reich her mir Mantel, Rucksack, Stock,
Herzlich, wir müssen gehen!
Noch einmal nur, nur einmal noch
die schönen blauen Berge;
leb wohl, du Teich, du Fels, du Tal,
leb wohl, ihr grauen Zweige.
Behüt es mir ... !

Oliver Fehrig